WIDENER LIBRARY
HX K2MY %

P Germ 147.18

1931

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Da sey Gott vor, dass ich einen so glorreichen Tag mit Blut beflecken sollte!

Deutsche Monatsschrift.

1790.

May bis August.

Zweyter Band.

Mit Kupfern.

Freymüthig und bescheiden.

Berlin, 1790.
bei Friedrich Vieweg dem älteren.

Digitized by Google

P Germ 147.18

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
Dec 21, 1931

„Da man wil anſchawen vnd erwegen die Kriegs-
„hendel, oder andere lobwirdige zierde vnd herrligkeiten,
„als nemlich, tapferkeit, grosmütigkeit, beſtendigkeit, ich mag
„auch wol dazu ſetzen ſanfftmütigkeit vnd freundligkeit, ſo
„wird man kaum ein Geſchlecht finden, das an hohen für-
„trefflichen Tugenden dem Chur vnd Fürſtlichem Hauſe
„der Marggraffen zu Brandenburg zuuergleichen were.“
Joachim Camerarius, nach Reineck von Steinheim's Ueber-
ſetzung. 1580.

Digitized by Google

Vorrede.

Wir liefern hier ein in seiner Art ganz eignes Stück; hoffen aber dennoch, so sehr es von der Sitte periodischer Schriften abweicht, wir werden nicht nur bey dem Brandenburgischen, sondern auch bey dem größern Deutschen Publikum, deshalb Verzeihung erhalten. Denn Friedrich Wilhelm, der Große, war vor allen Fürsten des siebzehnten Jahrhunderts der Mann, auf den nicht Brandenburg allein, auf den ganz Deutschland mit Recht stolz seyn darf.

Am 29. April 1688 ward dieser große Mann Deutschland entrissen. Brandenburgischen Patrioten geziemte es vor allen, das hundertjährige Andenken seiner Verewigung dankbar zu feyern. Auch Halberstadt, das durch Ihn so glücklich ward, unter Brandenburgischen Scepter zu kommen, beging diesen Tag am 30. April 1788, in einer öffentlichen Versammlung der Litterarischen Gesellschaft; und hatte das Glück, einen großen Nachkommen des verewigten Fürsten, des regierenden Herzogs von Braunschweig Durchlaucht, mit unter seinen Zuhörern bey dieser Feyer zu sehn.

Diese Feyer, einfach in ihrem Gegenstand, doch, wenn wir nicht irren, mannichfaltig genug in ihrer Ausführung, ist der Inhalt des gegenwärtigen Stücks. Die Verfasser waren damals gleich entschlossen, ihre Arbeiten dem Druck zu übergeben, um auch andre, nahe und ferne Vaterlandsfreunde, so viel an ihnen war, an ihren patriotischen Empfindungen Theil nehmen zu lassen. Der Druck ward aber verzögert; und diese Verzögerung ward eine der Hauptveranlassungen, die der Deutschen Monatsschrift ihre Entstehung gab. Daher war es auch sogleich bey ihrer Entstehung, sie hätte nun auch ein Jahr früher oder später anfangen mögen, ein vester Gedanke, das Säkularfest des großen Kurfürsten zu einem Theil ihres ersten Jahrgangs zu machen. — Die Frage war nur: ob es besser seyn würde, die einzelnen Reden und Gedichte, daraus diese Feyer besteht, und die hier ganz in der Ordnung der wirklichen

Digitized by Google

Feyer aufgeführt sind, in verschiedne Monate zu vertheilen, oder Einem Monat durch die Aufstellung des Ganzen einen eignen Werth zu geben? Das letzte schien uns endlich, nach reiflicher Ueberlegung, besser. Nur anstatt des Aprils, der anfänglich dazu bestimmt war, und in den Friedrich Wilhelms Gedächtnißtag eigentlich fällt, wählten wir nachgehends den May, damit es der Anfang eines Bandes würde, und das Kupfer zugleich damit in Harmonie käme. Die Scene ist: Der Sieger bey Fehrbellin, nach der Schlacht, wie er dem Prinzen von Hessen-Homburg, der durch unzeitige Hitze beynahe das ganze Glück Brandenburgs aufs Spiel gesetzt hätte, verzeiht.

Noch war eine Schwierigkeit. Die ganze Feyer war für Einen Monat zu lang. Um weder die Gränzen Eines Monats zu überschreiten, noch etwas vom Ganzen loszureißen und in einen folgenden Monat zu bringen, haben wir ein und andres Stück nur im Auszug und Theilweise geliefert; doch so, daß die Hauptidee nicht verloren ging. Vielleicht finden wir, wenn es gewünscht werden sollte, dann einmal an einem andern Ort Gelegenheit, die abgekürzten Stücke ganz zu liefern.

Es war ein schöner herzerhebender Tag für uns, der Tag dieser Feyer. Sein Gegenstand ist 1790, nach hundert und zwey Jahren, noch ganz derselbe, der er 1788 nach hundert Jahren war. — Fühlen unsre Leser, die sich bey Lesung des ganzen Stücks in einen feyerlichen Kreis von Deutschen, und Brandenburgischen Männern, denken müssen, bey dieser und jener Stelle ihr Herz höher emporschlagen; fühlen Jünglinge sich begeistert, unser Vaterland und seine großen Männer immer vollkommner kennen zu lernen; erweckt diese Feyer vielleicht hier und da den Gedanken, ähnliche Gelegenheiten für Vaterlandsliebe und Bürgertugend zu benutzen: so sind wir belohnt und überbelohnt! — Das Te Deum, welches zum Schluß gesungen wurde, kann vielleicht auch bey andern patriotischen Festen gebraucht werden. Halberstadt, im April 1790.

Die Herausgeber.

Digitized by Google

Deutsche Monatsschrift.

1790. May.

I.

Das Andenken an große Deutsche Männer, ein Mittel zur Erweckung des Patriotismus.

Es ist für den aufmerksamen Beobachter ein überaus erfreulicher Anblick, wenn er fast überall, so weit sein geistiges Auge reicht, die Keime der Aufklärung immer mehr und mehr gedeihen sieht; wenn er wahrnimmt, wie sich hier eine Nation aus dem Zustand der völligen Roheit zu mehrerer Vollkommenheit empor arbeitet, und ihre Nationalbildung zu veredeln sucht; wie dort schon gebildetere Völker ihre religiösen und politischen Vorurtheile ablegen und ihren Gesetzen mehr Zweckmäßigkeit und Menschlichkeit geben; und dann wie gute Fürsten, worauf unser Jahrhundert und unser Vaterland vorzüglich stolz seyn kann, sich um die Wette bemühn, das Glück ihrer Unterthanen zu befördern, und im edelsten Sinn des Worts, Väter ihres Volks zu werden. —

Gern verweilt der Menschenfreund bey diesen Betrachtungen, berechnet mit Vergnügen die ganze Masse der menschlichen Glückseligkeit, und findet dann, troz dem Geschrey der Rouſseaus und Salzmanne, beym Schluß seiner Berechnung, daß die Summe der Glückseligkeit bey weitem die des menschlichen Elends übersteigt. Allein so herzerhebend auch eine so allgemeine

Digitized by Google

Ueberſicht für Männer iſt, deren Geiſt das Ganze zu umfaſſen vermag, ſo wird ſie doch das Herz derer unerwärmt laſſen, die, von edler Vaterlandsliebe beſeelt, nur für ihr geliebtes Vaterland denken und handeln. Sie werden lieber bey den Vorzügen des Landes verweilen, mit dem ſie näher verwandt ſind. Dieß wird der Gegenſtand ihrer Anhänglichkeit, ihrer Bewundrung und Liebe ſeyn. Sie ſehn die urſprüngliche Verfaſſung und Geſetze deſſelben als das größte und unverletzlichſte Heiligthum an, und hegen für die großen Männer, die aus dem Schooß ihres Vaterlandes hervorgingen, die tiefſte Ehrfurcht und Achtung. Dieſe Thatſachen werden durch die Geſchichte aller Nationen, die nur irgend eine bedeutende Rolle geſpielt haben, beſtätigt. Vorzüglich aber drängt ſich dem Beobachter die Bemerkung auf, daß alle Völker, deren merkwürdige Thaten die Geſchichte aufbewahrt hat, ihren großen und außerordentlichen Männern, ſie mochten Geſetzgeber oder Helden, Dichter, Geſchichtſchreiber oder Künſtler ſeyn, eine auszeichnende Verehrung bezeigten. Dies geſchah freylich nicht immer von ihren Zeitgenoſſen, weil Neid und Mißgunſt immer geſchäftig waren, die Verdienſte großer Männer zu verkleinern. Allein die Nachwelt war ſelten eine unbillige Richterinn wahrer Verdienſte, und ſie vergaß faſt nie, großen Talenten den ſchuldigen Tribut zu zollen. Denn nun ſchwieg die Stimme des Neides, gleichzeitige Nebenbuhler waren verſchwunden, und die wohlthätigen Folgen der Thaten großer Männer zeigten ſich in ihrem vollen Glanz. Die dankbaren Nachkommen, welche erſt die Früchte der Arbeiten und Bemühungen ihrer großen Vorfahren genoſſen, errichteten ihnen Denkmäler, die zur Nachahmung reizten, den Geiſt zu ähnlichen großen Thaten entflammten, und das Herz für ihr Vaterland erwärmten! —

Digitized by Google

Man erlaube mir, daß ich jetzt bey den letzten Gedanken etwas verweile, und einige Betrachtungen über das Andenken an große Männer, als ein Beförderungsmittel des Patriotismus anstellen darf. Wir feyern heute das Andenken eines Fürsten, dessen große Eigenschaften, dessen Heldenmuth, Seelengröße, und Vatergüte schon seit einem Jahrhundert die Bewundrung der Nachwelt und das Muster großer Fürsten waren. Wir feyern das Sekularfest eines Fürsten, der unser Vaterland zuerst aus seiner Unbedeutsamkeit empor hob, den Grund zu seiner jetzigen Größe legte, und die Grundverfassung von ganz Deutschland beschützen und bevestigen half. — Man erlaube mir, die Feyer des heutigen denkwürdigen Tages als Gelegenheit zu ergreifen, und die Vortheile zu zeigen, die uns das Andenken an große Männer der Vorzeit gewährt, und wie sich selbst dadurch die Wirkungen großer Handlungen nicht bloß auf den Zeitpunkt beschränken, in dem sie verrichtet wurden, sondern bis in die entfernteste Zukunft unaufhörlich fortwirken.

Schon in den Zeiten des fabelhaften Alterthums findet man die deutlichsten Spuren, daß die Urheber nützlicher Erfindungen und die Beschützer der Unterdrückten auf eine ausgezeichnete Weise verehrt wurden. Die damals noch rohen Menschen wußten ihre Dankbarkeit für die ihnen erzeigten Wohlthaten nicht thätiger an den Tag zu legen, als daß sie die großen Männer ihres Zeitalters unter die Götter versetzten und ihren Himmel mit Helden und Erfindern nützlicher Künste bevölkerten. — Wenden wir unsern Blick auf die Zeiten, wovon uns die Geschichte wahrhaftere Nachrichten liefert: so werden wir zwar keine Vergötterungen großer Männer mehr antreffen, aber wir werden Beweise der Dankbarkeit und Ver-

Digitized by Google

ehrung finden, die den Verdiensten großer Männer angemeßner und für die Ruhmbegierde derselben belohnender waren. Denn nachdem die Philosophie die Menschen mehr aufgeklärt hatte, so mußten auch die Belohnungen, wie sie die Fabelzeit gewährte, immer mehr an Werth verlieren. Die Ehrbegierde der Menschen erfand daher andre Mittel zu großen Thaten zu reizen, die oft zwar sehr einfach, aber nicht minder wirksam waren. Vorzüglich war dieß der Fall in Freystaaten, wo überhaupt der menschliche Geist einen freyern Spielraum seiner Thätigkeit hatte, und wo der Patriotismus seine ersten Keime trieb. — Griechen und Römer, zwey Nationen, die immer zuerst genannt werden müssen, wenn von Vaterlandsliebe, und großen und edlen Thaten die Rede ist, zeichneten sich auch vorzüglich dadurch aus, daß sie die Verdienste ihrer großen Männer bey ihrem Leben, und nach ihrem Tode auf mannigfache Weise ehrten, und ihr Andenken als ein Beförderungsmittel zum Patriotismus benutzten. Ueberall, wo der Grieche und Römer ging und stand, fand er Denkmäler, die die großen Thaten seiner Helden und Gesetzgeber verherrlichten. In den Tempeln der Götter, in den Hörsälen der Philosophen und auf den öffentlichen Plätzen entzückten die schönsten Statüen und Gemälde der größten Meister das Auge des ruhmbegierigen Jünglings. Diese Versinnlichung der vaterländischen Geschichte war gewiß der edelste Zweck der schönen Künste, und es konnte nicht fehlen, daß sie nicht die edelste Nacheiferung erweckt haben sollte. Wie konnte der Jüngling diese treflichen Kunstwerke ansehn, ohne von der Begierde nach großen Thaten entflammt zu werden? Wie sollte er nicht alle Gefahren vergessen haben, da er eines so schönen Lohns gewiß war? Doch, dieß war dem edlen Griechen und Römer noch nicht genug. Ihn befeuerten unsterb-

Digitized by Google

lichere Denkmäler, als zerbrechliche Statüen und Gemälde! die größten Dichter und Geschichtschreiber seiner Nation beeiferten sich um die Wette und boten vereint alle ihre Kräfte auf, die Thaten großer Männer zu verewigen. Sie waren auch die Herolde seines Heldenmuths in der Schlacht, seiner Beredsamkeit in öffentlichen Versammlungen, und seiner Weisheit, wenn er Gesetze für das Wohl seines Vaterlandes entwarf. Die menschliche Natur müßte gar keine Kraft und kein Gefühl ihrer Würde haben, wenn sie nicht durch so kräftige Mittel zur Thätigkeit entflammt worden wären. Aber die Geschichte lehrt uns, daß diese Mittel ihres Endzwecks nicht verfehlten. Denn wo finden wir größre Heldenthaten, wärmere Vaterlandsliebe, und uneigennützigere Aufopferungen, wenn es auf das Wohl des Vaterlands ankam, als in Griechenland und Rom? Wo finden wir jenen Edelmuth, der alle selbstsüchtigen Vortheile verachtete, und den nur der einzige Gedanke an Freyheit und Vaterland belebte. Diese erhabnen Empfindungen waren nur das Erbtheil der Söhne der Freyheit, wofür die Brust des sklavischen Unterthans asiatischer Despoten zu enge war. Der unterjochte Grieche und der entartete Römer verlor auch hernach dieß Hochgefühl, das nur die Frucht seiner Nationalverfassung und Freyheit war.

Aehnliche Erscheinungen haben so wohl in der physischen als moralischen Welt ähnliche Ursachen. Aus den Trümmern des ungeheuren Römischen Reichs bildeten sich neue Königreiche und Freystaaten. Das Streben nach Oberherrschaft und der Kampf um Freyheit eröfnete den Menschen von neuem einen Schauplatz zu großen Thaten. Wenn man nicht den abgeschmackten Satz behaupten will, daß sich die menschliche Natur verschlimmere, so muß man gestehn, daß auch diese Zeiten an

großen Thaten reich sind. Allein sie hatten nicht den Glanz edler Größe, der aus den Thaten der Römer und Griechen hervorstrahlt. Die häufige Vermischung der Nationen während der Völkerwanderung brachte bey jeder einzelnen Nation so viel fremdartiges in ihre Gesetze, Verfassung und Denkart, daß sie sich nicht von den andern durch einen scharf abstechenden Nationalcharakter unterschied. Hierdurch verloren Dichter und Künstler den großen Vortheil, ihren Werken jenen originellen anziehenden Reiz zu geben, der die Werke der Griechen und Römer charakterisirt! — Nach der Wiederherstellung der Wissenschaften bot sich auch den Künstlern und Dichtern ein anderer Gegenstand dar, worauf sie alle ihre Kräfte verwandten; ich meine die heilige Geschichte unsrer Religion. Hierüber wurde die Verewigung vaterländischer Verdienste durch Kunstwerke, wo nicht ganz vergessen, doch nur sparsam bedacht. Die Geschichtschreiber waren keine Thucydides und Livius, und die Erziehung bildete zwar wohl Gelehrte, aber sie entflammte das Herz des Jünglings nicht zu großen Thaten und zur Vaterlandsliebe. Die Dichter und Geschichtschreiber der Alten erweckten zwar hier und da einige Funken vom edlem Gefühl für's Vaterland, aber es waren auch nur Funken und nicht die helllodernde Flamme, die sie in der Brust ihrer Zeitgenossen entzündeten. So erlosch der Patriotismus, da er nicht mehr für die höchste Tugend des Bürgers gehalten, und nicht mehr durch Denkmäler und andre Beweise der öffentlichen Dankbarkeit belohnt wurde.

Um das erstorbne Gefühl für Vaterland und Freyheit wieder zu erwecken, und den Verdiensten großer Männer ihre würdige Belohnung zu ertheilen, war ein zweckmäßigeres Studium der Alten und der vaterländischen Geschichte nöthig. Dieß entstand, und siehe, Geschichtschreiber, Dichter und Künstler verewigten ihre großen Zeitgenossen durch unsterbliche Werke. Unter allen neuern Völkern betraten die Engländer diesen Weg zuerst und vorzüglich. Sie stifteten ihren großen Männern ehrenvolle Denkmäler und erneuerten in dieser Rücksicht die schönen Zeiten der Griechen und Römer.

Digitized by Google

Aber auch unser Vaterland vergißt seiner großen Männer nicht. Auch Deutschland weiht ihnen Denkmäler und feyert ihr Andenken durch Gesänge und Kunstwerke. Seitdem vortrefliche Schriftsteller in der Deutschen Nation den Geist der Freyheit erweckt und ihr die Vortreflichkeit ihrer Verfassung gezeigt haben; seitdem außerordentliche Männer Thaten verrichtet haben, die man kühnlich den größten Thaten der Griechen und Römer an die Seite stellen kann; seitdem beeifern sich Dichter, Geschichtschreiber und Künstler, Deutsches Verdienst zu preisen, und Deutsche Thaten zu verewigen. Ueberall drängen sich uns hiervon die Beweise auf. Hat nicht Friedrich seine Helden, die Genossen seines Ruhms, den Enkeln zur Nachahmung aufgestellt? Werden nicht den großen Philosophen, die unter seiner glorreichen Regierung glänzten, Denkmäler errichtet? Weihen nicht edle Vaterlandsfreunde dem Andenken Leibnitzens und Geßners würdige Ehrenmale? Ist nicht das Meisterstück der Kunst, die Statue Kurfürst Friedrich Wilhelms die größte Zierde unsrer Königsstadt? — Doch, wenn würd' ich enden, wenn ich alle Ehrendenkmale unsrer großen Männer herzählen wollte. — Aber sind nicht noch viele unbelohnt, die dieser öffentlichen Achtung so würdig waren? — Wohl uns, daß unser Vaterland so viele große Männer zählt, die auf solche Beweise öffentlicher Dankbarkeit Anspruch machen können! Unsre Enkel werden das Versäumte nachholen und ihren unsterblichen Ruhm auf die Nachwelt bringen! Man hat oft darüber gestritten, ob in monarchischen Staaten Patriotismus Statt finden und gedeihen könne? Warlich eine sonderbare Frage die kaum der Beantwortung werth ist. Denn wo Thatsachen reden, da sind andre Beweise unnöthig. Fragen Sie die Geschichte unsers Regentenhauses, und Sie werden tausend Beweise finden, daß der Bürger der Monarchie so gut als der Bürger des Freystaats, von Vaterlandsliebe beseelt und durchglüht seyn könne? Rufen Sie die unvergeßliche Geschichte des siebenjährigen Kriegs in Ihr Gedächtniß zurück, und dann nennen Sie mir eine große That des Alterthums, die von ausge-

Digitized by Google

zeichnetem Patriotismus zeugt, der wir nicht ähnliche an die Seite setzen könnten? Die Preussen haben es bey tausend Gelegenheiten gezeigt, daß sie der wärmsten Vaterlandsliebe fähig sind, weil sie, wie der Republicaner unter milden Gesetzen, die ihre Person und Eigenthum sichern, und unter Fürsten leben, deren große Eigenschaften ihnen Ehre, Einfluß und Achtung im Ausland verschaffen. Und was hat der Republikaner mehr? O! des Thoren, der noch an Vaterlandsliebe bey einem Volk zweifelt, das solche Fürsten hatte, wie die Friedrich Wilhelme und Friedriche! —

Vaterlandsliebe ist es, ächte, warme Vaterlandsliebe, die heut hier diese glänzende Versammlung veranlaßt, um einen Tag zu feyern, der jedem Deutschen Bidermann und jedem braven Fürsten ewig theuer seyn muß. Vaterlandsliebe war es, die in unsrer Seele den Gedanken erweckte, das Andenken eines Fürsten zu begehn, der unsre Provinz zu den Ländern hinzufügte, die sein väterlicher Scepter beglückte. Patriotismus und innige Liebe für unser glorreiches Fürstenhaus war es, die uns bestimmte, die ganze Reihe erhabner Thaten in das Gedächtniß unsrer Mitbürger zurückzurufen, die den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm eben so zum Helden des siebzehnten Jahrhunderts machten, als sein Enkel, Friedrich, der Held des achtzehnten war. Wir müßten nicht Halberstädter, nicht Friedrichs Zeitgenossen, und nicht Friedrich Wilhelms des Gütigen Unterthanen seyn, wenn wir nicht ein Fest gefeyert hätten, das in uns Erinnerungen erneuert, die das Herz jedes Bidermanns mit neuer Liebe für König und Vaterland erfüllen!

Karl Kramer.

Digitized by Google

II.

Lobrede
auf
Friedrich Wilhelm, den Großen,
Kurfürsten von Brandenburg.

Es ist Dankbarkeit gegen die Vorsehung, wenn wir große Männer preisen; und diese Dankbarkeit wird desto heiligere Pflicht, je näher uns die Wohlthaten angehn, die durch sie dem menschlichen Geschlecht zu Theil wurden. Dieß ist der Fall mit dem großen Mann, dessen Gedächtniß zu feyern wir zusammengekommen sind.

Unser war Friedrich Wilhelm, der edle Deutsche Mann, oder vielmehr, er ist unser, denn wir leben noch mitten in den glücklichen Folgen seiner Thätigkeit. Er war es werth, vor Friedrichs Augen im ehernen Denkmal zu stehn, und von Friedrich selbst ein Denkmal zu erhalten, das dauernder als Erz ist, denn Er gründete die Größe des Brandenburgischen Hauses. Nehmen Sie ihn aus der Folge seiner Regenten heraus; denken Sie sich dabey den Fall auf einen Augenblick als möglich, daß dennoch eben dieselbe Reihe Brandenburgischer Fürsten nachher gekommen wäre: welche veränderte Welt! Weder Friedrich der Erste konnte auf den Gedanken kommen, sich in den Rath Europäischer Könige zu erheben, noch Friedrich Wilhelm der Erste an der Vestigkeit und Ordnung eines unabhängigen Reichs arbeiten, das er nicht gehabt

Digitized by Google

haben würde. Friedrich dem Zweyten fehlte das hohe Muster, vor dem seine Betrachtung mit solcher Liebe verweilte, das ihm vielleicht den ersten Schwung gab; und wahrscheinlich hätt' er seinen Geist verschwenden müssen, um da anzufangen, wo sein großer Ahnherr begann. Friedrich Wilhelm der Zweyte war nicht in der glücklichen Lage, durch uneingeschränkte Milde den Wünschen seines Herzens Genüge zu thun. — Und wir, Halberstadts Bürger, wir hätten ohne ihn nie das Glück gehabt, uns des Mitgenusses aller dieser glorreichen Regierungen zu freuen. — Was ist also gerechter, Verehrungswürdige Versammlung, als daß uns der Tag, der uns seine Verewigung ins Gedächtniß zurückruft, ein Tag dankbarer Feyer sey? Wie können wir ihn aber besser feyern, als wenn wir uns das Bild des großen Mannes lebendig vor Augen stellen? Ich will es wagen, Ihnen die Hauptzüge davon zu entwerfen; finden Sie sie zu schwach, so werden Sie die Ursach von selbst nicht im Urbild, sondern im Zeichner suchen.

Friedrich Wilhelm übernahm in einem Alter, wo sehr wenige sich selbst zu regieren verstehn, die Regierung eines Landes, das in so trauriger Lage war, als ein Land seyn kann, riß es heraus, macht' es blühend, handelt im zwanzigsten Jahr nach Grundsätzen, die er im sechzigsten nicht zu ändern bedurfte, ward das Schrecken seiner Feinde, der Vater seiner Unterthanen und an Ansehn Königen gleich. Das, Verehrungswürdige Versammlung, ist in wenigen Zeilen seine Lobrede. Doch Sie fordern heut mehr; Sie fordern Entwickelung dieser Wahrheiten. Die Geschichte soll uns leiten, und uns zuerst auf die Quelle seiner Größe zurückführen; dann aber uns einige der Hauptzüge liefern, die uns den großen Mann in seinem Geist und Charakter darstellen.

Digitized by Google

Das Haus Brandenburg-Hohenzollern hatte schon seit Jahrhunderten Vortreflichkeit zum Eigenthum. Es stellt uns schon vor dem großen Kurfürsten, eine Reihe von Fürsten dar, bey deren Uebersicht der Geist sich glücklich fühlt und das Herz stärker emporschlägt. Friedrich Wilhelm bedurfte nicht Cäsarn und Alexandern zum Muster zu nehmen. Er fand in seinem eignen Haus Männer, die zwar nicht Kaiser- oder Königsnamen geführt hatten, aber es zu seyn verdienten, und Königs- und Kaiserkronen ausgeschlagen hatten. Lassen Sie uns diese Reihe flüchtig überschauen, damit wir sehn, welche Männer Er übertraf. Die meisten waren vortreflich, keiner schlecht, einer unglücklich, um Friedrich Wilhelms Stralenkrone, desto glänzender zu machen.

Friedrich der Erste, von 1415 an Kurfürst zu Brandenburg und Erzkämmrer des Römischen Reichs, war der weiseste und thätigste Fürst seines Jahrhunderts. Staatsklug und staatswirthschaftlich, wie es wenige sind, hatt' er Siegmunden zur Kaiserwahl verholfen, unterstüzt' ihn, der niemals Geld hatte, mit den größten Summen für die damalige Zeit, bahnte sich durch Verdienste den Weg erst zur Statthalterschaft, endlich zum Besitz der Mark Brandenburg, und schlug nach Siegmunds Tod, als es ihm selbst angebothen wurde, das Kaiserdiadem aus. Kein großes Geschäft in Deutschland kam zu Stande, in das er nicht verflochten war; selbst der Uebermacht Roms arbeitet' er im Stillen entgegen, und im Innern seines Landes, das auch er äußerst zerrüttet fand, stellt' Er die Ruhe wieder her, dämpfte die Parteien des Adels, entwöhnte sein Volk vom Faustrecht, sichert' die Landstraßen, und Handlung und Gewerbe fingen auf's neue wieder an in den Städten zu blühn.

Digitized by Google

Friedrich der Zweyte übernahm statt eines ältern Bruders, der sich freute, der Regierungslast überhoben zu seyn, und in Ruh bey seinem Schmelztiegel arbeiten zu können, die Regierung des Landes. Seine Tapferkeit und Leibesstärke, erwarben ihm bey seinen Zeitgenossen den Namen des eisernen Zahns. Aber so tapfer er war: so großmüthig, so rechtschaffen, so sorgsam für seine Länder war er auch. Zweymal schlug er die Kaiserkrone aus, brachte die getrennte Kur- und Neumark wieder zusammen, verschafte seinem Haus neue Aussichten, handhabte öffentliche Sicherheit, ehrte die Stände, und suchte durch gestiftete Gesellschaften die rauhen Sitten des Adels und seiner Hofleute zu mildern.

Ihm folgte sein jüngerer Bruder, Albrecht. Einige nannten ihn um seiner Klugheit willen, den Ulyß, mehrere seiner Tapferkeit wegen, den Achill seiner Zeiten. Krieg und Turnier waren der Geist des Jahrhunderts, und Albrecht hatt' in siebzehn Turnieren den Preis errungen, war nur einmal in seinem Leben aus dem Sattel gehoben, und hatt' in einem Jahr neun Schlachten gewonnen. Seine kühnste That war, als er bey der Belagerung von Greifenberg, wie Alexander in die Hauptstadt der Oxidraken, von der Mauer hinab in die Stadt der Feinde sprang; und da, Er allein, so lang kämpfte, bis sein Volk nach gesprengten Thoren ihm zu Hülfe kam. Er starb auf dem Reichstag zu Frankfurt, nachdem er die Wahl Maximilian des Ersten zu Stande gebracht. Er führte viele Kriege, aber um Unterdrückte zu retten, die ihn von allen Seiten her immer zuerst zu Hülfe riefen, und seinem Volk äußern und innern Frieden zu schaffen. Die Stände waren seine Rathgeber, und aus ihnen bildet' er zuerst das Landschaftscollegium.

Sein

Sein Sohn war Johann, ansehnlich und groß, wie sein Vater, streng, wo die Noth ihn zwang, friedfertig und gütig, wo er seinem Herzen folgen durfte. Auch seinen Adel gewöhnt' er immer mehr zum Vernunftrecht. Sein Einfluß war einer der stärksten, den ewigen Landfrieden, das Reichskammergericht und den Reichshofrath zu Stande zu bringen. Durch seine Beredsamkeit, sagt man, versöhnt' er drey Könige, die sich um Schlesien zankten; aber, setzen andre hinzu, sechstausend Mann Reuterey, die er aufsitzen ließ, waren sein überzeugendster Bewegungsgrund. Es kann seyn. Lassen Sie uns indeß nichts daraus gegen seine Beredsamkeit schließen; denn gab es nicht im vorigen Jahr noch Leute, die keinen Grund der Weisheit oder des gesunden Verstandes hören wollten, bis sie Reuter und Fußvolk sahn? Wirklich sagt die Geschichte, daß er auch bey dieser Gelegenheit zu Breslau einige Stunden mit solchem Ansehn und Nachdruck gesprochen, daß die Friedensverträge sogleich zu Stande kamen. Und wohl zu merken, er war damals neunzehn Jahr alt. Seine Zeitgenossen mögen also immer Ursach gehabt haben, ihn den Deutschen Cicero zu nennen. Schon war alles vorbereitet, der Jugend seines Landes zu Frankfurt an der Oder einen Musensitz zu stiften, als er starb.

Ihm folgte Joachim der Erste, 16 Jahr alt, aber nicht gemeint, seine Jugend verachten zu lassen. Schon wankte die Sicherheit; denn man glaubte, der Jüngling würde zaghaft werden, wenn man ihm trotzte. Der Adel suchte seine vergeßnen Fehden wieder hervor, und wagte sich an ihm selbst mit bittern Drohungen: aber der Jüngling verstand unrecht, kam den Drohungen zuvor, und stellte durch unvermeidliche Strenge die Ruhe wieder her. Nestor nannten ihn seine Zeitgenossen; denn er war weise, klug, entschlossen, und bey seinen Entschlüssen standhaft. Selbst während des Bauernkriegs, der ganz Deutschland ver-

wirrte, war in der Mark alles ruhig und wohlfeile Zeit. Er war gelehrt, redete mehrere Sprachen mit Fertigkeit, vollzog seines Vaters Willen wegen Frankfurt, und suchte die berühmtesten und gelehrtesten Männer auf seine neue Universität zu ziehen. Luthern und der Reformation war er abhold; aber als ein ehrlicher offener Gegner. Eifrig für seinen bisherigen Glauben, wollt' er ihn nicht um etwas verlassen, von dem er noch nicht vollkommen überzeugt war, bemühte sich überall, seine Partey zu erhalten, empfahl sie dringend seinen Söhnen, und verfolgte dennoch keinen im Lande, der dem Protestantismus zufiel.

Diesem trat endlich Joachim der Zweyte bey, und entschied dadurch für Deutschland die gute Sache der Freiheit. Noch einige Jahre nach seinem Regierungsantritt hatt' er gezweifelt und widerstanden: endlich folgt' er den Wünschen seiner Familie und seines Landes, schafte Mißbrauch auf Mißbrauch ab, und manchen berührt' er nur deswegen nicht, weil er sah, daß er von selbst bald fallen würde. Aber er riß nicht bloß nieder, er baute auch wider auf, verwandelte leergewordene Klöster in Hospitäler und Schulen, und suchte auf alle Art die öffentlichen Gottesverehrungen zu verbessern. Tapfer und feurig, haßt' er Betrug und Heimtücke, und ward der Deutsche Hektor genannt. Aber er war auch weise und gelehrt, und liebte Frieden und Landtage.

Johann Georgens Regierung war so glücklich, weder durch Kriege noch innre Unruhen merkwürdig zu werden. Aber er suchte in der Stille die Rechte seines Hauses und Landes in Ordnung zu bringen, dem Vestigkeit und Bestätigung zu verschaffen, was ihrer bedurfte, verbesserte die innern Einrichtungen, war gleichmüthig und arbeitsam, und verdiente sich durch seine gute Wirthschaft den Beynamen des Oekonomen.

Digitized by Google

Joachim Friedrich hatte sich schon ein und dreyßig Jahr als Erzbischof um Magdeburg verdient gemacht, als er zum Kurfürstenthum gelangte. Schon Joachim der Erste hatte, zur Vervollkommnung der Rechtspflege, das Kammergericht zu Berlin angeordnet: er, besorgt für die Ehre seines Hauses, führte zuerst, zur bessern Verwaltung der Staatsangelegenheiten und auswärtigen Geschäfte, den Staatsrath ein. Freund der Simplicität, beschränkt' er die einreißende Liebe zur Pracht und Verschwendung; und überzeugt von der Nothwendigkeit der Erziehung, stiftete er aus Dompräbenden zu Berlin die große Schule zu Joachimsthal.

Johann Siegmund gelangte zum Besitz Preussens und eines Theils der Clevischen Erbschaft. In seiner Jugend hatt' er einen Lehrer, der ihn vor den Reformirten als gefährlichen Leuten warnte. In der Folge lernt' er mehrere davon kennen, die er nicht so fand, wie sie sein Lehrer beschrieben hatte; selbst unter seinen Hofleuten waren Männer, die durch Reisen aufgeklärt und durch Weltumgang gefällig geworden waren. Diese flößten ihm die Neigung zu der Reformirten Partey ein, zu der er nachher übertrat. Auf sein Land, wie das recht ist, hatte seine veränderte Meinung nicht den mindesten Einfluß. Empfindlich bei Beleidigungen war er dennoch nicht minder großmüthig, standhaft, staatsklug. Zu einer Zeit, wo Katholik und Protestant nicht nur, wo auch Lutheraner und Calvinist sich herzlich anfeindeten, und wo in benachbarten Landen aus diesem Haß oft traurige Scenen erfolgten, erhielt er in seinem Lande Ruh; denn er duldete nicht, daß einer den andern verketzerte oder Controverspredigten wider ihn hielt.

Ihm folgte endlich Georg Wilhelm, der Unglückliche. Denn seine Regierung begann und währte mit den verderblichsten Jahren des dreyßigjährigen Kriegs. Ein rühmlicher Regent,

Digitized by Google

wenn er in beſſern Zeiten gelebt hätte, friedlich, edelmüthig, von vielen Kenntniſſen, unterlag er einer Laſt, der nur der große Kurfürſt oder Friedrich der Einzige gewachſen war. Ohne Vorrath an Geld und Mannſchaft war er, mit ſeinen Ländern, das Spiel der mächtigern Nachbarn; und Graf Schwarzenberg, der treuloſe Vertraute eines zu gütigen Herrn vollendete ſein Unglück.

Dieß waren die Vorgänger Friedrich Wilhelms. Alle verdienten's, die meiſten waren's vorzüglich werth, Fürſten zu ſeyn; alle waren gerechte Männer, und regierten, wenn Sie etwa den letzten ausnehmen wollen, ſelbſt. Sie legten einen Grundſtein nach dem andern zu dem Gebäude, das Friedrich Wilhelm aufführte, ſeine königlichen Nachfolger vollendeten, und deſſen Größe, Veſtigkeit und Schönheit jetzt Europa bewundert. In ſeinem eignen Haus — (ein ſtärkerer Bewegungsgrund ihnen ähnlich zu werden, als wenn er ſie bloß in der Univerſalhiſtorie gefunden hätte!) — fand er alſo ſchon die Muſter der Tapferkeit, Klugheit, Wiſſenſchaft, Gerechtigkeitsliebe, Thätigkeit, Mäßigung, Ordnung, Duldſamkeit, und aller der Fürſtentugenden, die Brandenburgs altes Eigenthum ſind, und die Er, zum Heil ſeiner Länder, in ſich vereinigte.

War die Regierung ſeines Vaters minder glücklich, ſo war ſie doch lehrreich genug, ihm tief einzuprägen, von welchen Grundſätzen ein Fürſt nie abgehn darf, wenn er, bey aller Güte des Herzens, ſein Volk nicht elend machen will. Noch mehr, eben dieſe traurigen Zeiten waren ſeiner Bildung günſtiger, als es die glücklichſten vielleicht geweſen ſeyn würden. Als er geboren war, (denn 6 Febr. 1620,) war die Flamme des dreyßigjährigen Kriegs ſchon ausgebrochen. Mit den erſten Eindrücken, die er empfing, verwebten ſich ſchon die Erfahrungen von der Wandelbarkeit des allgemeinen menſchlichen Schickſals. Fremde Kriegs-

Digitized by Google

völker schwärmten, wider seines Vaters Willen, in seinem Land herum; einem nahen Verwandten seines Hauses war sein Fürstenthum von einem Mächtigern entrissen worden; er selbst mußte sich um seiner Sicherheit willen im siebenten Jahr von Berlin nach Küstrin begeben, von da er zuweilen, unter andern, um den in der Mark herrschenden Krankheiten zu entgehn, den Stettiner und Wolgaster Hof besuchte. So lebt' er, größtentheils entfernt vom Geräusch, und umgeben von Männern, die die schnellen Fortschritte seines Geistes und sein Talent zu jeder Ritterübung nicht nur zu bewundern, sondern zu leiten und auszubilden vermochten. Kam er an Hof, so war's als Fremder, und an ein paar stille sittsame Höfe. Seinen Vater lernt' er nur von der bessern Seite kennen, nicht in seiner Aengstlichkeit und Unentschlossenheit zu handeln, sondern in den Einsichten und guten Vorsätzen, die er ihm durch seinen Briefwechsel mittheilte. Betrachtete sich der Prinz auch als Erbe seiner Länder: so mußte dieser Gedanke, der im Schooß der Sicherheit und des Ueberflusses so manchen Erbprinzen, Erbgrafen, und Erbritter verführt hat, sich mit einem bloßen Pflanzenleben zu begnügen; dieser Gedanke mußte Ihm, bey dem Anblick der leidenden Länder, Stoff zu sehr ernsthaftem Nachdenken werden. Denn entweder war seine Fürstlichkeit Nichts, oder er mußte die Hülfsmittel alle in seiner eignen Gewalt haben, wodurch Er sich und sein Land zu etwas machen konnte. Mit diesem Geist scheint er schon ganz erfüllt gewesen zu seyn, als er im funfzehnten Jahr nach dem damals berühmtesten Sitz der Gelehrsamkeit im protestantischen Europa, nach Leiden ging. Denn der Eifer war unbeschreiblich, mit dem er hier Geschichte, sonderlich seines Deutschen Vaterlands, Alterthümer und Sprachen studierte, und den Umgang gelehrter und aufgeklärter Männer benutzte. Auch von hier vertrieben ihn indeß

Digitized by Google

herrschende Seuchen im folgenden Jahr wieder, so daß er zuerst nach Rheene, und bald darauf nach Arnheim seine Zuflucht nahm. Hier errichtet' er einen kleinen Hofstaat, und Prinz Wilhelm und Moritz von Nassau, Heinrich von Berg und andre Befehlshaber vom Heer, waren sein Umgang; so wie die damals berühmte Schreckenschanz in der Nachbarschaft von Arnheim ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Im Jahr 1637 ging er nach dem Haag; denn seine Führer, kluge Männer, glaubten seinen Geist nun stark genug, auch mitten unter dem Geräusch und Zerstreuungen, die dort herrschten, sich gleich zu bleiben. Und er blieb's; fand dort einen Zusammenfluß von Gesandten, Prinzen, ansehnlichen Männern, jungem Adel, die weder gleiche Weisheit noch gleiche Moralität hatten; aber alle bewunderten Friedrich Wilhelms Gesetztheit, durchdringenden Verstand, Leutseligkeit. Vor allen aber gewann er die Freundschaft des Prinzen von Oranien, Friedrich Heinrichs, die er nicht nur in der Folge (1646) durch die Verbindung mit seiner ältesten Tochter noch vester knüpfte, sondern die ihm auch in Rücksicht auf den Schutz der Cleviſchen Länder die wesentlichsten Dienste leistete. Dazu legte der weise Prinz schon itzt den Grund. Auch wohnt' er der Belagerung von Breda bey, das Friedrich Heinrich eroberte, für so unüberwindlich es auch bisher gehalten worden war. Ueber alles was er sah und hörte, unterhielt er mit seinem Vater einen ununterbrochenen Briefwechsel. — — Jetzt aber erwarteten seiner noch ein paar harte Prüfungen, die — zwar ganz wider den Willen ihres Urhebers! — dazu dienen mußten, Friedrich Wilhelms Charakter zu vollenden, und ihm den Heroismus und die Größe zu geben, wodurch er so hoch über alle seine Zeitgenossen emporsteht. Graf Schwarzenberg, — dessen Name aus der Geschichte vertilgt zu werden verdiente, wär es nicht heilsam auch Beyspiele der Warnung aufzu-

Digitized by Google

ſtellen! — hatte den Prinzen für ſich längſt zu hellſehend und aufgeklärt gefunden; und, Gott weiß warum, aber er ſchien ihm im Wege zu ſtehn. Er, der einzige Prinz und Erbe des Hauſes. Man glaubt, daß es Plan dieſes Mannes geweſen, ihn bisher immer in der Entfernung zu halten, damit er nicht vielleicht zu Haus mehr ſäh, als er ſehn ſolte. Nun aber kam die Zeit der Entſcheidung immer näher, und der Plan mußte anders gewandt werden. Sein erſter Verſuch war Vater und Sohn zu entzweyen. Er brachte die erſten Nachrichten, die über Wien angekommen waren, daß der Prinz ſich durch Vermählung mit dem Pfälziſchen Haus verbinden, ſich der Cleviſchen Regierung, unter Oraniſchem Schutz anmaßen wolle, u. ſ. w. Der Kaiſer werde das übel empfinden; ſey dagegen bereit, den Prinzen an den Kaiſerlichen Hof zu nehmen, und, wenn es an den Koſten dazu fehle, die Koſten ſelbſt dazu herzugeben, u. ſ. w. Oder der Prinz könne auch die Cleviſche Regierung antreten, nur unter andern Bedingungen, u. ſ. w. Kurz, Schwarzenberg wollte den Prinzen gern überall wiſſen, nur nicht in Berlin. Allein der Prinz hielt eine Zuſammenkunft mit ſeinem Vater, der ihn längſt wiederzuſehn gewünſcht hatte, für den ſicherſten Weg, allen Beſchuldigungen auszuweichen: und kam, ſo vielen Gefahren auch Krieg und Peſt einen Reiſenden damals ausſetzten, (im Jahr 1638), glücklich zu Spandau an. Selbſt auf dieſe Gefahren der Reiſe war gerechnet, und da ſie der Prinz überſtanden, hatte ſein Freund neue Verſuche bereit, wovon er kaum fürchten durfte, daß ſie ihre Wirkung verfehlen würden. Der Prinz verfiel bald nach ſeiner Ankunft in eine tödliche Krankheit, die die Aerzte für Kinderpocken erklärten, er ſelbſt aber immer für die Wirkung einer böſen Hand hielt. Ein andermal ward auf der Jagd ſeinem Leben nachgeſtellt; und noch ein andermal fand er einen Meuchelmörder mit bloßem Degen unter ſeinem

Bette. Endlich bat ihn Schwarzenberg zur Tafel, und der Prinz mußte wider seine Neigung, auf seines Vaters Befehl, da erscheinen. Aber Empfindungen, die er bald bekam, nöthigten ihn, das Haus zu verlassen; er verfiel aufs neue in eine lange Krankheit, und überstand sie nur durch die Stärke seiner Natur, die den bösen Stoff auf die äußern Theile trieb; so daß er noch in den ersten Jahren seiner Regierung die Spuren davon im Angesicht trug.

Ich habe mich absichtlich bey dem, was seine Bildung betrift, länger aufgehalten; theils weil ich es nirgends so geordnet und unter Einen Gesichtspunkt zusammengestellt fand, daß die stufenweise Entwicklung seines Geistes dadurch anschaulich würde; theils weil es ein so anziehendes Vergnügen ist, das ich mit Ihnen, verehrungswürdige Versammlung, zu theilen wünschte, dem Weg nachzuforschen, auf dem ein großer Mann zu seiner Größe gelangte, und würdig ward, unter die Ehren des Menschengeschlechts gesetzt zu werden. Ich kenne, nach meiner Empfindung, nur Ein Vergnügen, das diesem vorgeht; und dieß ist: Einen großen Mann selbst handeln zu sehn und reden zu hören. — Aber unter vielen Betrachtungen, die sich mir bey meiner Nachforschung vor Augen stellten, drang eine sich mir vorzüglich auf, die ich Ihnen unmöglich vorenthalten kann. Es ist doch einleuchtend, wie wenig wir oft zur Bildung großer Männer beytragen können; wie sehr wir sie mit Dank aus den Händen der Vorsehung anzunehmen haben! Versuche mir jemand, auf dem Weg, wie Friedrich Wilhelm oder Friedrich der Einzige zu großen Männern wurden, einen andern dazu zu bilden. Er ordne, wenn es möglich ist, alles eben so an; und wähle sich den, den er bilden will, selbst. Neun und neunzig werden vielleicht in der Probe verderben, und der hunderte mittelmäßig werden. Ich wünsche recht sehr, nicht

Digitized by Google

mißverstanden zu werden. Man könnte glauben, ich wollte Gleichgültigkeit bey der Erziehung predigen, weil doch alle Mühe, seine bestimmte Absicht zu erreichen, vergeblich sey; ein Vorwurf, dessen ich nirgends weniger schuldig zu seyn wünschte, als hier, wo von der Erziehung eines Prinzen die Rede ist. Wir müssen, und das desto mehr, je mehr uns irgendwo die Natur selbst unterstützt, alles thun, was wir können; aber alles, was wir können, ist nicht genug. Der große Mann soll über seinen Lehrer, über sein Zeitalter hinausgehn, soll tausenderley vereinigen, was selten in Einem Menschenkopf zusammenkommt: wer soll ihn das lehren? Nur die Zusammenkunft aller Umstände, vom ersten Eindruck seiner Kindheit an bis zum letzten Stoß, der ihn für alles, was groß und edel ist, unwiderruflich entscheidet, kann das! Freunde und Feinde, gute Lehrer und schlechte Lehrer, Freyheit und Druck, Abhalten und Antreiben, Einsamkeit und Gesellschaft, Freude und Schmerz: alles muß mitwirken. Was andre niederdrückt, muß ihn heben; was andre zerbricht, muß ihn stählen. Er muß alle Hülfsmittel brauchen, die er findet; und wo er keine findet, sie schaffen. Das war der Fall mit Friedrich Wilhelm. Eben die Lage, die seinen Vater klein gemacht hatte, machte ihn groß. Was ihn zurückhalten sollte, trieb ihn zum Ziel. Er sollte sein Vaterland nicht kennen lernen; und was er in Brandenburg nicht konnte, studirt' er in Holland. Er sollte sich unthätiger Gelehrsamkeit widmen; und die Pest vertrieb ihn von Leiden, um ihn in den Umgang mit Helden zu bringen, wo seine Wissenschaft Geist und Leben ward. Er sollte sterben, und lebte. So ordnet' es die Vorsehung, und drängte schon in seiner Jugend Begebenheiten und Verhältnisse für ihn zusammen, daß er im zwanzigsten mit einem ansehnlichen Vorrath von Wissenschaft, Erfahrungen verband, wie sie sonst nur gewöhnlich das Antheil spä-

Digitized by Google

terer Jahre zu seyn pflegen. So entstand in ihm jene Größe des Geistes, die das Menschengeschlecht mit Liebe umfaßt; jene Selbstständigkeit, die den Quell ihrer Thaten in sich selbst hat, gern den Rath jedes Weisen hört, aber sich die Entscheidung vorbehält; jene Vestigkeit des Charakters, die sich immer gleich bleibt, weil sie stets Vergangnes und Künftiges mit dem Gegenwärtigen verbindet; jene Entschlossenheit des Muths, die nie mit sich scherzen läßt, sobald es um Ernst gilt; jene Stärke der Seele, die sich vor keiner Schwierigkeit fürchtet; so bald Pflicht gebeut, den Angriff nicht erwartet, sondern ihn bildet; jener hohe Heldensinn, der allem, was er thut, das Gepräge der Einfalt und Würde gibt, und, mit oder ohne Scepter und Reich, sich die Herzen unterthan macht: kurz, alle jene erhabnen Tugenden, die seine Zeitgenossen im Lauf einer acht und vierzigjährigen Regierung an ihm bewunderten, und die, so lang es noch jemanden gibt, der sich auf große Männer versteht, die unsterbliche Bewunderung der ganzen Nachwelt bleiben werden.

So vorbereitet trat also Friedrich Wilhelm, (den 20 Nov. 1640,) im ein und zwanzigsten Jahr seines Alters, die Regierung seines Landes an. Er war in Gesellschaft seines Vaters, nach Preußen gegangen, und da, bey seinem ersten Besuch in dieser Provinz, mit allgemeinem Jubel empfangen; als beyde, Vater und Sohn, zu gleicher Zeit von einem hitzigen Fieber überfallen wurden, dem Georg Wilhelm unterlag, das aber Friedrich Wilhelm, nach den beyden seit zwey Jahren erlittenen schweren Krankheiten, dennoch glücklich überwand. Er sollte leben, sollt' ein halbes Jahrhundert hindurch, wie Friedrich, sein Land beglücken, sollte durch eine Regierung, groß in sich selbst, größer noch in ihren wunderbaren Folgen, sowohl durch seine Weisheit, als durch die zahlreiche Familie,

Digitized by Google

die ihm der Himmel schenkte, der neue Stifter Brandenburgs, das Heil Deutschlands, und Segen für das ganze menschliche Geschlecht werden.

Aus dieser glorreichen Geschichte erlaube man mir nun, einige Hauptzüge auszuheben, die vermögend sind, Friedrich Wilhelms Geist und Charakter darzustellen. Ich werde hier manche seiner größesten und ruhmvollsten Thaten nur berühren; denn sie schweben jedem Patrioten vor Augen. Auch ist meine Absicht nicht, seine Geschichte zu erzählen, sondern, wie gesagt, seinen Geist und Charakter durch Züge, die sie mir an die Hand geben wird, zu entwickeln.

Friedrich Wilhelms erstes Geschäft war, sich das Ansehn zu verschaffen und der Hülfsmittel sich zu versichern, wodurch er, selbst zu regieren, in den Stand gesetzt wurde. Er übernahm itzt ein Land, das fast so gut als keins war; die Mark von Kaiserlichen und Schweden, die sich wechselsweis in den Besitz derselben gesetzt hatten, verwüstet, daß man oft meilenweit weder Menschen noch Vieh antraf; die Cleviſchen Länder noch in getheiltem Besitz mit Pfalz, und itzt der Schauplatz des Spanisch-Holländischen Kriegs; Pommern, das seinem Vater durch Erbverbrüderung zugefallen war, in den Händen der Schweden; Preußen durch eben dieselben erschöpft, zwar seit ein paar Jahren erleichtert, aber, bey dem kläglichen Zustand der übrigen Provinzen, gezwungen, desto mehr von den innern Lasten zu tragen; viele Städte noch von den Schweden besetzt, und die Schweden im Recht des freyen Durchzugs; keine Einkünfte, auf die er sichre Rechnung machen konnte: keine Kriegsvölker, als in den Besatzungen von Berlin, Spandau und ein paar andern Städten, und diese nur halb sein, weil sie dem Kaiser und Kurfürsten zugleich geschworen hatten; der Krieg

Digitized by Google

hatte Mangel und der Mangel Seuchen nach sich gezogen; und die größte Landplage von allen, die sein Land drückte, war Schwarzenberg! — Schwarzenberg, Statthalter der Mark, erster Minister, oberster Befehlshaber der Kriegsvölker, Oberkämmerer, Heermeister des Johanniterordens, alles in Einer Person, im Grunde Kurfürst, mit dessen Geschöpfen fast alles im Lande besetzt war. — Welcher Herkules sollte sich an die Vertilgung aller dieser Ungeheuer wagen? — Friedrich Wilhelm that's; und man wird zweifelhaft, ob man mehr die Klugheit und Großmuth, mit der er dabey zu Werke ging, oder die Kühnheit und Entschlossenheit seiner Schritte bewundern soll.

Der junge Kurfürst fing sogleich an, eine Versammlung von redlichen Männern um sich her zu bilden. Schwarzenbergen, denn der Mann war furchtbar, ließ er seiner Gnade versichern, und bestätigt' ihn in seiner Statthalterschaft und übrigen Ehren und Würden; zugleich aber befahl er ihm, die Besatzungen schwören zu lassen, und ihm Rechenschaft von gewissen Vollmachten abzulegen, die sein Vater auf weißem Papier unterzeichnet hatte. Dieß geschah; aber die Besatzungen ließ der Graf bloß durch einen Handschlag huldigen. Sogleich ließ ihnen der Kurfürst durch einen andern den feyerlichen Eid abnehmen, und verbot zugleich, keine Kaiserlichen Völker in die Vestungen aufzunehmen. Der Verräther fühlte den Schlag, legte seine Oberbefehlshaberschaft freywillig nieder, und ging nach Wien. Der Himmel aber befreyte den guten Fürsten bald von aller fernern Sorge. Denn fünf Monat nach seinem Regierungsantritt, starb Schwarzenberg schon. Und nun empfand Friedrich Wilhelm erst noch ganz, von welchem Feind er erlöst worden war, durch die Widerspenstigkeit und den Uebermuth

Digitized by Google

der Kommendanten und des jungen Schwarzenbergs, die der Kaiser, so wie alle, mit welchen der Kurfürst unzufrieden war, in Schutz nahm. Aber andre entließ der Kurfürst, andre schreckt' er ab, und an Schwarzenbergs Stelle macht' er den treuen Burgsdorf zum Geheimenrath, Oberkommandanten aller Kurmärkischen Vestungen, und Oberkämmerer. Das ganze Land freute sich der Wahl, denn Burgsdorf hatte nie sich der mindesten Untreue schuldig gemacht, und vielleicht wär' unter der vorigen Regierung endlich alles verloren gegangen, wenn er nicht immer den Absichten des Treulosen, mit dessen Namen ich Ihr Ohr nicht noch einmal beleidigen will, im Stillen entgegen gearbeitet hätte. In kurzer Zeit waren die wichtigsten Stellen mit treuen, redlichen Männern besetzt. So erwarb er sich, durch sich selbst und durch die Theilnehmer seiner Regierungssorgen, Ansehn und Vertrauen von innen.

Mit gleich scharfem Blick übersah er die äußern Verhältnisse seines Landes. Das Land wurde von den Schweden mit neuen Ueberfällen, und von den Kaiserlichen mit fortdauernder harter Abhängigkeit bedrohr. Die ersten sucht' er dadurch, daß er ihre Gefangnen freyließ und seinen Unterthanen die Feindseligkeiten gegen sie untersagte, zu gewinnen, und schloß bald einen Waffenstillstand, zwar nur auf zwey Jahr, der aber stillschweigend bis zum Westphälischen Frieden fortdauerte. Die andern wußt' er durch klein scheinende, aber entschloßne Schritte in Ehrfurcht zu setzen. Man schlug ihn für sein Verhalten gegen die Schweden allerhand Maßregeln vor: aber er blieb bey den seinigen. Die Vestungswerke von Werben, am Zusammenfluß der Havel und Elbe, ließ er schleifen; weil er befürchtete, daß die Kaiserlichen dahin ihre Zuflucht nehmen, und den Zoll an sich reißen möchten. Zwey tausend Mann Reuterey,

die ihm nicht allein schwören wollten, überließ er dem Kaiser ganz; so war entschieden, wem sie gehörten. Mit gleicher Klugheit und Standhaftigkeit betrug er sich bey den mancherley Schwierigkeiten und Bedingungen, die ihm Polen Preußens wegen machte; so daß er (im October 1641) von Vladislav dem Vierten, einem seiner würdigsten Zeitgenossen, die Belehnung darüber empfing. Kurz er bewies sogleich durch sein erstes Jahr jedem, der es zu wissen brauchte, daß man hier mit einem Regenten zu thun bekommen würde, dessen heller Verstand und Selbstthätigkeit Hochachtung gebot.

Und so wie ihn, um Klopstocks Ausdruck von Friedrich auf Friedrichs großen Ahnherrn anzuwenden, — so wie ihn, als er noch Jüngling war, sein aufsteigender Geist verkündigte: so sahn ihn seine Zeitgenossen, so bewundert ihn die Nachwelt, als Menschen und als Fürsten, ein langes thatenvolles Leben hindurch. Die Gränzen seiner Länder waren nicht die Gränzen seiner Wirksamkeit; und so sehr er Vater seines Volks war, und für seinen nächsten Wirkungskreis lebte, so groß war dennoch sein Einfluß auf die allgemeinen Deutschen und Europäischen Angelegenheiten, und seine Aufmerksamkeit drang, so wie der Ruhm seines Namens, bis in die entferntesten Gegenden der Erde.

Die traurige Lage Deutschlands gab ihm bald in den ersten Jahren seiner Regierung Gelegenheit, seinen öffentlichen Charakter in seiner ganzen Größe zu zeigen. Denn in der That ist es unverkennbar, wie von der Zeit an sich die ernsthaftern Friedensgedanken zu äußern anfangen. Ins drey und zwanzigste Jahr hatte nun der unglückliche Krieg unsers Vaterlandes gewährt. Die Parteyen haßten sich, weil sie sich viel beleidigt hatten; ohne selbst zu wissen, warum sie kriegten, oder was am

Digitized by Google

Ende der Preis des Siegers seyn sollte. Die Bewaffneten zogen in großen und kleinen Haufen umher, und nährten sich von Freund- und Feindesland. Man war des Kriegens müde; aber alles, bis auf den kleinsten Gegenstand der entferntesten Präliminarfrage, war dermaßen verwirrt, daß niemand wußte, wo man das Friedensgeschäft anfangen sollte. Der Reichstag zu Regensburg (1640) lief daher unglücklich ab. Ich glaube nicht, hier in den Fehler mancher geistlichen Redner zu verfallen, die immer die Materie, von der sie heut reden, für die wichtigste von allen erklären, wenn ich behaupte, daß die Erscheinung des großen Manns, von dem wir heut reden, wirklich zuerst Licht in dieß Chaos brachte. Ueberall fehlt' es an einem Mann, der tapfer, entschlossen, hellsehend wäre, gerecht genug, um sein Recht zu behaupten, ohne fremdes zu kränken, und unparteyisch genug, keiner Partey weder Unrecht zu thun, noch Unrecht von ihr zu dulden. Diese Selbstständigkeit hatte Friedrich Wilhelm. Die Mark Brandenburg bildete sich nun unvermerkt zu einer Vormauer, die beydes Schweden und Kaiserliche von einander trennte, und die Gelegenheiten verminderte, sich untereinander zu beleidigen. Frankreichs Geneigtheit aber mußte bald die Folge von Schwedens gutem Willen werden. Mocht' es auch seyn, daß der Graf d'Avaux mit eben dem Stolz, mit dem noch vor wenig Jahren der Graf von Artois dem Herzog von Zweybrücken zu Versailles einen guten Morgen bot, an den Kurfürsten schrieb, „Monsieur, j'ai fait ce que j'ai pu pour „votre service“: der Einfluß Friedrich Wilhelms auf die ganzen Friedensunterhandlungen ist dennoch nur mehr als allzusichtbar; und erlauben Sie mir wenigstens für heut einmal den patriotischen Stolz, behaupten zu dürfen, daß Er die Hauptperson des ganzen Friedens war! — Daß aus dem Frieden das wurde,

Digitized by Google

was daraus geworden ist; daß er das große Deutsche Grundgesetz wurde, das jeden Deutschen Fürsten und Deutschen Staat umfaßt, und jedem seine Freyheit versichert: das ist Sein Werk! Denn Er allein erzwang es durch die Bündigkeit und den Nachdruck Seiner Vorstellungen auf der Versammlung zu Frankfurt, daß auch die Gesandten der Fürsten und Reichsstädte zugelassen wurden, und ihre Rechte wahrnehmen konnten. Seine Vorstellungen waren's, durch die diese Frankfurter Versammlung, selbst gegen den Willen des Kaisers, endlich getrennt, und die förmlichen freyen Friedensunterhandlungen (1645) nach Münster und Osnabrück verlegt wurden. Der Religionszustand von Deutschland, so wie er durch diesen großen Frieden besteht, ist Sein Werk! Denn lediglich Er bewirkte, daß auch die Reformirte Partey gleiches Recht mit den beyden andern erhielt; eine weit größere Begebenheit, als sie dem vielleicht scheint, der auf den Gang des menschlichen Geistes minder achtsam ist. Wir sind Werkzeuge in der Hand der Vorsehung. Wir wissen oft nicht, was wir thun, indem wir handeln; denn wir übersehn die Folgen nicht. Johann Siegmund ward durch Gedickens Warnungen auf die Reformirten aufmerksam, gewann sie lieb, überzeugte sich für seine Person, sie wären die Bessern, und trat öffentlich zu ihnen über. Friedrich der Dritte, vielleicht aus bloßer Eitelkeit, setzte sich die Preußische Krone auf. Keiner ahndete, wie sich durch Friedrich Wilhelm oder Friedrich den Einzigen das Drama auflösen würde. Denn, nach meiner Ueberzeugung, wurde durch seine Folgen Johann Siegmunds Uebertritt ein so wichtiges Ereigniß für die Freyheit des menschlichen Geistes, als Friedrichs Krönung für die politische Welt. Ich sage nichts davon, daß durch diese drey Parteyen der Parteyenhaß zertheilt,

nach

nach und nach also nothwendig geschwächt werden mußte; daß die Protestanten dadurch unter sich selbst aufmerksamer und thätiger erhalten wurden; daß dadurch zwey ähnlichere Parteyen entstanden, die, so sehr sie sich anfangs haßten, eher zur Menschenliebe — der einzigen wahren Religionsvereinigung! — zurückkehren konnten: diese Vortheile waren schon vorher da, ob sie gleich durch den Westphälischen Frieden eine Art von Heiligung erhielten. Der eigenthümliche Vortheil, den die Einschließung der Reformirten Deutschland, oder vielmehr der Menschheit, gewährte, war der, daß die Religionsfreyheiten, die der große Friede gab, nicht Einschränkung blieben, sondern Ausbreitung wurden; daß, wenn es unmöglich war, die Deutschen in Zwey, es noch viel unmöglicher seyn muß, das menschliche Geschlecht in Eine Partey zu zwingen. Diese Idee wurde durch den größten Friedensschluß, der je auf der Erde geschlossen worden ist, von dem nur ein Mann mit Linguetscher Stirn verachtend reden kann, unwiderruflich und ein für allemal in Menschenseelen eingewurzelt. Und welche Ideen sich an diese Eine Idee anknüpfen lassen, wie überreich sie an fruchtbaren Folgen sey: warlich, verehrungswürdige Versammlung, ich müßte das strafbarste Mißtrauen in Ihre Einsichten setzen, wenn ich Ihnen das weiter entwickeln wollte! Wir habens unter Friedrich dem Einzigen gesehn. Aber ohne jene Vorbereitungen konnte Friedrich das nicht seyn, was er war. So viel haben wir seinem großen Ahnherrn zu danken, ohne den endlich, wenn er, anstatt standhaft zu seyn, eigensinnig gewesen wäre, jener große Friede gar nicht zu Stande gekommen seyn würde! Denn schon waren, Pommerns wegen, die ganzen Friedensunterhandlungen im Begriff, sich zu zerschlagen, als Er, um des allgemeinen Besten willen, die Aufopferung

dieser geliebten Provinz beschloß, und dadurch, nebst Magdeburg, Minden und Camin, auch unser Halberstadt so glücklich ward, unter das Scepter dieses angebeteten Fürsten zu kommen. Noch darf ich die Namen der Männer nicht übergehn, die von Friedrich Wilhelm zu diesem großen Geschäft gebraucht wurden, zu Oßnabrück der Freyherr von Löben, Peter Fritze, und nach dessen Tod, Matthäus Wesenbeck; zu Münster Friedrich von der Heyden, und Johann Pörtmann, der von Johann Frommholt abgelöst wurde; Männer, deren Wahl man weise fand, und die mit Ihm unsterblich zu seyn verdienen; denn sie wußten die Würde ihres Herrn und Deutsche Freyheit zu behaupten. Würde sie Georg Wilhelm ausgefunden haben? Es liegt viel Vortreflichkeit in der menschlichen Natur. Ein Fürst darf wollen: und um ihn her bilden sich Talente, zur Ausführung jeder großen und edlen Absicht!

Daß Friedrich Wilhelm unter den Helden als ein Stern der ersten Größe glänzt, ist der bekannteste Theil seines Ruhms. Seinen Flug von Franken nach Magdeburg, von Magdeburg nach Rathenau, von Rathenau nach Fehrbellin; seinen Flug zu Schlitten über das frische Haf, um hier, wie dort, die Unüberwindlichen zu schlagen; wer hat ihn nicht bewundert? Wer kennt die Schlacht bey Warschau nicht? Oder die Thaten seiner Brandenburger bey Ofen? Wer nicht den Muth, mit dem sich der Kurfürst von Brandenburg den Anmaßungen Ludwigs, vor dem Europa zitterte, entgegen setzte? mit dem er Holland rettete, das Ludwig zu vertilgen beschlossen hatte? Nur wenn ihn Montecuculi und Bournonville durch ihre Hülfstruppen hinderten, konnt' er sich keine Lorbeern sammeln, noch seinen Geist gegen Türennens Geist versuchen. — Wo es auf Ihn allein ankam, ging er unerschrocken jeder Gefahr

entgegen. „Das soll ihnen Pommern kosten!“ war der erste Ausbruch seiner Empfindung, als er in Franken den neuen Einfall der Schweden in die Mark erfuhr. Selbst Christina, als sie sich in ihrem Pallast zu Rom nicht sicher glaubte, — man denk' es ganz, eine Schwedische Königin! — wünschte sich jetzt nur hundert Brandenburger zu ihrer Bedeckung zu haben! Doch eben dieser sein Heldenruhm ist ein Thema, worüber ich mich nicht wagen darf: für mich ist es genug, nur noch eine historische Bemerkung hinzuzusetzen. Das siebzehnte Jahrhundert war es, wo sich die stehenden Kriegsheere in Europa bildeten; eine Wohlthat von unermeßlichem Umfang für das ganze menschliche Geschlecht, deren ganze große Folgen sich aber erst in den nächsten Jahrhunderten entwickeln werden! Georg Wilhelm hatte keinen weitern Gebrauch davon zu machen gewußt, als daß er sich eine beständige Leibwache zulegte, und einige Compagnien zur Besatzung in seinen vesten Städten errichtete, die sich bey seinem Tod auf nicht viel über sechstausend Mann beliefen. Vollkommner benutzte — auch dieß ist ein Zug seiner Größe! — Friedrich Wilhelm diesen Geist seines Jahrhunderts, und hinterließ seinem Nachfolger acht und dreyßigtausend Mann gebildeter und ruhmvoller Truppen; eine sechsfache und also verhältnißmäßig stärkere Vermehrung, als wir unter irgend einer der folgenden Regierungen finden. Dieser Heldenstamm ist's, der unter Friedrich dem Ersten zu achtzig Tausenden anwuchs, unter Friedrich dem Zweyten aber, dessen Bahn auch hierin Friedrich Wilhelm der Zweyte mit neuem Ruhm verfolgt, zu dem ehrwürdigen Kriegsheer wurde, das zahlloser Feinde Schrecken war, von dem Europa lernte, und ihm gern den Vorzug eingesteht; dessen Durchlauchtigsten Befehlshaber, selbst auch einen

Nachkommen Friedrich Wilhelms, wir bey diesem patriotischen Fest unter uns zu sehn das Glück haben; eine Gnade, die jeder Patriot mit inniger Rührung erkennt.

Minder bekannt in ihrem ganzen Umfang, als seine Heldenthaten, waren Friedrich Wilhelms Seeunternehmungen, bis ein Hertzberg, aus dem reichen Schatz seiner gesammelten Nachrichten, sie vor wenigen Jahren erst in ihr vollkommnes Licht setzte. Brandenburgische Fregatten eroberten ein Spanisches Kriegsschiff, und kreuzten bis in den Meerbusen von Mexiko; Brandenburgische Vesten auf Guinea trugen Friedrich Wilhelms Namen. Hätt' er zu diesen Unternehmungen, zu denen er Fremde brauchen mußte, einheimische treue Anführer gehabt, er würde noch ganz andres Erstaunen damit erregt haben, als man zu Madrid empfand, da man zum erstenmal von Brandenburgischen Fregatten hörte. Aber, gelungen oder mißlungen, beweisen sie allemal die Größe seines vielumfassenden Geistes.

Nie kannt' ein Fürst sein Ansehn und seine Würde besser. Als Schweden, zur Unterstützung des Polnischen Kriegs, die Einräumung einiger Preußischen Vestungen für seine Truppen verlangte, schlug er die Forderung ab, aber erbot sich zu achttausend Mann Hülfsvölkern; so war er beystehende Macht, nicht der schwache Fürst, der sein Land ungehindert zum Tummelplatz der Parteyen Preis geben muß. Seine Gesandten zu Nimwegen hatten Befehl, nicht zuzugeben, daß die Kaiserlichen wegen seines Kriegs mit Schweden den Vortrag thäten; weil dieser ihm, in Ansehung Schwedens, dem vornehmsten kriegführenden Fürsten, allein gebühre. — Ein Basrelief unter der Statue Ludwigs des Vierzehnten, das gefangne Deutsche vorstellte, mußte auf Friedrich Wilhelms Vorstellungen, der

es mit Recht beleidigend fand, wieder weggenommen werden. Eine scheinbare Kleinigkeit für den Unachtsamen: aber nicht für den, der den Einfluß öffentlicher Denkmale kennt, und seine und seiner Nation Würde behaupten will.

Wohin er blickte, entstand Gewißheit, Ordnung, Thätigkeit. Keine Regierung vor ihm hat so viel schriftliche Verträge, Zeugen von Genauigkeit, Wissenschaft und Gerechtigkeitsliebe aufzuweisen; denn alles ward behandelt, um auch für die Nachwelt dauerhaftes Denkmal zu seyn. Er befreyte, was seine Vorgänger so sehnlich wünschten und nicht zu bewirken vermochten, Preußen endlich von der Polnischen Abhängigkeit; stufenweise zwar, aber auch dieß ist der Geist der Ordnung, der bey jeder Entwicklung der Umstände mit Scharfblick sieht, was nun zu thun ist. Mit Weisheit räumt' er die Schwierigkeiten aus dem Weg, die man seiner ersten Belehnung entgegen setzte, und empfing sie von Vladislav in eigner Person. Die Verdienste, die er sich um Johann Kasimir bey dessen Wahl erwarb, benutzt' er, die neue Belehnung bloß durch Gesandten zu gewinnen, und sein bald darauf folgendes Kriegsglück wider eben diesen König, zu Welau (1657) die völlige Souveränität Preußens zu erhalten. — Er brachte die Theilung der Clevischen Erbschaft, die seit sechzig Jahren schwierig gewesen war, zu Stande; um endlich, was sein war, zu wissen. — Er verband und beschleunigte die innern Geschäfte seines Landes durch Errichtung des Postwesens. — Er ließ sich durch die Vielheit der Geschäfte, die seine verwickelte Lage verursachte, niemals verdrüßlich machen; hatte Geduld, alles, was an ihn einlief, selbst genau zu untersuchen, damit kein übereilter oder falscher Entschluß gefaßt würde. Er verwandte auf Durchlesung der mannichfaltigen Briefe, die täglich an ihn gelangten, oft

Digitized by Google

vier und mehr Stunden hintereinander, ohne sich durch Lustbarkeiten oder die empfindlichsten Gichtschmerzen, die ihn im Alter oft quälten, davon abhalten zu lassen. Er war, so oft er konnte, selbst im Staatsrath gegenwärtig, ließ sich noch zwey Tage vor seinem Ende, da er wußte, daß es das letztemal seyn würde, in völliger Kleidung dahin bringen, und hörte und entschied, wie er immer gethan hatte. Auch Auswärtige, die diesen seinen Geist kannten, nahmen oft, wenn sie ihre Händel nicht selbst beyzulegen wußten, zu Ihm ihre Zuflucht. Davon sind die mannichfaltigen Versöhnungen und Friedensstiftungen Zeuge, die uns die Geschichte von ihm erzählt. — Er legte durch die ersten Tabellen über Getaufte, Getraute und Gestorbne, die er in der Kurmark Brandenburg einführte, für Deutschland den Grund zu der politischen Rechenkunst, aus der unser Zeitalter so viele und große Resultate gezogen hat. — Schnell war sein Geist, jedes Glück zu benutzen, das ihm die Vorsehung darbot; es ordnete sich im Augenblick zu Plan, und die Ausführung folgt' auf dem Fuße nach. Den 11 Oktober 1685 widerrief der schwache Ludwig das Edikt von Nantes, und den 29 Oktober, so geschwind als die Nachricht davon angekommen seyn konnte, war schon zu Potsdam ihre feyerliche Einladung fertig. Andre ließen es darauf ankommen, ob sich die Flüchtigen zu ihnen wenden wollten; er kam ihnen entgegen. So gewann er auf einmal, statt so vieler, die ihm Krieg und Pest geraubt hatten, zwanzigtausend neue, und das größtentheils auserlesene Einwohner für seine Staaten. Sie erinnern sich noch alle, mit welcher Dankbarkeit des Herzens die Nachkommen dieser glücklich gewordnen vor kurzem das hundertjährige Andenken ihrer menschenfreundlichen Aufnahme unter uns feyerten!

Digitized by Google

Denn diese Handlung ist zugleich eins der schönsten Denkmale seiner Menschenfreundlichkeit; und gern würd' ich Ihnen hier den großen Mann in der ganzen Liebenswürdigkeit seines Charakters vor Augen stellen, wenn sich nicht einer meiner Freunde ein ausdrückliches Geschäft daraus gemacht hätte, die Züge von Herzensgüte zu sammeln, die sein Andenken heiligen. Spricht nicht selbst, in den Zügen dieses Bildes, das hier vor Ihnen hängt, mit Hoheit und Würde, die Hochachtung fordert, auch eben so viel Menschlichkeit und Milde, die Zutrauen einflößt, und durch Liebe an sich zieht?

Seine Religion war die Religion eines aufgeklärten und rechtschaffnen Mannes, der da weiß, wozu sie den Menschen gegeben ist. Daher war sie gerecht und duldsam. Als man ihn einst durch frömmelnde Bewegungsgründe zu einer Handlung stimmen wollte, die er für unrecht hielt, antwortet' er: „Es ist „gut, daß man fromm ist; aber man muß auch gerecht seyn.“ Alle seine Unterthanen, von welcher Partey es auch wolle, wenn sie gute nützliche Bürger waren, hatten gleiches Schutzes und gleicher Huld zu genießen. Nur gegen Unduldsamkeit war er hart, zum Beweis, daß seine Duldung nicht Schwäche war. Dieß zeigt' er durch die Wiedervergeltungen, die er im Cleviſchen brauchte, da man die Proteſtanten in der Pfalz bedrückte; dieß erfuhr Johann Friedrich Meyer, der unbesonnenste Eifrer seiner Zeit, Aegidius Strauch, und verschiedne Prediger, die das Lästern und Schelten auf der Kanzel nicht unterlassen konnten. Man glaubte damals noch, daß Religionsgespräche und Synoden der Weg wären, eine Religionsvereinigung zu stiften; daher beschickt' auch er (1645) die Zusammenkunft zu Thoren, doch mit der ausdrücklichen Vorsicht, ohne seine Bevollmächtigung als von selbst dahin zu gehn, um

nicht durch Landesherrliches Ansehn die Freyheit der Untersuchung oder die etwanige Neigung der Gemüther zum Frieden zu stören. Weiter hat, bey so unmittelbarer Theilnehmung an Religionsangelegenheiten, vielleicht kein Fürst die Zärtlichkeit getrieben! Wenn auch der Ausgang seinen Wünschen nicht entsprach: so zeigen doch seine Wünsche genug, wie sehr der Friede, wenigstens zwischen Protestanten und Protestanten, sein Verlangen war. Friedrichs Weisheit belehrte uns endlich, daß volle Freyheit des Geistes, und nur sie allein, — mag sie doch zuweilen ausarten! — das zu bewirken vermag, was man durch Fürsteneinfluß und gelehrte Fechtereyen so lange umsonst versucht hatte! Und Heil uns, daß wir, so weit sterblicher Blick reicht, vorausseh können, daß Brandenburg immer ein Mittelpunkt bleiben wird, von dem sich diese wahrhaft menschlichen Grundsätze ringsumher ausbreiten werden.

Friedrich Wilhelms Geschmack, so wie für alles, was groß und edel ist, so auch für Gelehrsamkeit, Wissenschaft und Künste, war entschieden. Man sah das durch ihn verschönerte und erweiterte Berlin damals schon als einen Sammelplatz von weisen und gelehrten Männern an. Simon Dach zu Königsberg, nächst Opitz einer der ersten, herzlichsten und kraftvollsten Dichter des vorigen Jahrhunderts, fand seinen Stolz darin, Friedrich Wilhelms Sänger zu seyn, und wurde von ihm mit fürstlicher Milde belohnt. — Er stiftete Duisburg; stattete Königsberg und Frankfurt reichlicher aus; hatte den Gedanken schon, den sein Nachfolger ausführte, in Halle eine vierte Universität für seine neuen Provinzen zu stiften; zog die Joachimsthaler Schule, das einzige Institut dieser Art, nach Berlin, um ihr mehr Hülfsmittel zu verschaffen, und vermehrte ihr Einkommen. — Er legte den Grund zu der Königlichen Bibliothek. — Weniger bekannt aber ist, ob es gleich in Seylers Leben des Kurfürsten steht, daß

Digitized by Google

Er auch den Plan der Akademie schon entworfen hatte, die Friedrich der Erste nachher wirklich stiftete. Es kam ein eignes Diplom, unter dem 12 April 1667 darüber heraus, mit dem Titel: „Gründung einer Neuen Brandenburgischen Völkerakademie „der Wissenschaften und Künste"; dessen Eingang zu merkwürdig ist, als daß ich ihn nicht wörtlich anführen sollte: „Der Christlichen Welt sey bekannt, daß der Durchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Friedrich Wilhelm, Kurfürst zu Brandenburg u. s. w. beschlossen, eine Völkerakademie der Wissenschaften und Künste zu errichten. Wenn also Liebhaber der Musen, wenn Forscher höherer Wissenschaften und Kenner edlerer Künste sind, wenn Männer sind, die sich Gottesdienstes und Religion wegen in Schwierigkeiten befinden; Männer, die des Despotismus überdrüßig, sich nach Freyheit sehnen; Männer, die durch Ungerechtigkeit aus ihrem Vaterland vertrieben worden, oder irgend um einer andern, nur nicht unrühmlichen Ursach willen, dasselbe verlassen haben; wenn Männer sind, die ihr Vergnügen in gelehrter Gesellschaft und wissenschaftlicher Unterhaltung suchen: so sollen diese vorbenannte und alle brave und rechtschaffene Männer, welcher Nation, ehrliches Standes oder Glaubens sie auch seyn, hierdurch wissen, daß sie in dieser Versammlung Parnaß, Mäcen, Ehre der Wissenschaften und Künste, ihres Gewissens und aller Dinge ehrenvolle Freyheit, Trost in Leiden, Zuflucht und Freystatt in Verweisung, Gemeinschaft vortrefflicher Geister, Umgang rechtschaffener Seelen, und das Vergnügen gebildeter und über gemeine Weisheit erhabener Menschen finden werden." Diese großen und erhabnen Ideen sind allein einer gestifteten Akademie werth, wenn auch Umstände verhinderten, sie nicht durch Ausführung zur Reife zu bringen, und wenn Friedrich Wilhelm nicht selbst Verfasser davon ist, so lebt wenigstens in unverkenn-

baren Zügen sein hoher allesumfassender Geist darin, zu dem er, so viel an ihm war, alles um sich her zu erheben suchte.

„Er starb, — sagt sein großer Urenkel von ihm, — wie er gelebt hatte, als großer Mann; sah mit unerschütterter Standhaftigkeit der Annäherung des Todes entgegen; verließ Vergnügen, Glück, Ruhm und Leben mit Gleichmuth; führte das Staatsruder bis zum Augenblick seines Todes mit sichrer Hand, richtete seine letzten Gedanken auf seine Völker, die er mit Vaterwärme seinem Nachfolger empfahl, und rechtfertigte durch ein Leben voller Ruhm und Wunder den Beynamen des Großen, den er von seinen Zeitgenossen empfing, und den ihm die Nachkommenschaft einhellig bestätigt."

Dieß ist der Mann, dessen hundertjähriges Gedächtniß wir heut feyern, denn der 29. April 1688 war der Tag seiner Verewigung. Unsre spätesten Enkel — oder alles Gefühl für Größe und Güte müßte auf der Erde ausserben! — werden Friedrich Wilhelms des Großen und Friedrichs des Einzigen Gedächtnißtage durch alle kommende Jahrhunderte feyern. Denn Beyde haben's um ihr Vaterland und Jahrhundert, Beyde um Welt und Nachwelt verdient. Dem Redner oder Geschichtschreiber, der sie vergleichen wollte, winkt ein reicher Stoff. Beyde mit ausgezeichneten Gaben von der Natur ausgerüstet, hatten das Glück, entfernt von Zerstreuung, sich in der Einsamkeit zu ihrer Bestimmung zu bilden, und doch frühzeitig genug ihre Wissenschaft durch den Umgang mit vortreflichen Männern zu beleben. Beyde wurden durch Druck und Leiden groß. Der eine empfing seine Länder in der traurigsten Lage, der Andre sah sie während seiner Regierung durch Neid mächtiger Nachbarn darein versetzt. Beyde siegten über alle Schwierigkeiten, denen Tausend an ihrer Stelle hätten unterliegen müssen, durch die Ueberlegenheit

Digitized by Google

ihres Geistes. Beyde waren durch ihren alles umfassenden Geist unerschöpflich an Hülfsmitteln, benutzten allen Vortheil ihrer Lage, bewirkten selbst mit Wenigem Viel, und waren mitten in der That, ehe bey andern der Entschluß reift. Beyde eifersüchtig auf ihr Ansehn, Selbstregierer, überall, so viel möglich, die Hauptpersonen im Spiel, ungern zurücktretend, wo sie einen Schritt vorwärts gethan hatten. Beyde flößten dem, der sie kannte, selbst wenn er sie zu fürchten Ursach hatte, unbegränztes Vertrauen ein; das bezeugt ihr Lob aus dem Mund ihrer Feinde. Daher der Schauplatz ihrer Thätigkeit nicht bloß ihr Land; Deutschland, Europa war's; ohne Seemacht zu seyn, verschafften sie Preußens Flagge Hochachtung; und Asiens Fürsten zollten ihnen Tribut der Ehrfurcht. Beyde veränderten das System ihrer Zeiten, halfen Unterdrückten, demüthigten Stolze. Beyde wurden von Kurzsichtigen oft für bloße Krieger gehalten; denn sie suchten erst die Sicherheit, dann das Glück ihrer Völker, weil — in einer Welt wie unsre — keine andre Ordnung möglich ist. Aber, um Väter ihres Volks seyn zu können, welche Kriegertugend ist, die sie sich nicht erworben? Und welche Friedenstugend nicht, die irgend eines großen Fürsten würdig ist? Was sie waren, waren sie ganz, und vortreflich; Muster erhabner Staatskunst, offen, wo sie konnten, verschwiegen, wo sie mußten; Freunde strenger Gerechtigkeit und Ordnung, und billig, wo Menschlichkeit befahl; Muster weiser Haushaltung nach erschöpfenden Kriegen; noch immer reich genug, zu bauen, zu verschönern, Provinzen blühend zu machen, Ankömmlinge zu unterstützen, durchdachte Entwürfe geltend zu machen; aufmerksam auf alle Theile des Staats, um ein großes Ganze daraus zu bilden; Schöpfer neuer Einrichtungen, die vor ihnen das Land nicht kannte; Zuflucht aller Bedrängten und Verfolgten, Lehrer der

Digitized by Google

Duldung, Grundsäulen der Freyheit des menschlichen Geistes. Beyde endlich das, was sie waren, mit unverrückter Standhaftigkeit vom ersten bis zum letzten Augenblick ihrer Regierung, hinterließen sie ihren Nachfolgern ihre Länder erweitert, und durch innern Werth gestärkt, im Genuß des ehrenvollsten Friedens, und als Ziel der allgemeinen Nachahmung; ihre Unterthanen mit neuer Weisheit, neuen Künsten, neuer Betriebsamkeit, neuen Hülfsquellen und Einrichtungen bereichert; die Fürstenwürde geehrter und jeden kommenden Fürsten durch ihr Beyspiel aufgeklärter über seine Bestimmung; das menschliche Geschlecht selbst auf neue Stufen der Vollkommenheit empor gehoben! Denn vieles, was Menschen glücklich macht, ward leichter durch sie; vieles, was Menschen schadet, nach ihnen nicht so möglich mehr, als es vor ihnen gewesen war! Und — war Friedrich größer: so war es, daß er's seyn konnte, Friedrich Wilhelm's Verdienst!

Welche Wonne muß der Unsterbliche genießen, wenn er jetzt die Früchte überschaut, die seine Weisheit, seine Tugend seit einem Jahrhundert auf Erden getragen hat; wenn er vielleicht den Zoll der Dankbarkeit sieht, den auch heut seine Nachkommen für ihn der Vorsehung bringen.

Ludwig ist längst wieder aus Ludwig dem Großen Ludwig der Vierzehnte geworden; denn er hatte nicht Werth genug in sich selbst, um in der Reihe seiner Vorgänger und Nachfolger mehr als Zahl zu seyn: aber Friedrich Wilhelm der Große wird's bleiben, steht ehrenvoll neben Friedrich dem Einzigen da, und je mehr große Regenten sein Haus noch in aller Folgezeit sehn wird, desto mehr wird sein Ruhm von Jahrhundert zu Jahrhundert wachsen. Fischer.

III.

Einige Züge von der Herzensgüte des Großen Kurfürsten.

Wenn Nachruhm, wenn Unsterblichkeit des Namens sich bloß darauf einschränkte, daß guter, edler und großer Männer alsdann noch in Ehren gedacht wird, wenn sie längst vom Schauplatz abgetreten sind, und weiter keine Spur mehr von ihnen zu finden ist, als ihr Name und das Gedächtniß ihrer Thaten: dann möcht' es zweifelhaft seyn, ob der Preis eines solchen Kampfs werth sey, ob wirklich große Seelen dadurch zu edlen Thaten begeistert werden könnten? So denkt man sich den Nachruhm, wenn man denselben für ein Phantom erklärt, und es räthselhaft findet, wenn große Männer eine Laufbahn betreten, wo am Ziel keine andre Belohnung, als der Kranz der Unsterblichkeit des Namens erreicht werden kann. „Ist's nicht Täuschung, sagt man, alle Kräfte aufzubieten, um ein Gut zu erringen, das man doch nicht genießen kann? das für den Kämpfer selbst verloren ist, sobald er's errungen hat? Ist's nicht süßer Traum, Früchte zu hoffen, die man selbst doch nie einernten kann?" — Diese kurzsichtigen Richter des Nachruhms würden Recht haben, wenn ihre Voraussetzung wahr wäre. Unsterblichkeit des Namens aber hat eine ganz andre Seite, die der edle und große Mann hauptsächlich ins Auge faßt. Jedes wahre Verdienst um die Menschheit ist als ein Beytrag zu dem großen Kapital anzusehn, dessen Zinsen der ganzen Menschen-

Digitized by Google

familie zu Gute kommen. Unter diesen Verdiensten zeichnet sich dasjenige vorzüglich aus, welches wie der erste Same einer köstlichen Pflanze den Stoff zu unermeßlicher Vervielfältigung liefert. Es ist wahr, das größeste Verdienst kann stilles Verdienst seyn. Die Namen vieler Wohlthäter des Menschengeschlechts sind nicht auf die Nachwelt gekommen, so sehr sie's werth waren. Das benimmt freylich ihren Verdiensten nichts. Aber es gibt Fälle, wo Kenntniß der Person und ihres Charakters, wo die Geschichte ihrer Thaten eben so wohlthätig für die Nachwelt ist, als es ihre Verdienste selbst sind. Nachruhm ist in solchen Fällen nur der Wiederhall von den Wirkungen, welche ihr Exempel bey der Nachwelt hervorbringt, nur der Ausdruck der Empfindungen, mit welchen der beßre Theil der Nachkommen das Gemälde ihres Lebens, ihres Verstandes und Herzens anschaut. Unverkennbar ist in dieser Absicht der Nutzen der Geschichte und wahrheitsvoller Biographien insonderheit. Um deswillen ist es nichts weniger als Eitelkeit, wenn der große und verdienstvolle Mann in der Geschichte fortzuleben wünscht; er müßte minder edel denken, wenn er nicht wünschen sollte, ein Wohlthäter der Nachwelt durch sein Exempel, so wie seiner Zeit durch Thaten zu werden. Sind nicht die Titus, die Trajane, die Mark-Aurele noch jetzt im Stande, Fürstenherzen zu erwärmen? Sind sie nicht nach mehr als einem Jahrtausend noch die Wonne des Menschengeschlechts, wie sie's vor demselben waren? Stand nicht die Büste des Mark-Aurels auf dem Tisch des Philosophen zu Sanssouci? Wird nicht Friedrichs Geist nach Jahrhunderten noch Funken umhersprühen und des Geistes Feuerkraft in Tausenden entzünden? Verewigung großer Männer ist demnach nichts anders, als — Erhaltung ihrer Wirksamkeit auf alle kommende Geschlechter. Von dieser Seite betrachtet, hat der

Digitized by Google

Nachruhm unleugbar großen Werth, und es ist hoher Beruf, Wohlthäter seiner Zeit durch That und der Nachwelt durch Exempel zu werden.

Selbst diese Versammlung würdiger Patrioten beweist es, daß des Namens Unsterblichkeit mehr als Wahn und Täuschung sey. Ein Jahrhundert ist vollendet, seitdem der große Kurfürst Friedrich Wilhelm die Erde verließ. Sein Name glänzt in der Reihe großer Regenten, welche die Geschichte aufstellt, im vorzüglichen Licht. Sein Exempel ist eben so lehrreich für die Fürsten, als seine Thaten verdienstvoll für die Nachwelt waren. Man lese sein Leben, wahr und groß von Friedrichs Meisterhand dargestellt, um wahrzunehmen, welchen Eindruck er auf das Herz seines unvergeßlichen Urenkels gemacht hat. Noch in später Nachwelt werden die Prinzen des Brandenburgischen Hauses, und alle andre, in deren Busen ein edles Herz schlägt, bey seinem Gemäld verweilen und zur Nacheiferung begeistert werden. Kein Patriot wird es anschauen, ohne sich erhoben zu fühlen, und jeder, der Sinn für das Gute und Große hat, wird sich an diesem Anblick ergötzen. Die Gedächtnißfeyer des unsterblichen Fürsten hat uns heut vereinigt. Wenn diese Stunden große Gedanken und edle Gefühle in patriotischen Herzen erwecken, so ist es Sein unsterblicher Name, dem wir sie zu verdanken haben. Sein Blick, versichern seine Zeitgenossen, war voll Majestät und Güte.

Ich habe mir daher insbesondre zum Zweck gesetzt, einige Züge von der Herzensgüte dieses wahrhaftig großen Mannes auszuheben; und ihre Darstellung mag meine obigen Behauptungen von dem Werth des Nachruhms ins Licht setzen.

Herzensgüte vollendet den großen Mann. Ohne sie schwindelt der kraftvollste Verstand in planlosen Gedanken-

umher, hat keinen Vereinigungspunkt seiner Thätigkeit, verwechselt tausendmal Mittel und Zweck, und verfehlt den edelsten unter allen. Ohne Herzensgüte ist vorzügliche Geisteskraft wie ein reißender Strom, der den Damm durchbricht und die Felder verwüstet, statt daß er sie in kleinen abgeleiteten Bächen befruchten sollte. Ohne sie ist Fürstenmacht Tyranney und Herrschergewalt wie das Schwert in der Riesenhand eines Wilden, der in der Leidenschaft seinen Freund so gut wie den Feind würgt. Herzensgüte aber gibt jeder Geisteskraft zweckmäßige Richtung, bringt Ordnung in die Gedanken, und Harmonie ins Leben, führt jeden zu seiner Bestimmung und macht ihn, auf welchem Posten er immer stehen mag, zum Wohlthäter der Menschen, seiner Brüder. Allein! Güte ist nicht Schwachsinn, nicht Weichherzigkeit, sie ist unverwahrloſete Empfindung; Empfindung des Guten, des Edlen, des Großen, die mit einem richtig denkenden Verstand gleichen Schritt hält.

Man lese die Geschichte des großen Kurfürsten, man betrachte sein Leben in trocknen Chroniken und in raisonnirenden Geschichtbüchern, und man wird sein Herz eben so wie seinen Verstand und seine Thaten bewundern.

Wenn nichts anders den großen Mann beym Antritt seiner Regierung angekündigt hätte, so würde sein Verhalten gegen den Grafen Schwarzenberg, diesen Feind seines Hauses, des Vaterlandes und seiner eignen Person, ihn schon ungemein ausgezeichnet haben. Dieser erste Minister des Staats, der Alles, nur noch nicht den Titel eines Fürsten an sich gerissen hatte, war Verräther des Landes, hatte Friedrich Wilhelm als Kurprinz in der Entfernung von seinem Vater gehalten, ihn verläumdet, als wenn er vor der Zeit das Ruder des Staats an sich reißen wollte, hatte, da er seine Rückkehr nicht hindern konnte,

konnte, diesen einzigen Prinzen des Brandenburgischen Kurfürstlichen Stamms aus dem Wege zu räumen gesucht, um das Kurfürstenthum an sich zu ziehn. In einem Alter von zwanzig Jahren, wo die Leidenschaften so heftig zu seyn pflegen, konnte Friedrich Wilhelm, dessen Zorn im Alter noch leicht erwachte, sich dergestalt mäßigen, daß er dieses Verräthers schonte. Es sey immerhin, daß Staatsklugheit Antheil daran hatte, so war's dennoch Herzensgüte, wenn der große Kurfürst nicht die Stimme der Rache, sondern der Vernunft in einem Alter hörte, wo diese so selten gehört wird. Ein verwildertes Herz würde dessen nicht fähig gewesen seyn. Gewiß! diese Fassung kündigte einen Regenten an, der jede Erwartung übertreffen konnte; denn der größte Held ist der, der seine Leidenschaft besiegen kann. So handelten tausend Fürsten nicht, welche den Zeitpunkt kaum erwarten konnten, wo sie Personen, die ihnen zuwider waren, ihrer Rache aufopferten.

Doch sein Herz war nicht nur einer solchen Mäßigung, sondern auch großmüthiger Aufopferungen fähig. Seiner Großmuth hatte das unglückliche Deutschland nach dreyßig Jahren eines verheerenden Krieges den Frieden hauptsächlich zu verdanken. Es kam in diesem Frieden vornämlich auf die Befriedigung der Krone Schweden an, welche zur Entschädigung Pommern forderte, worauf der Kurfürst ein entschiednes Recht hatte, und welches ein ihm sehr geliebtes Land war. Friedrich Wilhelm wog seinen Verlust und den Gewinn des Deutschen Reichs, die Schale des letztern sank, und er gab sein Eigenthum gegen ein nach Beschaffenheit der damaligen Umstände sehr ungleiches Aequivalent hin. „Ich will lieber, sagt' er, einen Theil meiner Lande hingeben, als noch mehr unschuldiges Blut vergießen sehn, in der Hoffnung, daß mir Gott diesen

für die allgemeine Wohlfahrt erlittnen Verlust schon anderweit ersetzen werde.“ Diese Aufopferung beschleunigte den Frieden. Würde dieser Krieg wol dreyßig Jahre gedauert haben, wenn andre Fürsten eben so gedacht hätten?

Ihn blendete kein falscher Schimmer; er wußte wahre und eingebildete Größe wol von einander zu unterscheiden. Wer in sich selbst nichts ist, mag nach Titeln haschen und mit leeren Namen prangen. Der wirklich große Mann bedarf weder des einen, noch des andern, weil er durch sich selbst größer ist, als er's durch Namen und Titel werden kann. Friedrich Wilhelm ward nach Vladislav's Tode die polnische Krone angetragen, selbst der stärkste Kompetent, Johann Casimir, nachheriger König von Polen, erklärte: Wenn man ihn nicht wählen wollte, so würd' er diese Krone niemand mehr als dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm gönnen. Der Erzbischof von Gnesen schrieb an den Kurfürsten, melder' ihm das Vorhaben der polnischen Magnaten, ihn zu wählen, mit dem Beyfügen, daß es bloß auf die Erklärung ankäme, daß er die Katholische Religion annehmen wolle. Der von Polen belehnte Herzog in Preußen konnte viel gewinnen, wenn ihm diese Krone zu Theil wurde. Der große edle Mann aber antwortete: „Auf solche Bedingung möcht' er nicht einmal Römischer Kayser werden; Gott hätte ihm bereits so schöne Länder gegeben, daß er sich damit wol könnte begnügen lassen, und keine Ursach finde, nach mehrern auf solche Art zu streben; er würde nie in eine Religionsveränderung willigen, denn die Polen selbst würden nicht viel von ihm halten können, wenn er beschuldigt werden könnte, daß er Gott selbst keinen Glauben gehalten und einen zeitlichen Gewinn einem ruhigen Gewissen

Digitized by Google

vorgezogen hätte.“ — Mich dünkt, hier sprach ein Herz, das mehr, als Einer Krone würdig war.

Es ist ein eigner Kontrast, wenn man sich das Verhalten der Schweden bey Fehrbellin denkt, und das würdige Benehmen des großen Kurfürsten gegen Türennen damit vergleicht. Jene richteten die Kanonen auf Friedrich Wilhelm, der sich durch sein Pferd auszeichnete, weil sie den unwiderstehlichen Heldenmuth dieses großen Heerführers am mehrsten fürchteten, und alles gewonnen zu haben glaubten, wenn sie ihn wegschaffen könnten. Es wäre ihnen gelungen, wenn nicht der treue Diener seines Fürsten, Froben, ihn vermocht hätte, das Pferd zu wechseln; ein Tausch, der diesem selbst das Leben kostete. Ob nach der neuern Art, Krieg zu führen, mitten im Gewühl der Feldschlacht rühmlich ist, persönliche Rache zu üben oder auf einzelne Personen zu zielen, will ich hier nicht weitläuftig untersuchen. So viel ist wol gewiß, daß es nicht viel besser als Meuchelmord ist, wenn ein Heerführer den andern, welchen er durch Heldenmuth nicht überwinden kann, durch seine Feuerschlünde absichtlich zu vertilgen sucht. Er verräth, wie sehr ihm der Gegentheil an Geist und Tapferkeit überlegen ist. Man vergleiche mit diesem Verhalten der Schweden Friedrich Wilhelms Benehmen gegen Türennen. Dieser war einer der größten Helden seiner Zeit, und mit ihm hatte der unvergeßliche Kurfürst zu kämpfen, als ein Franzos sich schriftlich an Friedrich Wilhelm wandte und Türennen für eine Summe Geldes aus dem Wege zu räumen versprach. Der große Kurfürst meldete Türennen dieses Anerbieten mit eigner Hand, und warnte ihn vor dem Meuchelmörder. Man kann leicht denken, welchen Eindruck dieser Edelmuth auf den fran-

Digitized by Google

zösischen Helden machte. Er antwortete dem Kurfürsten auf eine Art, die es zu erkennen gab, daß er diesen Edelmuth ganz empfunden hatte. Ich enthalte mich, hier Gegenstücke aus der neuesten Geschichte aufzustellen, weil eine solche Handlung keines Schattens bedarf, um ins Licht gesetzt zu werden.

Der Held seines Jahrhunderts, Friedrich Wilhelm, hat den größten Theil des Lebens im Felde zugebracht. Es ergibt sich aber aus einer allgemeinen Uebersicht seiner Kriege, daß Friede der Preis war, um welchen er kämpfte. Es war ein Verhängniß, daß ein Fürst, der in den Künsten des Friedens eben so groß, als in jenen des Krieges war, für die letzten hauptsächlich bestimmt zu seyn schien. Wie gut mußte sein Herz seyn, da es dennoch nicht ausartete. Seine Friedensliebe und bidrer Charakter zeichneten ihn unter den Regenten seiner Zeit so vortheilhaft aus, daß er häufig von Fürsten zum Schiedsrichter ihrer Zwistigkeiten und zum Friedensstifter gewählt wurde. Sein Wort war ihnen heiliges Gesetz. So verglich er die Brüder des verstorbnen Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, Christian Ludewigs, wegen der Erbschaft, als sie schon zu den Waffen greifen wollten; die Generalstaaten und den Bischof von Münster; den Kurfürsten von der Pfalz und die benachbarten Reichsstände; Dännemark und die Generalstaaten; Dännemark und die Herzoge von Holstein-Schleswig; Dännemark und Hamburg zu verschiednen malen; so hatt' er beträchtlichen Einfluß in den Frieden zwischen England und Holland zu Breda, zwischen Frankreich und Spanien zu Achen; so stiftet' er Friede zwischen Polen und Rußland.

Es ist wahr, er liebte seine Religionspartey, und sprach für sie mit großer Wärme. Er drang mit seinen Gegenvor-

Digitized by Google

stellungen durch, als man die Reformirten nicht mit in den Westphälischen Frieden aufnehmen wollte. Dabey war er aber nicht ungerecht gegen andre Religionsparteyen. Niemand durft' es wagen, seine Katholischen Unterthanen zu kränken, er schützte sie bey ihren Gütern, Rechten und Freyheiten. Nur halb so edel hätten die Katholischen Fürsten mit ihren Protestantischen Unterthanen handeln dürfen, und Deutschland würde zu seiner Ehre von keinem dreyßigjährigen Kriege wissen. Wenn er den Religionslehrern das Verketzern der Gegenpartey verbot, so that er, was ein jeder weiser Fürst thun muß, wenn diese vergessen, wozu sie eigentlich berufen sind.

Ueberall zeichnete sich Friedrich Wilhelms Charakter durch Vaterliebe gegen seine Unterthanen aus. Er verstattete ihnen einen unmitttelbaren Zutritt, und sorgte mit Weisheit und Wärme für den Wohlstand der Länder, die seinem gesegneten Scepter unterworfen waren. Als er, um die Schweden zu verjagen, vor Fehrbellin angekommen war, rieth man ihm, die Stadt zu beschießen, um die Schweden daraus zu vertreiben. Aber der Vater seines Volks verwarf dieß Mittel, so sicher es zum Zweck führen konnte, und wählte ein andres, so viel Schwierigkeiten auch damit verknüpft waren. „Ich bin nicht gekommen, erwiedert' er jenen Rathgebern, mein Land zu verbrennen, sondern zu erretten.“ Er bedauerte vor seinem Tode, „daß er seinen Unterthanen wegen der Umstände und Zeitläufte nicht so viel Erleichterung hätte verschaffen können, als er wol gewünscht hätte.“ Sterbend empfahl er sie mit Nachdruck dem Erben seiner Staaten. — So stirbt ein Vater, dessen letzter Gedanke an seinen Kindern hängt, der bey den größten Verdiensten um sie sich selbst noch nicht genug that, weil

Digitized by Google

sein Herz der Wünsche für sie zu viel hat. Er ergreift die Hand eines Freundes, und empfiehlt ihm die Lieblinge seines Herzens.

An der Aufnahme jener Unglücklichen, welche Frankreich, von blindem Religionseifer bethört, ausstieß, hatte Friedrich Wilhelms Herz eben so großen Antheil, als seine Politik. Mehrmals versichert' er, daß ihm das Schicksal dieser bedaurungswürdigen Flüchtlinge manche schlaflose Nacht verursacht habe. So konnte nur ein menschenfreundlicher Regent reden, der mit männlichem Ernst über seine Bestimmung gedacht hatte; wenn dagegen im goldnen Zeitalter der französischen Litteratur die Wissenschaften nur Parade machten und Ludwig dem Vierzehnten weder Regentenweisheit, noch Liebe für seine Unterthanen und Duldung einflößen konnten. Der große Kurfürst nahm die Kinder, welche ein unbesonnener Vater verstieß, in seine Familie auf, sorgte für ihre Erhaltung mit einem beträchtlichen Aufwand, bis sie im Stande waren, sich selbst fortzuhelfen. Jetzt beginnt Frankreich so klug und menschenfreundlich zu denken, wie der unsterbliche Kurfürst vor hundert Jahren bereits dachte.

Keine Härte, keine Grausamkeit befleckt den Ruhm seiner Heldenthaten. Er schlug den Feind im offnen Felde, und ließ nie den Bürger oder Landmann eine Rache empfinden, welche dem Helden nicht geziemt. Oft aber verjagt' er Räuber und Mörder aus seinen Staaten, und seine Landesvatergüte half ihm Mittel finden, den Seinen aus der Ferne zu Hülfe zu eilen und die Schwierigkeiten der Jahrszeiten zu überwinden, um den Schwarm der Feinde zu verscheuchen, die muthig raubten und plünderten, wenn sie wußten, daß er nicht in der Nähe war.

Digitized by Google

Stettin hatte bey der Belagerung im Jahr 1677 wiederholte großmüthige Aufforderungen trotzig abgewiesen, es war aufs äußerste gekommen, alle Werke waren erobert, es standen nur noch die Mauern der Stadt. Jetzt dachten die Belagerten an eine Uebergabe und überließen Friedrich Wilhelm die Bestsetzung der Bedingungen. Er machte sie, und die Stettiner erstaunten über die Großmuth des Ueberwinders; sie bereuten ihre Hartnäckigkeit und schätzten sich glücklich, unter sein Scepter zu kommen. Er behandelte sie vom Augenblick der Uebergabe an wie seine übrigen Kinder, ließ ihnen Güter, Freyheiten und Rechte. — Sein Heer liebt ihn, wie alle seine übrigen Unterthanen. Es nannt' ihn Vater und die gewöhnliche Losung desselben war: Wir folgen Friedrich Wilhelm, wenn er uns auch bis ans Ende der Welt führt! *)

Er war ein Deutscher Mann von biderm Herzen. Als die Kaiserlichen Bevollmächtigten auf dem Friedenskongreß, der den dreyßigjährigen Krieg endigte, die Gesandten der Deutschen Reichsfürsten ausschließen wollten, so widersetzte er sich diesem Uebermuth und erlangte die Zulassung jener Gesandten, ohne welche der westphälische Friede gewiß noch minder vortheilhaft für sie würde ausgefallen seyn. Es mußten Friedrich Wilhelme und Friedriche kommen, wenn überhaupt Deutschlands Verfassung bestehen sollte.

*) Der Kurfürst ritt vor der Schlacht bey Fehrbellin recognoscieren. Er kam vor einem Walde vorbey und hörte die Stimme eines Betenden. Er hielt und hörte folgendes Gebet: „Allmächtiger Gott! Gib dem Kurfürsten den Sieg. Ist dieß aber dein Wille nicht, so bleib wenigstens neutral, und dann wollen wir schon siegen." Der Betende wurde aufgesucht; es war ein Soldat von der Kurfürstl. Armee.

Digitized by Google

Der unvergeßliche Kurfürst starb groß und preiswürdig, wie er gelebt hatte. Mit Standhaftigkeit unterwarf er sich dem eisernen Scepter des Todes, der mit gleicher Strenge über den Bewohner des Pallasts und der niedern Hütte gebietet. Die letzte Stunde ruhig erwartend beschäftigte sich der große Mann am letzten seiner Lebenstage noch mit den Angelegenheiten seines Staats. Bey sichtbarer Annäherung des Todes nahm er von seinem Haus und Minister einen so rührenden Abschied, daß sie alle in Thränen zerflossen. Einmal, 'sagt' er zu seiner klagenden Gemalin, einmal müssen wir uns trennen, und einer von uns muß der erste seyn." Er empfahl dem Kurprinzen seine Unterthanen mit Vaterwärme, dankte seinen treuen Ministern, und belohnte diejenigen, welche ihn in der Krankheit gewartet hatten, mit fürstlicher Milde. Freudig blickte er zu dem großen Allvater auf, freute sich des bessern Lebens, segnete seine Kinder, drückte sich selbst die Augen zu, und schlummerte hinüber in das Land der Unsterblichen.

Streithorst.

Digitized by Google

IV.

Friedrich Wilhelms Heldenruhm;

ein Hymnus.

Ihm, der im Donnergetümmel der Schlacht
Die Roſſe der ſiegenden Heerſchaar gelenkt,
Ihm, Friedrich Wilhelm, dem Vorbild der Helden,
Sing' ich zum hohen Gedächtniß dieß Lied!
Schweige, Sänger des ländlichen Hains,
Schlummre ſanft beym Gemurmel des Bachs;
Und du nur, des Thatenſängers Begeiſtrung,
Stürm' in die hebenden Saiten der Harfe
Des Helden verewigten Ruhm!

Als der Jugend lächelnder Morgenſtral
Noch feuerhauchend in ſeinem Buſen floß:
Lernt' er ſchon an ſich ſelbſt
Der Herrſcherkunſt Schwere;
Unterdrückte, — wie der Weiſe den Gedanken,
Den er nicht ſeiner würdig fand, —
Der Leidenſchaften gewaltige Stimme;
Rüſtet' unter Oraniens Führung,
Zum Krieger ſich ſchon, und dacht' im wütenden Kampf
Der Kunſt nach, menſchenſchonend
Nur weiſe zu ſiegen!
Da ſchon ſcheuchte von der geſunknen Wimper
Seiner Entwürfe kühnes Gedankenſpiel
Des ſanften Schlummers Erquickung;
Da ſchon preßte Boruſſiens Trauergeſchick
Ihm bange Thränen der Wehmuth ins Auge.

Digitized by Google

Noch rauschte des Jünglings Feuerglut
Durch seine schwellenden Adern:
Da flammt' auf seinem Haupt die Krone,
In seiner Hand der goldne Scepter des Reichs,
Und es stralt' in die Herzen der weinenden Brennen
Der Hoffnung göttliches Zauberlicht!

Denn schrecklich ruhte der Verwüstung Trauernacht
Auf Brandenburgs Fluren.
Steinhaufen, noch dampfend vom donnernden Einsturz,
Aschengebirge, von nackten Menschen umringt,
Die schluchzend: Rettung! Rettung! jammerten,
Waren der glücklichen Städte Schauerdenkmal!
Loderndes Flammengeknatter entriß
Dem weinenden Säugling die Mutter,
Dem zitternden Greise sein Obdach!
Schnaubender Rosse wildstampfender Hufschlag
Schallt' in des Wiederhalls Tannengebüsch;
Und feindliche kühne Geschwader
Zertraten die Aehren des Landmanns,
Die Hoffnung werdenden Reichthums: —
Als Friedrich Wilhelm das sinkende Ruder ergriff!

Jedem wär' es zurück in den Strom entstürzt;
Nur ihm nicht! — an seines Riesengeistes
Felsenwand donnerte jeder Unfall zurück! —

Wie auf Aurorens Rosenfittich
Die Schatten zum grauenden Tartarus fliehn:
So eilt' auch des Elends gräßliches Schauerbild
Bald von Borussiens Gefilden,
Als er die blitzschleudernde Rechte erhob! —

Digitized by Google

Er war's, der, an der Weichsel wildem Strom,
Des weißen Adlers stolze Schwingen lähmte,
Und Polens tief verschanzte Treffen
Durch seines Geschützes Kugelregen
Im staubigen Wohnsitz begrub.
Ihn sah, im Schlachtthal, mit Leichen besät,
Blutig die Wange, der Mond!
Und in der grausenden Stille der Nacht
Hallte fürchterlich der Sterbenden Geächz
Dem Ohre des fühlenden Fürsten,
Und das Gelispel geschiedner Seelen
Hauchte den hohen Gedanken ihm ein:
Zu wiegen in der Wage des Rechts
Menschenwerth und Fürstenpflicht!
Doch früh, da der Sonne Flammengemisch
Die rosige Morgenstunde des Tages
Bey muntern Gesängen der Vögel verrieth,
Wand sich der Held aus den Armen
Der heiligen Betrachtung, und stählt' aufs neue
Die Brust zum blutigen Kampf.
Nun stürzten bald Warsovia's Thore zusammen
Von seiner Lanze mächtigem Stoß,
Und der pralende Frevler bat Leben,
Beugte vor seines Geistes Urkraft den Nacken,
Nach Braunsbergs bemoos'tem Gemäuer
Floh Polonia's trauernder Schutzgeist; —
Wies auf die blutenden Wunden,
Vom Schwert der Brennen geschlagen,
Und gestand dem Herrscher Borussiens
Die freye Gewalt; — bestätigte
Seiner Forderungen mäßiges Ziel.
Ihn sahn siegreich die Ufer der Eyder,

Digitized by Google

Und verehrten in ihm den Helden,
Den nicht des Krieges Sturmgewalt
Von den Banden der Menschlichkeit riß.
Pomerania blickt' aus der Tiefe herauf,
Und sah vom drohenden Verderben
Den Erretter in Ihm! —

Doch nun waren die Blitze der Erdengotter
Bald alle verschleudert, und in Oliva's Burg
Kehrte der Friede sanft lächelnd zurück.
Freundlich schwebt' ihm zur Seite Glückseligkeit,
Das goldne Füllhorn im Arm,
Und Friedrich Wilhelm, im Schlachtgetümmel
Nur schreckenverbreitender Held,
War in Irenens mütterlichem Schooß
Der zärtlichste Vater des Volks.
Er pflegte der weinenden Armuth,
Und schuf aus öden sandigen Wüsten
Blühende Fluren und schattende Wälder.
Er trat die Schlangenbrut, Bosheit,
Noch jüngst von Verräthern genährt,
Zu Boden mit mächtigem Fuß,
Daß ihre gifthauchenden Gespielen
Vor starrem Entsetzen erbebten,
Und aus Borussiens Gefild entwichen.
Da erscholl seiner Erhabenheit Ruf
Bis zu der Erde fernstem Gebiet,
Und mancher fürstliche Busen
Blutete vom Giftbiß des Neides!
Doch ungestört folgte der Weise
Seiner erhabnen Entwürfe Leitpfad.

Digitized by Google

Magdeburgs Jungfrau warf den Schleyer zurück,
Gewoben vormals aus Mönchsbetrug und Pfaffenlist;
Erkannte das glückliche Loos,
Unter Borussiens Aegide zu schlummern,
Und ergab sich des Helden Schutz.

Suronia, Danien, und ihr,
Guelfen und Bataver, ihr fühltet
Bewundernd seines Geistes Götterkraft,
Stauntet des hohen Ideals, und schloss't
Bündnisse, ihm näher zu kommen.
Nur Galliens Ludwig, durch Andre so groß,
Als Friedrich Wilhelm durch sich selbst,
Zwang ihn, das Kampfschwert zu ziehn,
Um Hollands weinenden Genius zu schützen. —

Noch staunte Gallien des mächtigen Helden,
Franken des schonenden Feindes,
Als Wasa's Enkel der Treue vergaßen,
Gegen ihn legten die eiserne Lanze,
Dem Edlen zu rauben die Krone des Ruhms,
Zu entblättern den Lorber seiner Siege
Und durch verheerenden Ländergewinn
Dem stolzen Baum
Die schönen Blüten zu entreißen. —
Da eilte, wie auf Flammenwagen des Blitzes
Des Göttlichen Zorn,
Auf flüchtigen Rossen Er hin,
Zu retten das hülflose Land! —
Noch staunt mit schweigender Ehrfurcht die Nachwelt
Des Helden mächtiger That.
Sein Flammenblick verkündigte Tod,

Digitized by Google

Als an des Rhin's Ufern gelagert
Er die bundbrüchige Räuberschaar sah:
Er zieht sein Schwert, da glühn die Krieger schon
Nach Kampf, des hohen Sieges gewiß.
Jetzt, vom Kanonendonner begleitet,
Stürzt er in ihre Geschwader,
Und drückt mit eiserner Faust sein Schwert
In ihre Schädel, daß es ertönte
Den Streitern aus Norden wie Wirbelsturm,
Ihr Blut löschte den Staub seiner Solen
Und der raubgierigen Hand
Entsank das Schwert, daß wieder Borussiens Völker
Genössen des seligen Friedens!
Aber den Feinden nach stürzt der erzürnte Held,
Jagt mit flammendem Rachschwert
Sie hinweg von den Ufern der Peene!
Ihr sahtt ihn, Wolgast und Wollin, im Siegesflug,
Und du, Stettin, im Eroberer
Den Menschenfreund, der Bürgerbluts schonte;
Du sahst ihn, Meer, und Rügen, du
Von seinen Wellen bespült;
Und du sankst, trotzendes Stralsund,
Von seinen Feuerschlünden in den Staub!

O könnt' ich auf Flügeln der glühendsten Phantasie
Mich aufschwingen zu der Göttlichkeit Urquell,
Rauben einen Stral des himmlischen Feuers,
Zu durchströmen den Hymnus mit ihm,
Daß ich würdig ihn sänge,
Den größesten Helden der Vorzeit;
Daß sein Lob durchdränge die Völker,
Und mein Gesang weckte den Ruf,

Digitized by Google

Der Unſterblichkeit leben, im Buſen der Brunnen!
Doch — wohin reißt mich des Hochgefühls Allgewalt?
Wohin ſtürzt mein Gedankenſtrom ſich? —
Kehre zu des Patrioten Wonneſchauſpiel zurück,
Zu Friedrich Wilhelms kühnſtem Heldenwerk
Du, meines Liedes feuriger Genius!

In ſeiner Eroberungen hohem Siegesgeräuſch
Weckt' ihn der Brennen Klaggeſchrey!
Herunter von ihren Schneegebirgen
Waren Waſa's Enkel gekommen,
Ueberſchwemmten Boruſſien,
Und wüteten aufs neue mit Feuer und Schwert.
Kaum erſcholl ſeinem Ohr die Nachricht:
Da ſchwang Er ſich auf ſein wieherndes Roß,
Zu retten vom mordenden Raubſchwert ſein Land! —
Ihm folgten des Vaterlands Streiter. —
Doch auf den Flügeln der Winde
Schwebte ſeines Ruhmes
Lichtgeſtalt vor ihm her,
Und donnerte Furcht in die Seelen der Feinde.
Sie flohn! — Aber Boruſſiens Held
Wollte nicht ſchonen der Schwurvergeßnen —
Wie Wogenſturm rauſchte
Seines Heeres ſchwellende Flut
Hinter den Fliehenden her;
Zu ſtillen mit ihrem Blut
Die Thränen der Armen
Und das Jammern der Verwaiſten! — —
Jetzt trennt das friſche Haff die Heere! —
Aber nicht des Meers beeif'te Ebne,
Nicht des Nordwinds kaltes Geheul

Digitized by Google

Vermochte seines Willens
Beschloßne Vollstreckung zu hindern;
Dazu hatte die Gottheit nur Kraft.
Nein! Friedrich Wilhelms Thatenstrom
Konnte nicht dämmen des Zufalls Geklüft!
Bald flogen des Vaterlands Kämpfer,
Silberlockig im Streit geworden,
Auf Schlitten —
Den staunenden Zeitgenossen ein Schauspiel,
Noch nimmer gesehn! —
Ueber die schimmernde Ebne dahin!
Ueber Fluten, wo wenig Monden vorher
Noch des Lastschiffs Wimpel geweht,
Führte Preußens Cäsar sein Heer,
Kühn durch der Unsterblichkeit Wink!
Als flög' er zum freudigen Mahl, nicht zum Kampf,
War schön der Zug, von Dorotheen begleitet.
Das Ausland staunte
Der unglaublichen That:
Das Inland verehrte
Die Größe des Helden,
Seines Schnellgeists unendliche Fülle! —
Gleichwie am lichthellen Himmel
Die Wetterwolke sich oft,
In blitztragendes Schwarzgrau gepreßt,
Mit schnellerwachendem Wehen naht, —
Von fern kaum schreckt — und schon schnellzündend
Des bebenden Landmanns Hütte zerschmettert;
So eilte der Brennen Heldenheer
Ueber die eisigen Fluten des Meers;
Nicht furchtbar im Blick, — nur furchtbar in Thaten!
Denn kaum erreicht' es die Ferse des Feindes,

So

So traf sein Donner sie schon,
Und von sechszehntausend rüstigen Kämpfern
Kehrten dreytausend nur heim! — — —

Aber noch nicht geendet war der Lichtpfad
Seines sterneglänzenden Ruhms!
Mit Neiderblick sah Frankreichs Ludewig
Borussiens steigenden Adler;
Den Galliens Falke, die Lilj' im Schnabel,
Kaum mehr zu erreichen vermochte.
Eifersüchtig wagt' ers noch einmal,
Ihm zu lähmen der Schwingen Kraft:
Aber, Trotz der gedungnen Schaaren,
Stand Preußens Wodan
In der eisernen Waffen Geklirr;
Achtete nicht der Schweden mächtigen Lanzstoß,
Noch Galliens flüchtigen Schwertschlag!
Und als nach mächtiger That sein Heldenarm
Beynah zu sinken begann!
Da flogst du, Weisheit, seiner Thaten
Treue Begleiterin eilend herbey,
Riefst nach Saint — Germain's Hallen den Frieden,
Und der Kriegesgötter Drohn
Verstummt' in ewigem Schlummer.

Nun lächelte süße Ruh
Borussiens streitgewohntem Volk;
Wie nach dem Sturm in der Nacht
Des Mondes sanfter Silberstral
Dem irrenden Wandrer erscheint.

Der Brennen großer Herrscher kehrte zurück,
Umkränzt mit siegverkündendem Lorber;

Und laut jauchzte vor Freuden sein Volk
Den Helden und Vater zu sehn,
In des Vaterlands zärtlichen Armen!

Jetzt dachte der hohe Sieger im Schlachtthal
Auch seines Landes Glück,
Goß Balsam in seine blutenden Wunden? —
Unter seines Adlers starkem Flügel
Fanden Galliens Flüchtlinge Schutz,
Vor des Fanatismus blutigem Schwert.
Und der Aufklärung Fackel,
Nur schwach erst schimmernd,
Ward Lichtflamm' unter seines Auges Strai
Und leuchtete Borussiens Völkern.
Er schuf den Rauhsinn der Brennen
Zu froher Betriebsamkeit um:
Und die dürftige Hütte ward Pallast!
Er war der Schutzgott des Landes
Im Kriege durch Muth, im Frieden durch Weisheit!

Aber erst wenige Jahre
Ruht' im Schatten des friedlichen Oelzweigs
Der Brennen glückliches Volk:
Als die schwärzeste Wolke des Kummers,
In Todtengraun eingehüllt,
Den Bewohnern der furchtbaren Ebne
Auf Flügeln des Schreckens sich nahte! —
Die graulockigen Greise des Volks
Sahn im blutigen Aufgang des Mondes
Vorbedeutung des kommenden Tags. —
„Denn Er, der Held der Helden,
Der Vater der Brennen,

Wird hinwandeln in ferne Gefilde
Seiner Belohnung, und sein göttlicher Hauch
Wird wiederkehren zum Urquell des Lichts!
Und ach, dann werden wir verwaist
Ohne Vater und ohne Schützer seyn! —“
So klagten die Greise den Kindern,
Und Thränen flossen der bangen Besorgniß:
Denn immer silberlockiger ward der Greis,
Der so lang' als Steurer mit Weisheit
Lenkte das dreymastige Schiff,
Und in des Sturmes Wetternacht
Jeder Gefahr mit Felsenmuth trotzte.

Mit thränendem Auge flehten die Gottheit
Seine Völker um Leben für ihn.
Doch umsonst war Gebet!
Die Kette des Lebens zersprang! — —

Wolkig und düster, Potsdam, über dich
Senkte sich Nacht! — und es schwebt' aus ihr
Der Todesengel über die Fürstenburg!
Sanft ließ er auf ihre Zinne sich nieder,
Empfing tiefbeugend die Seele des Helden,
Der Erde würdigsten Stolz,
Und führt sie durch luftige Fernen
Empor zum himmlischen Götterſitz. —
Hier ruht am Lichtthron Gottes der Held,
Trostflehend für sein weinendes Volk! —

Aber öde, wie die Todtengruft eines Verbrechers,
War die herrliche Fürstenstadt! —
Die Väter standen im stummen Schmerz,

In düstrer Wehmuth versunken,
Und dachten des großen Manns!
Weinend knieten die Mütter;
Jüngling' und Mädchen stürzten hin
Nach der heiligen Grabstätte,
Und zollten, inniggerührt, ihm da
Noch heiße Thränen der Verehrung!
Alle fühlten den großen Verlust! —
In Trauer hüllte sich Borussien;
In Trauer die Welt! — —
Umschleyert war die rosige Wange des Mädchens,
Des Jünglings nerviger Arm umflort;
Und jede quellende Thräne
Erzeugte das innigste Schmerzgefühl. — —

Damals beweint', in Friedrich Wilhelm, dem Großen,
Borussien den zärtlichsten Vater,
Die Krieger das Urbild der Helden,
Die Welt den größesten Menschen:
Heut — beweinen wir ihn nicht,
Benetzen nicht Trauerflöre mit Thränen!
Nein! Voll patriotischen Stolzes
Blicken mit flammendem Auge wir
Auf seinen Thatenspiegel, die Geschichte,
Großer Fürsten belohnendstes Lob!
Und freuen, als Brennen, als Menschen, uns hoch,
Daß Friedrich Wilhelm der Große
In Friedrich dem Einzigen wieder erstand!

Franz von Kleist.

Digitized by Google

V.

Ueber die Münzen, die zu Friedrich Wilhelms Andenken geschlagen sind.

Im Auszug.

(Inhalt und Schluß.)

Die achtundvierzigjährige Regierung des großen Kurfürsten hat unter andern auch eine große Menge von Münzen hervorgebracht, die sein Andenken in den Kabinetten der Sammler aufbewahren, und deren Folge desto schätzbarer ist, je schwerer sie vollständig zusammengebracht werden kann.

Sie bestehn, die kleinen und gangbaren Stücke nicht mitgerechnet, theils aus ordentlichen Speciesthalern, theils aus Medaillen oder Gedächtniß- und Schaumünzen; und zeichnen sich fast durchgängig durch sinnreiche Erfindungen, gute Figuren, scharfe Stempel und sauberes Gepräge aus.

Seyler, Köhler, Tenzel, von Madai, Lilienthal, Cassеburg, von Arnim und Oelrichs sind bekanntlich die Hauptschriftsteller davon. — Seyler hat 60 Stück; Cassеburg 43 Medaillen und eben so viel Thaler; Lilienthal und Madai 40 bis 50, und Arnim 141 Thaler. Die ganze Anzahl der von ihm und

Digitized by Google

auf ihn geschlagnen Medaillen und Thaler kann sich daher leicht über 200 belaufen.

Von den Stempelschneidern und Münzmeistern, die sie ausgeprägt, sind Sebastian Datler, Christian Müller, Horn der Aeltere und Jüngere, Heinrich Siewerts, Erasmus Thomas Reuß, Karl Thauer, Gottfried Leygebe, Thomas Tympf, Bernhard Schulz und Lüders noch dem Namen nach bekannt.

Zu den Veranlassungen derselben gehören Theils sein Regierungsantritt, Huldigungen, Reisen, Geburtstage, Vermählungen, Todesfälle; Theils die mannichfaltigen merkwürdigen Begebenheiten, die unter seiner Regierung vorgefallen sind, z. E. die Schlacht bey Warschau, die erhaltne Souveränität von Preußen, der Oliva'sche Friede, der Friede zwischen Holland und Münster, die Wiederkunft aus Preußen, die Wahl Johann des Dritten zum König von Polen, der Einfall der Schweden in die Mark, die Schlacht bey Fehrbellin, die Landung auf Rügen, die Eroberung Stettin's, die Eroberung Stralsund's, die Zurückkunft des Kurfürsten nach Berlin, der Sieg in Preußen, der Friede zu St. Germain, die Handlung nach Guinea, die Allianz mit Holland, die Befreyung der Städte Ofen und Hamburg, die Erbauung einer Kirche in Königsberg, u. a. m. — Auch unser Halberstadt hat einen Dukaten von 1679, und einen Thaler von 1680, wo er ausdrücklich als Princeps Halberstadiensis (Fürst von Halberstadt) aufgeführt ist.

Bey den meisten Stücken zeigt die Hauptseite sein sehr kenntliches Bildniß, bald im Profil, bald im vollen Antlitz; bald im Brust-, bald im Kniestück; zuweilen in ganzer Positur, stehend oder reitend.

Digitized by Google

Und wie wahr, wie bedeutend, wie durch den Erfolg bestätigt sind die Denksprüche, die uns darauf vor Augen schweben! Hat nicht die ewige Vorsicht diesem großen Prinzen, der so jung mitten unter unseligen Kriegen seine schwere Laufbahn antrat, selbst die Wege gezeigt, die er wandeln sollte? *) War es nicht die Gottheit selbst, die ihn mit ihrem Auge dabey leitete? **) Bey der Uebermacht seiner Feinde, bey den großen Planen und Lasten seiner Regierung, war da nicht Gott selbst seine Stärke? ***) Ward er dadurch nicht der geehrte Bundsgenoß und Schiedsrichter? ****) Hat nicht der Preußische und Brandenburgische Adler sich immer höher emporgeschwungen? †) Dieser erhabne Adler, der keine wehrlose Taube zeugt? ††) Ist es nicht Friedrich Wilhelm, der in seinen Enkeln und Urenkeln die Wohlfahrt seiner Staaten nicht nur erhalten, sondern auch von Stufe zu Stufe bis zu ihrer jetzigen Höhe erhoben hat? †††) Haben sich von ihm aus nicht die Grundsätze ausgebreitet, die seitdem unter den Fürsten seines Hauses herrschend

*) Domine, fac me scire viam tuam, qua ambulaturus sim; auf den Medaillen bey seinem Regierungsantritt.

**) Eben darauf; das Auge der Vorsehung, mit der Beyschrift: Confulam tibi oculo meo.

***) Deus fortitudo mea; sein Wahlspruch, auf den meisten Thalern von 1677 bis 1686.

****) Hier staat Keur - Brandenburg s' Lands trouwste Bondgenoot; auf der holländischen Medaille, bey dem Bündniß von 1666. — Opus erat arbitro; auf den Medaillen wegen der Schlacht bey Warschau 1656.

†) Eminet inter omnes; auf einer der Souveränitätsmedaillen.

††) Nec imbellem feroces progenerant aquilae columbam; auf einer andern. — Mei non degenerant; 1672 bey der Geburt eines Prinzen.

†††) Defendit et auget; auf einer Souveränitätsmedaille.

Digitized by Google

gewesen sind, und sie zu Mustern aller Regenten gemacht haben? *)

Nach seinem Tode, im Jahr 1688, ward noch eine Münze auf unsern großen Kurfürsten geprägt; auf der Hauptseite sein Bildniß, auf der andern Waffen, zwischen Palmen und Lorberzweigen, auf der Erdkugel liegend, mit der Ueberschrift: Perennabit, (Er wird unsterblich seyn!) Ueber den Wolken zeigen sich eben diese Symbole, als durch einen Wiederschein, noch einmal, und darüber: Florebit, (Er wird blühen!)

So wird dort in entfernter Sphäre
Sich Friedrich Wilhelms Ruhm erhöhn;
Und neben ihm wird Friedrichs Ehre,
Ein ewig Sternbild! glänzend stehn!

Von unserm jetzigen geliebten Landesvater aber, von Friedrich Wilhelm, der, so ruhmvoll in seiner Ahnherrn Fußtapfen tretend, seine Völker beglückt und gern die ganze Welt glücklich machen möchte, wollen wir mit dem Dichter sagen:

Serus in caelum redeas, diuque
Laetus interfis populo! —

Sey lange, lange noch der Deutschen Ehre,
Des Thrones Schmuck, der Völker Lust und Glück!
Dein Adler trage dich zur höhern Sphäre,
Wohin er jene trug, einst spät zurück!

Eichholz.

*) Pro Deo et populo, auf einer andern derselben. — Sic populi commoda stabunt; bey dem Oliva'schen Frieden. — Pax una triumphis innumeris potior; auf einem Fehrbellinschen Siegesthaler. — SALUS POPULI SUPREMA LEX ESTO; goldne Worte! auf einem Thaler aus den letztern Jahren seiner Regierung.

VI.

Vergleichung des Großen Kurfürsten mit gleichzeitigen Regenten.

Im Auszug.

(Recapitulation und Schluß.)

Seit Plutarch seine Biographien von Griechen und Römern schrieb, lebte vielleicht kein Schriftsteller, der gerade in seinem Geist, große und berühmte Männer einer Nation mit ähnlichen Männern einer andern verglich und in neben einander hingestellten Gemälden solche seelenvolle Bilder entwarf, so treffend bis in die leisesten Schattirungen alle Züge andeutete und mit so viel Wahrheit über das Gewicht ihres Geistes und ihrer Tugend, über größere oder geringere Vortreflichkeit entschied.

Eigentlicher und glücklicher dünkt mich kein Mann unter den Alten zum Biographen geschaffen, als er. Sein großes Genie vereinigte mit einer lebhaften Einbildungskraft, einen hellen weitsehenden Blick und eine vorzügliche Gesundheit und Richtigkeit des Verstandes. Er kannte die Philosophie seiner Zeit und hatte durch das Studium des Plato jenen tiefen Sinn, jene solide Weisheit erlangt, die überall in seinen Schriften herrscht.

Digitized by Google

Doch wie komm' ich dazu, bey der Feyer des heutigen Tags Plutarchs Lobredner zu werden? — Der Gedanke an den erhabnen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg führte mich auf ihn, und so entstand jene Ideenverbindung. Begeistert von dem wahrhaft großen Mann, der am Horizont der Geschichte zu den Sternen erster Größe, unter den Fürsten seines Säculums zu den edelsten und vortreflichsten gehört, ward der Gedanke zum Wunsch: möchte Friedrich Wilhelm einen Plutarch finden, der nicht allein seiner Thaten ganze Größe, seines Lebens ganzes Gewicht, seiner Seele ganzen hohen Sinn und Adel, der Mit- und Nachwelt zur Bewunderung darstellte, sondern auch aus der Geschichte eines andern Volks ein würdiges Gegenbild zu ihm wählte, ihn mit diesem vergliche, die Aehnlichkeiten wie die Verschiedenheiten in beyden großen Charaktern aufsuchte, den Weg zeichnete, auf welchem jeglicher das ward, was er war, und solchergestalt ein lebendiges, seelenvolles, eigenthümliches Ganze lieferte, welches Friedrich Wilhelms erhabnes Verdienst um sein Volk und um die Welt unparteyisch bestimmte, das Herz jedes Brandenburgischen Patrioten, auch nach hingesunknen Jahrhunderten, mit Ehrfurcht und Liebe für einen Fürsten erfüllte, welcher der Stifter des Preußischen Ruhms, Baumeister der Grundpfeiler war, worauf seine Nachfolger das ehrwürdige Gebäude ihrer königlichen Größe errichteten.

Noch winkt hier Deutschlands bessern Biographen, ohne Ungerechtigkeit gegen Puffendorfs, Schröckhs und andrer Verdienste, ein schöner, rühmlicher Kranz. Mir aber sey es erlaubt, wider die vielleicht gemachte Erwartung, vom Besondern zum Allgemeinen überzugehn und an dem Tage, zu Friedrich Wilhelms hundertjähriger Gedächtniß- und Todtenfeyer bestimmt,

Digitized by Google

dieſer glänzenden und ehrwürdigen Verſammlung aus dem halben Säculum, das ſeine glorreiche Regierung umfaßt; aus dem Zeitraum von 1640 bis 1688, fruchtbar an großen Auftritten und Revolutionen in unſerm Welttheil, mehrere Fürſten Deutſchlands und des übrigen Europa's, welche ſeine Zeitgenoſſen waren, vor ihren Augen aufzuſtellen. Solche Fürſtengallerie hat ihr eigenthümliches Intereſſe. Man denkt nicht leicht den Regenten, ohne zugleich das Schickſal ſeines Volks und ſein Verdienſt oder Unverdienſt um daſſelbe ſich zu vergegenwärtigen. So bildet ſich der Beobachter allgemach ein großes politiſches Gemälde von einem beſtimmten Zeitraum, und zieht daraus ſeine Reſultate für die Geſchichte der Menſchheit; ſo würdigt er, im größern Kreiſe der vergleichbaren Gegenſtände, jedes Fürſten Tugenden oder Laſter, Vollkommenheiten oder Mängel, Erhabenheit oder Niedrigkeit beſſer und ſicherer, und ſo fallen die Stralen von der Glorie des edlern Menſchen lieblicher und wärmer in ſein Auge.

Deutſche Kaiſer.

[1637.] Noch ſaß Ferdinand III auf dem Deutſchen Kaiſerthrone, als Kurfürſt Friedrich Wilhelm zu regieren begann. Ferdinand lebte in Zeiten, wo Oeſterreich in einem der ſchwerſten Kämpfe begriffen war, um ſeine gewonnene Uebermacht zu behaupten, wo die Wunden heftig bluteten, die Schwedens heldenmüthiger Guſtav Adolph dem drohenden Deſpotiſmus des zweyköpfigen Adlers geſchlagen hatte. — Held und großer Staatsmann war Ferdinand nicht; aber Plan, Beharrlichkeit, Liſt, Politik und wachſamer Gebrauch der Augenblicke waren ihm eigen. Streben nach immer höherer und ausgebreiteter

Digitized by Google

Herrschaft, strenge Anhänglichkeit an dem System der Deutschen Fürsten nach Vernichtung ihres Bundes unter Ferdinand II, feindselige Gesinnung gegen den Protestantismus sind die Grundzüge seines politischen Charakters. Oft war sein Kriegesglück wandelbar; dennoch blieb seinem Hause die errungene Größe. Deutschland fühlte das tausendfache Elend einer blutigen dreyßigjährigen Fehde; Frankreich und Schweden wünschten den Frieden, und er kam endlich nach Ueberwindung unzähliger Schwierigkeiten zu Münster und Osnabrück zu Stande; das Palladium der Deutschen Freyheit gegen die ehrgeizigen Absichten des Oesterreichischen Hauses.

[1658.] Ferdinands Sohn, Leopold der Erste nicht der Große, erreichte den Vater nicht, wirklich kaum ein mittelmäßiger Fürst, mehr für den geistlichen Stand als für den Thron geschaffen, andächtig bis zur Frömmeley, leichtgläubig bis zur Schwachheit, ohne Staatskenntniß, ohne politischen Scharfblick, und doch fast in beständigem Gewühl kriegerischer Unruhen, Theils durch Frankreichs Uebermuth, Theils durch Ungarns Unterdrückung, Theils durch die Raubgierde der Osmannen veranlaßt, mißtrauisch gegen seine Bundsgenossen, ungerecht gegen Brandenburg, undankbar für seine wichtigen Dienste, neidisch über jeden von Friedrich Wilhelms glücklichern Fortschritten.

Bayern.

[1589.] In Bayern regierte bis 1651 Herzog Maximilian I, einer der größern damaligen Deutschen Fürsten, unter den Bayerschen wol der größte. Ueber ein halbes Jahrhundert bekleidete er seine Würde. Dem Kaiser eifrig ergeben, nahm er Theil an dem Krieg in Böhmen, der ihm nach des Pfalz-

Digitized by Google

grafen Friedrich Ueberwindung bey Prag die Chur erwarb. Donauwerth empfand seinen Arm, Salzburg seine Rache. Er war thätig und wirksam, im Kabinett, wie im Felde. Bayern ward unter ihm mächtiger.

[1651.] Ferdinand Maria, ein dem Vater unähnlicher Sohn, blieb ohne politische Wichtigkeit.

[1679.] Dem Großvater ähnlicher war Maximilian Maria Emanuel. Kaum 18 Jahr alt, gelangte er zur Kur; kaum 20 Jahr alt, schlug er die Türken vor Wien, und eben so tapfer focht er in den Ungarschen Kriegen. Erst eifriger Anhänger Oesterreichs, mocht' er nicht Verwandter von Frankreichs König werden, nachher Frankreichs Bundsgenosse, ward er vom Kaiser für einen Reichsfeind erklärt. Nach zwey verlornen Schlachten sein Land zu verlassen genöthigt, lebte er 8 Jahr als Geächteter, er der für Oesterreich 30,000 brave Männer und 32 Millionen Gulden aufgeopfert hatte.

Sachsen.

[1611.] Unter den drey Johann Georgen, Vater, Sohn und Enkel, Kurfürsten von Sachsen, fällt des Ersten Regierung in die traurigen Zeiten des dreyßigjährigen Krieges. Anfangs stand er auf Kaiserlicher Seite und leistete Oesterreich wichtige Dienste; aber belohnt mit Undank, beleidigt durch geforderte Länderabtretung und gekränkt durch das Restitutionsedikt, ward er bald sein furchtbarer Feind, trat zur Partey der evangelischen Fürsten, schloß mit ihnen den Leipziger Bund, half die Siege bey Leipzig und Lützen den Schweden erfechten, versöhnte sich mit dem Kaiser, handelte feindselig gegen die Schweden, und fühlte bald ihre empfindlichste Rache durch Länderverwüstung und Zurücksetzung im Westphälischen Frieden.

Digitized by Google

[1657.] Der Zweyte, weichherzig und gütig, verschönerte sein Land, regierte nicht selbst, und seine Dienerschaft mißbrauchte seine Gelindigkeit. Er war Friedens- und Heyrathsstifter, und freute sich nicht wenig, daß er hundert Ehen von Edelleuten zu Stande brachte.

[1680.] Der Dritte, ein tapferer, biderer Deutscher Fürst, Gehülfe des Siegs über die Türken bey dem Entsatz von Wien, hauptsächlichster Rathgeber und eifrigster Theilnehmer an dem großen Augsburgschen Bunde zwischen Oesterreich, Brandenburg, Spanien, Schweden und Sachsen gegen Ludwigs XIV übermüthige Ansprüche, starb als Deutschlands Vertheidiger im Krieg wider Frankreich.

Pfalz.

Nach dem Tode des unglückseligen Friedrichs V von der Pfalz, der den eisernen Arm Oesterreichischer Uebermacht in seiner ganzen Schwere fühlen und seines Landes, wie seiner Würden sich beraubt sehen mußte, kam sein Sohn Carl Ludwig [1632] zur Regierung. Trauriger konnte wol keines Fürsten Lage seyn. Alle Versuche, sein väterliches Erbe mit Gewalt wieder an sich zu bringen, waren vergeblich; nur erst der Westphälische Friede setzte ihn in seine Rechte wieder ein. Aber noch immer hing des Unglücks schwarze Wolke über dem bedrängtem Lande, dessen Fürst zwar vieles um ihm aufzuhelfen that, Wissenschaften liebte und beförderte, selbst Gelehrter und Schriftsteller war, Heidelbergs Musen in ihrer Blüte sah; aber in Fehde mit seinen Nachbarn wie mit seinem eignen Bruder, im größten Zwist mit seiner, einer andern Geliebten nachgesetzten Gemahlin, im Gewühl der Unruhen und Gräuel eines Kriegs mit Französischen Räubern, die gleich Tatarn, die Pfalz zum Schauplatz

schrecklicher Verwüstungen machten, wenig frohe Tage hatte, und unter Kummer und Sorgen sein Leben beschloß.

[1680.] Karl, sein Nachfolger, gelenkt durch seine Räthe, sorglos und weichlich, lebte in Freuden und starb in Frieden.

[1685.] Nicht so Philipp Wilhelm, aus dem Hause Neuburg. Er strebte nach der Polnischen Krone ohne Erfolg, widersetzte sich Ludwigs XIV Habsucht ohne Nachdruck, sahe den schönsten Strich seines Landes mit unmenschlicher Barbarey aufs neue verwüstet, eine Menge von Städten und Dörfern in Schutt und Aschenhaufen verwandelt ohne Hülfe und ohne Rache.

Braunschweig.

[1636.] Von den Welfischen Fürsten nenne ich August den Weisen in diesem Zeitraum zuerst. Seine Liebe zu den Wissenschaften, wovon die Bibliothek zu Wolfenbüttel zeugt, machte ihn zum schätzbaren, seine Gesetzgebung, seine Verdienste um die Schulen, sein rastloses Streben, das Wohl seiner Unterthanen zu fördern, zum ehrwürdigen Fürsten.

[1666.] Rudolph August, sein Sohn, war in seiner Jugend eine Zeitlang um Friedrich Wilhelm von Brandenburg, denn — er wollte das Bild eines großen Fürsten vor Augen haben. Sein Patriotismus, der ihn in die Fehden wider die Feinde des Deutschen Reichs verflocht, sein hoher religiöser Sinn, seine Bruderliebe und Verträglichkeit, ehren so wie die Vorzüge, die er den Wissenschaften und dem Handel des gedemüthigten Braunschweigs verschaffte, noch immer sein Gedächtniß.

[1689.] Anton Ulrich von Wolfenbüttel war ein vielumfassender Geist und großer Verehrer der Künste und Wissenschaften, wie alle Welfischen Fürsten der neuern Zeit.

Digitized by Google

[1665.] Johann Friedrich von Hannover trat in seiner Jugend zur Römischen Kirche über. Schon waren nach Christian Ludwigs Tode zwischen ihm und Georg Wilhelm die Streitigkeiten wegen der Erbfolge bis zur höchsten Erbitterung gestiegen und die Schwerter zum Bruderkriege gezückt, als Brandenburgs großer Kurfürst ins Mittel trat, sie versöhnte und einen Vergleich zu Stande brachte.

[1679.] Ernst August, sein jüngster Bruder und Nachfolger, erwarb sich in mehreren Kriegen den Ruhm des Helden, durch große Verdienste um den Kaiser und das Reich, seinem Hause die zwar heftig, aber doch vergeblich bestrittene Kurwürde.

Die Kürze der Zeit nöthigt mich, hier Deutschland zu verlassen, um auch andere gleichzeitige Regenten der übrigen Europäischen Reiche mit wenigen Zügen zu zeichnen.

Portugal.

[1640.] Am Tagus stieg König Johann IV aus dem Hause Bragonza auf den wiederhergestellten, noch wankenden Thron, Lissabon rief ihn zum König aus; in wenig Tagen gehorchte ihm das ganze Reich, das seinen Nacken nicht länger unter das Joch Spanischer Tyranney zu beugen beschloß. Elend fand der neue Regent sein Land; die Krongüter veräußert, den Schatz erschöpft, das Zeughaus leer, die Flotte unvollzählig, die Landmacht schwach, den Handel gesunken und die fürchterlichste Verschwörung wider sich. Diese ward gedämpft, jenen Mängeln und Gebrechen allgemach abgeholfen. Durch Bündnisse gewann er mehr Sicherheit. Gegen den Despotismus der Hierarchie wagte er es einmal, sich aufzulehnen, aber die drohende Stimme der Inquisition erniedrigte ihn bald wieder zum Knecht des Papstes.

Er

Er war furchtsam und ängstlich, und that nichts ohne Anfeurung und Unterstützung.

[1656.] Ihm folgte Alphons VI; ein elender Geist in einem elenden Körper, ein Sultan in der Liebe, ein Sybarit im Schwelgen, ein Barbar in seinem Vergnügen.

Wohl dem Reich, daß er den Thron verlassen, und seinem klügern, entschlossenern, gerechtern und landesväterlicher gesinnten Bruder Peter II [1667] Platz machen mußte.

Spanien.

[1621.] Spaniens Monarchie beherrschte Philipp IV. Seine vierzigjährige Regierung ist ein Gewebe von Unglück. Unaufhörliche Kriege, Entvölkerung, Mangel, Muthlosigkeit, zwanzig verlohrne Schlachten, Empörung, Verlust eines ganzen Königreichs, Abtretung vieler Provinzen; welche Summe von Uebeln! — Und doch ein Fürst nicht ohne Talent, nicht ohne manche gute Eigenschaft, aber freylich ein Weichling, versunken in Vergnügungen, und darum der Mörder seines Ruhms und der Spott seiner Unterthanen.

[1665.] Unter seinem Sohn, dem blödsinnigen Karl II, sank das Reich noch tiefer.

Frankreich.

[1643.] Ueber Frankreich gebot seit 1651 der nun großjährig gewordne Ludwig XIV. Unter seiner Regierung bekam sein Reich das Uebergewicht über alle Reiche Europa's, stieg zu eben der Höhe von Ansehn, die vormals Oesterreich furchtbar gemacht hatte. Deutschland, in Parteyen getheilt, zerfleischte sein Eingeweide; England fehlte es an einem Oberhaupte, die Regierung zu begeistern und die Factionen zum Stummen zu bringen; die

Oesterreichische Monarchie glich einem abgearbeiteten Riesenkörper; die Nordischen Mächte waren verhältnißmäßig nur schwach. So ward es Ludwig, dem Souverain eines mächtigen Reichs, möglich, mit Kräften bis zur äußersten Ueberspannung angestrengt, das Recht des Gesetzgebers über Könige und Fürsten und Republiken zu usurpiren.

Große Staatsmänner wie Mazarini, Louvois und Colbert waren Ludwigs Räthe, die größten Feldherren damaliger Zeit die seinigen. Condé, Türenne, Luxenburg, sind große Namen in der Geschichte aller Zeiten. Mit halb Europa in Fehde, fochten Ludwigs Heere in Spanien und Italien, in den Niederlanden und in Deutschland, seine Flotten wider Engländer und Holländer, vor Algier, vor Tripolis und Tunis, oft siegreich, immer überlegen. Aber in solchem stolzen Glück blühte Galliens Lilie nur, so lange Ludwigs mächtige Stützen lebten, so lange andere Köpfe für ihn arbeiteten. Seine Größe war das Werk seiner Räthe und Feldherren; ihre Thaten waren nicht seine Thaten; sein schiedsrichterliches Ansehen die Folge seiner Macht; sein Eroberungsgeist tadelnswürdig; seine ganze Regierung despotisch; sein Betragen gegen andere Mächte übermüthig; seine häufigen Friedensbrüche schändlich und vielleicht nur seine Liebe zu den Künsten wie seine Beförderung der Wissenschaften aus Eitelkeit und Gefallen an Schmeicheley das einzige Gute, was ihm gehört.

Ludwigs unaufhörliche Kriege wurden dem Staat höchst verderblich; alles, selbst Paris wimmelte von Bettlern, Mördern und Straßenräubern. Dennoch hemmte die Armuth der Unterthanen nicht die üppigen Vergnügungen und Wollüste des Hofs. Die Auflagen waren groß, die Nationalschulden ungeheuer, die Gährung in kirchlichen Angelegenheiten bedenklich, das Elend allgemein. Der Unterthan vergaß die schönern Jahre der Regie-

Digitized by Google

rung, er liebte den König nicht, und freute sich über seinen Tod. Gedungene Gelehrte, feile Schmeichler haben ihn vergöttert; aber die Nachwelt kann ihn den Großen nicht nennen.

England.

England liefert in diesem Zeitraum das schrecklichste Gemälde des bürgerlichen Krieges und der Anarchie.

Karl, der unglückliche Karl I, rief am Ende eben des Jahrs, da Friedrich Wilhelm zur Chur gelangte, jenes schreckliche Parlament zusammen, das er bald nicht mehr aufzuheben vermochte, unter dem er — sterben sollte. Aller Hülfe, aller Freunde beraubt, sah er auch Stafford, den Vertrauten seines Herzens hingerichtet, sich selbst des Throns entsetzt, bis zum letzten Edelmann seines Reichs erniedrigt, aus seiner Residenz vertrieben, von seinen Schottischen Unterthanen, welchen er sich in die Arme warf, gefangen gehalten, für 400,000 Pf. Sterling seinem blutdürstigen Parlament wie ein Verbrecher ausgeliefert, von neuem durch Cromwell in Verhaft genommen, vor einem Gericht des Pöbels verhört, beschimpft, zum Tode verurtheilt, starb er nach 28 unseligen Regenten-Jahren auf dem Blutgerüste. — Der unglückliche Fürst, zwar ohne Vestigkeit des Charakters, voll Eigensinns und unzeitiger Hitze; aber tapfer, mäßig, menschenliebend, Freund der Wissenschaften und Künste, verdiente ein besseres Schicksal, wäre vielleicht in einem andern Reiche als England ein guter Regent und ein glücklicher Fürst gewesen, in einem andern Reiche, sage ich, wo er nicht wie in diesem, vom Vater nur eine rebellische Nation, ein ungehorsames Parlament und eine drückende Schuldenlast erbte.

[1653.] Olivier Cromwell, Regent in der darauf folgenden Anarchie, erst ein unbekannter Landjunker, dann Protektor

eines ganzen Reichs; ein glücklicher Bösewicht und ein großer Kopf; ein unergründlicher Heuchler und ein kluger Staatsmann, ohne einen Perioden schreiben zu können; ein Menschenkenner wie keiner, und ein Feldherr von schwärmerischer Tapferkeit; ein Therſit und doch geehrt und gefürchtet wie ein Achill, starb im Besitz seiner erschlichenen unrechtmäßigen Würde.

[1658.] Sein Sohn Richard Cromwell sank ohne des Vaters Geist und Ansehn bald wieder zum Stand des Privatmanns herab und

[1660.] Karl II bestieg den mit des Vaters Blute besudelten Thron, regierte mit abwechselndem Glück; siegte über die Niederländer und wurde besiegt; sah die berüchtigten Parteyen der Whigs und Torys in seinem Reich entstehen; starb mit der Nachrede, daß er ein besserer Privatmann als König, ein leutseligerer und offenherzigerer Mann als treuer Gatte gewesen, und hinterließ das Reich seinem Bruder,

[1685.] Jakob II, einem grausamen, menschenfeindlichen Fürsten, der um seines Eifers für die Katholische Religion und Frankreichs Interesse willen, endlich seine Krone verlor.

Vereinigte Niederlande.

[1625.] Die Staaten der Vereinigten Niederlande hatten an ihrem Statthalter Friedrich Henrich, ein Oberhaupt von großen Verdiensten um das gemeine Wesen. Die Heftigkeit der aus Religionsstreitigkeiten entstandenen Parteyen suchte er zu dämpfen und Einigkeit in Kirch und Staat wiederherzustellen. Durch Gelindigkeit und Duldung gewann er aller Herzen. Als Krieger erreichte er die Größe seiner Vorgänger, an Vorsicht und Standhaftigkeit übertraf er sie. Thätig, wachsam, unermüdet focht er als Frankreichs Bundsgenosse glücklich

Digitized by Google

gegen Spanien, ward eifriger Vermittler der Streitigkeiten zwischen Dännemark und Schweden, gab seine älteste Tochter Friedrich Wilhelmen zur Gemahlin und schloß seine kriegerische Laufbahn, wie bald hernach sein Leben mit einem weniger rühmlichen Feldzug, der den Glanz seiner frühern Thaten verdunkelt.

[1647.] Sein Sohn Wilhelm II, herzhaft, kriegerisch, unternehmend, ließ die trotzigen Aristokraten der Staaten von Holland seine Rache fühlen, wie sie es verdienten, zwang das stolze Amsterdam, nach einem mißglückten Eroberungsversuch zum Vergleich, und starb weniger bedauert, als er's verdiente, im Jünglingsalter von 25 Jahren.

[1650.] Wilhelm Henrich, sein einziger, erst nach seinem Tode geborner Sohn, litt von seiner frühsten Jugend an durch die Factionen im Staat, sonderlich durch den tödlichen Haß und die listigen Ränke der beiden Brüder de Witt, die ihn von seinen rechtmäßigen Würden völlig auszuschließen trachteten, bis endlich der Rachgeist des Volks erwachte, seine Liebe für das Haus Oranien wieder die Oberhand gewann und es die Tyranney jener Demagogen mit ihrer schrecklichsten Ermordung ahndete. Nun wuchs Wilhelms Ansehn und Größe, bis er endlich seine Ruhmbegierde sogar mit der Englischen Krone geschmeichelt sah. Mit einer ansehnlichen Macht schiffte er hinüber in sein neues Reich, nahm Besitz von Jakobs Thron, ward König der Britten und blieb Statthalter der Belgier bis zum Anfang dieses Jahrhunderts.

Wilhelm gehört zu den vorzüglich merkwürdigen Fürsten. Eine starke und gesunde Seele wohnte in einem schwachen Körper. Scharfes, richtiges Urtheil, große Kenntniß der Menschen und Geschäfte, Benutzung jedes Schritts des Gegners, meisterhafte Kunst der Associationen, ernster Tiefsinn, ungesprächige,

Digitized by Google

oft finstre Laune im Umgang, aber Feuer und Enthusiasmus am Tag einer Schlacht, Unerschrockenheit in der drohendsten Gefahr, immer gleiche Geistesgegenwart, vom Glück oft verlassen, aber nie von Muth und Willen, sich wieder zu helfen: das sind die Hauptzüge aus dem Charakter und Leben dieses großen Mannes.

Polen.

[1632.] In Polen regierte noch König Wladislav IV, ein Fürst, der viel that, und hätten ihn nicht die Großen gehindert, hätte Polen nicht jene unglückliche Staatsverwaltung gehabt, noch mehr gethan haben würde. Mit Glück und Ehre und Ländergewinn focht er gegen die Russen, darüber geriethen die Osmannen in Schrecken und suchten bey ihm Frieden. Brandenburgs großer Kurfürst kam persönlich, Preußen von ihm zum Lehn zu empfangen. Sein Volk liebte ihn, sein Charakter war würdig und gut. Er war fromm ohne Aberglauben, Katholik ohne Unduldsamkeit. Mit ihm trug man, wo nicht das Glück, doch die Ruhe der Polnischen Nation zu Grabe.

[1648.] Ihm folgte sein Bruder Johann Casimir II, ein heldenmüthiger, aber unglücklicher Fürst. Fast unaufhörlich drückte der Krieg mit den Kosaken das Land. An Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Karl Gustav von Schweden hatte er die gefährlichsten Feinde. Er verlor gegen sie die mörderische dreytägige Schlacht bey Warschau. Heftig, aber glücklicher war der folgende Kampf gegen die Russen. Dann empörten sich seine Armeen und auf einen bürgerlichen Krieg folgte ein Krieg mit den Tatarn. Unter diesem dauernden Sturm von Widerwärtigkeiten verließ ihn endlich Kraft und Muth. Er fühlte das drückende Gewicht der Krone, legte sie zu Warschau in Gegenwart der zahlreich versammelten Magnaten

Digitized by Google

mit einem rührenden Abschied nieder und mit ihm erlosch der Stamm der Jagellonen, aus dem 280 Jahre Könige auf dem Thron gesessen hatten.

[1669.] Nach Michael Koributh kurzer und unglücklichen Regierung, gab Polen einem der größten Fürsten, von denen es je beherrscht war, — Johann III, Sobiesky [1674] den Scepter. Mit Ehrfurcht nennt die Geschichte seinen Namen, die in ihm den Held, den Gelehrten, den Weisen, den Mann von jeder großen Tugend bewundert. In vier Kriegen empfanden es die Tatarn, in zween die Türken, welch' ein furchtbarer Feind er sey. Er schlug ihrer 200,000 mit 38,000, entsetzte Wien und rettete Deutschland vom Verderben.

Dännemark.

[1588.] Wir wenden den Blick nach dem Norden und sehen in Dännemarks Christian IV zwar den Schöpfer eines stehenden Kriegesheers wie einer beständigen Seemacht, aber keinen Günstling des Glücks. Bemüht die Deutschen Reichsstände zu vertheidigen, aber bald in Gefahr einen Theil seines eignen Reichs zu verlieren; verwickelt in den Kampf mit Schweden, aber immer der unterliegende Theil, war er ein beßrer Held des Friedens durch Beförderung der Handlung, Ermunterung des Kunstfleißes seiner Unterthanen und Emporhebung seiner Staaten zu schönerer Blüte.

[1648.] Friedrich III, sein Sohn, war gegen Schweden nicht glücklicher. Bald hätte Karl Gustav aus Dännemark eine Provinz seines Reichs gemacht, hätten Niederländische Hülfe zur See und Friedrichs Standhaftigkeit nicht noch den letzten Schlag abgewandt. Nach diesen widrigen Schicksalen hatte Friedrich doch noch das Glück die Souveränität zu erlangen.

Digitized by Google

Wohlthätig waren die Folgen dieser Staatsveränderung, auf welche eine Untersuchung der Regierungsmängel und eine Verbesserung der Gesetze folgte.

[1670.] Sein Thronerbe Christian V dachte auf Vergrößerung des Reichs, behauptete die Alleinherrschaft, war Mann des Volks, Feind des Stolzes, Freund jedes ehrlichen verdienten Unterthans, immer beym Gebrauch seiner Macht für den Mißbrauch derselben besorgt, beherzt und des Krieges erfahren, und doch aus Liebe zu seinem Volk, eifriger Beförderer des Friedens, fast der beständige Bundsgenosse Friedrich Wilhelms.

Schweden.

[1650.] Schwedens Krone trug des unsterblichen Gustav Adolphs einzige Erbin, die räthselhafte Christine. Durch des großen Oxenstierna weise Verwaltung der Angelegenheiten fand sie ein wichtigeres und vergrößertes Reich, welches sie mit Glück und Klugheit regierte. Nach drey Jahren, in welchen sie vieles für die Wissenschaften that, ihrer Königlichen Würde so wie ihrer Religion überdrüßig, überließ sie den Thron ihrem Vetter Carl Gustav [1654] aus dem Hause Zweybrücken.

Eines solchen Nachfolgers brauchte sich der Schatten seines großen Oheims nicht zu schämen. Die Bahn der Ehre betrat er zuerst im dreyßigjährigen Kriege, den er als Oberbefehlshaber der Schwedischen Völker beschloß. Nach seiner Bestätigung auf dem Thron fand er auch in seinem Reich die Spuren der verderblichen Fehden seiner Vorgänger, seine Thätigkeit verbesserte vieles. Aber kriegerisch gesinnt wie er war, konnte er nicht lange im Frieden rasten. An Polen, das seine Ansprüche auf Schweden nicht fahren lassen wollte, versuchte er zuerst seine Kräfte. Johann Casimirs Schilderung erinnert an den glücklichen Fortgang seiner

Digitized by Google

Waffen, an sein Bündniß mit Brandenburg, das Friedrich Wilhelm nachher zerreißen mußte, denn er ward Gustavs Feind. Dännemark konnte den Verlust der vorigen Kriege nicht verschmerzen, also griff es zu den Waffen; aber wir wissen schon, wie verderblich dieser Schritt ihm war, und nur Gustavs zu großes Feuer und sein früher Tod setzten seinen fernern Eroberungen ein Ziel. Der Frieden zu Koppenhagen und Oliva löschte die Fackel des Krieges eine Zeit lang aus, und Carl Gustav starb in der Blüthe seines Lebens unter den Unruhen und Bewegungen, in welche sein kriegerischer Geist den ganzen Norden versetzt hatte; ein Fürst, mehr nach dem Muster der Alexander als der Mark-Aurele gebildet.

[1660.] Karl XI, sein eben so kriegerisch gesinnter Sohn, fiel zuerst unsers Friedrich Wilhelms Staaten an; aber der Stärkere kam über ihn und rächte bey Rathenau und Fehrbellin den unedlen Angrif auf seine wehrlosen Länder, eilte im nie erhörten Zuge von vierzig Meilen, über ein gefrornes Meer nach Preußen, schlug den Feind, wo er ihn fand, und kehrte siegreich zurück. Gegen Dännemark waren die Schwedischen Waffen glücklicher, denn Karl erfocht in einem Jahre drey Siege. Die Fehde dauerte bis Frankreich durch den Frieden zu Fontainebleau ihr ein Ende machte. Seine darauf folgenden ruhigern und friedlichern Regierungsjahre, welche ihm die uneingeschränkte Herrschaft erwarben, waren die wohlthätigern für die Nation, die den Helden im Kampf bewundert und anstaunt, aber nur den Vater des Vaterlandes liebt.

Rußland.

[1613.] Ueber Rußlands weites Reich gebot Czaar Michael Feodorowitsch Romanov, als Friedrich Wilhelm seine Regierung begann. Er war ein gutmüthiger und schwacher

Digitized by Google

Fürst, der nach dem Kriege mit Schweden, keinen auswärtigen Feind zu bekämpfen hatte.

[1645.] Alexis Michaelowitsch, schon feuriger und unternehmender, aber Sklave seines Günstlings Morosov, dessen grausame Bedrückungen den schrecklichsten Tumult des Volks in Moskau veranlaßten, bewarb sich nach Wladislaus Tode um die Polnische Krone, drohte sie mit 200,000 Mann zu hohlen, bekam sie nicht, rächte sich durch Länderverwüstung, schlug sich mit Schweden, forderte nach Johann Casimirs Abdankung die Polnische Krone zum zweytenmal vergebens, überwältigte die aufrührerischen Kosaken, bekriegte die Türken, war der erste Czaar, der eine stehende Armee unterhielt, und den Grund zu Rußlands nachmaliger Größe legte.

[1676.] Feodor Alexiewitsch, sein Sohn, ward Czaar als Jüngling von 16 Jahren, saß ruhig auf dem Thron, versuchte sein Volk zu bilden, seinen Staaten mehr Vollkommenheit zu geben, und hinterließ in seinem jüngern Bruder für Rußland einen Herkules.

Türkey.

[1639.] Ueber die Osmannen herrschte Ibrahim, der abscheulichste Wollüstling, der je im weichlichen Serail tyrannisirte;

[1649.] Er starb an der seidnen Schnur, um Muhamed IV Platz zu machen, dessen Regierung große Revolutionen und der Anfang des Verfalls der Pforte merkwürdig machen. So groß und glänzend seine ersten Thronjahre waren durch Eroberungen, so unglücklich und demüthigend waren die letzten durch die schreckliche Niederlage vor Wien und Venedigs siegreiche Waffen. Dem Volke verhaßt, mußte er den Thron mit dem Kerker vertauschen.

Welch eine Summe großer Begebenheiten in einer Zeit von acht und vierzig Jahren, während Friedrich Wilhelms Re-

Digitized by Google

gierung! Wie lehrreich der Blick auf Geist, Charakter und Schicksale der aufgestellten gleichzeitigen Fürsten Europens. Mehrere nennt die Geschichte mit Liebe, mit Achtung, mit Bewunderung; mit allen kann Brandenburgs großer Kurfürst die Vergleichung aushalten, — keiner übertrift ihn! — Seine eigenthümliche Hoheit und Vortreflichkeit erhob ihn über seinen Stand. Er verdiente eine Krone, aber er suchte sie nicht; sie ward ihm angetragen, aber er schlug sie aus. Er war der Mann, um Herrscher des größten Reichs zu seyn; aber es scheint im Plan der Vorsehung zu liegen, daß Fürstengröße und Länderumfang sich oft nicht entsprechen, und auf dem glänzendern Thron nicht immer die höhere Weisheit sitzen soll. Geehrt sind die Kaiser und Könige in Friedrich Wilhelms Zeitalter, welche die Geschichte mit ihm vergleicht.

Geisteserhabenheit und Seelenstärke, Menschenkenntniß und Staatsklugheit, Weisheit und Vorsichtigkeit, Tapferkeit und Heldenmuth, Entwerfung wichtiger Plane und standhafte Ausführung derselben, machten Friedrich Wilhelm zum großen Fürsten.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, kommen ihm von seinen Zeitgenossen keine näher, als Wilhelm der dritte von Oranien, Olivier Cromwell, Johann Sobieski von Polen und Karl Gustav von Schweden.

Einzelne große Züge sind in den Gemälden vieler seiner Deutschen Mitfürsten unverkennbar; aber die ganze Physiognomie der Größe trug keiner so wie Er.

Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit, deutscher Sinn und Patriotismus, Neigung zum Frie-

Digitized by Google

den und zur Verträglichkeit, Redlichkeit und Treue gegen Bundsgenossen, selbst mit edler Aufopferung seines Vortheils, Vaterliebe gegen seine Unterthanen, thätiges Mitleiden mit ihrer Noth und Abhelfung ihres Elends; diese liebenswürdigen Tugenden machten Friedrich Wilhelm zum guten Fürsten.

Ich überschaue die Reihe der Regenten seiner Zeit und finde der Nebenbuhler, diesen Namen zu verdienen, eine größere Zahl; finde unter ihnen der Welfen edle Fürsten; und Sachsens Johann Georg den Dritten; finde am Tagus Peter den Zweyten; an der Themse Karl den Ersten, Trotz aller seiner Fehler; in Belgien Friedrich Heinrich von Oranien; in Polen Wladislav und Johann Casimir; in Dännemark Christian den Vierten und Fünften; in Schweden Karl den Eilften, unter Rußlands Czaren, Feodor Alexiewitsch.

Aber wie? — Ich schweige bey diesen Vergleichungen von Frankreichs Ludwig dem Vierzehnten, dem Stolz seiner Nation? — Ich muß schweigen, denn Ludwig war weder groß noch gut.

Friedrich Wilhelm ward gleich zum Helden erzogen im Lager Heinrichs von Oranien, that sich bey Belagerung der Schenkenschanz und Breda hervor, und erregte schon damahls große Erwartungen. — Der minderjährige Ludwig sah, umringt von seinem Hofstaate, von einer entlegnen Anhöhe dem blutigen Kampf zwischen Conde und Türennens Heer in der Pariser Vorstadt St. Antoine zu. — Der achtzehnjährige Philipp der Vierte drehte sich im Kreise rauschender Vergnügen der Jagd, der Schauspiele, der Tänze, indeß seine Minister

Digitized by Google

Kriege beschlossen, und seine Heerführer Schlachten lieferten. — Karl Gustav in dem Schwedischen Heer unter Torstensohn gebildet, ist hier das einzige würdige Gegenbild zu dem jungen Brandenburgischen Helden.

Im Jünglingsalter von zwanzig Jahren war Friedrich Wilhelm, als er zur Kur gelangte; und dachte und handelte wie ein Nestor, in einer Lage, worin selbst der erfahrenste vieljährige Regent wanken konnte. — Philipp der Vierte von Spanien, Ludwig der Vierzehnte von Frankreich, Karl der Eilfte von Schweden, Maximilian Emanuel von Bayern, gelangten auch früh zur Regierung; aber keiner war als Mann, was Friedrich Wilhelm als Jüngling war.

Friedrich Wilhelm regierte selbst. — In Portugal, Spanien und Frankreich regierten Weiber oder Räthe, oder beyde zusammen.

Friedrich Wilhelm war Meister in der Staatswirthschaft: er war nie ohne Geld, sein Land, Trotz aller Plünderungen und Räubereyen der Schweden und Oestreicher, nie arm. — In Frankreich mußte ein Wechsler bankerott machen, um den Kredit der Krone zu erhalten. In Polen gerieth Johann Casimir in die äußerste Verlegenheit, weil kein Geld da war, den aufrührerischen Kriegsheeren ihren verdienten Sold zu zahlen.

Ludwigs asiatische Pracht kostete ungeheure Summen: — Friedrich Wilhelms Spartanischer Hof nur wenig.

Friedrich Wilhelms Antheil an der Schließung des Westphälischen Friedens ist groß und unläugbar. Kein anderer Deutscher Fürst trug mehr dazu bey, keiner opferte so viel dafür auf.

Durch Ueberlegenheit des Geistes und Größe der Tugenden ward Friedrich Wilhelm das Orakel der Fürsten; durch Kriegsglück und Uebermacht der Schiedsrichter von Europa.

Digitized by Google

Der Französische Monarch, die Spanischen Regenten, die Englischen Könige, die Kaiser nebst mehrern Katholischen Fürsten Deutschlands haßten und verfolgten mit blindem Religionseifer die des Glaubens wegen verketzerten Parteyen: — Friedrich Wilhelm, beseelt vom Geist der Religion, der Liebe und Duldung athmet, wollte nicht über die Gewissen herrschen, drückte keinen seiner Unterthanen, der sich zu einer andern Sekte bekannte, nahm mit Vaterarmen jene Unglücklichen auf, die das undankbare Frankreich mit fanatischer Wuth von sich ausstieß. — Nur von einem Christian dem Fünften von Dännemark, und Wladislav von Polen kann man sagen, daß sie Brandenburgs großem Fürsten nicht ganz unähnlich waren.

Ludwigs unaufhörliche Kriege erzeugte sein Stolz, seine Ländersucht, sein eitler Durst nach Unsterblichkeit; Cromwells Bürgerkrieg Fanatismus und unbeschränkter Ehrgeiz. Aus nachbarlichem Haß und immer wieder auflebender Eifersucht suchten Dänemarks und Schwedens Könige sich aufzureiben. Polens Regenten, der Osmannen Sultane, der Russen Czare versuchten ihre Kräfte gegen einander, der eine aus Rache oder Stolz, der andre aus Wildheit und Uebermuth, der dritte aus Blutdurst und Raubbegierde: und Friedrich Wilhelm? um seine Länder zu erhalten und zu schützen, um seine Rechte zu behaupten und zu vertheidigen, um die Sache des Unterdrückten zu verfechten und auszuführen.

Keiner von Friedrich Wilhelms Zeitgenossen unter den Deutschen Fürsten schloß wohl so viel Bündnisse, als Er. Die Kunst, durch Associationen zu wirken war ihm und Wilhelm dem Dritten von Oranien vorzüglich eigen. Er kannte die Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Gleichgewichts der Mächte; darum schlug er sich nur selten zur Partey des Stärkern, sondern dachte öfter auf Verbindung mit den Schwächern.

Philipp starb aus Gram über all sein Unglück; Ludwig als ein schwacher, aber gläubiger Greis; Cromwell als ein Heuchler und Betrüger noch im letzten Augenblick: Friedrich Wilhelm — als Philosoph und Christ. Stubenrauch.

VII.

Friedrich Wilhelms Verdienste um Halberstadt.

Auch bey Annäherung des Todes blieb sich der große Kurfürst gleich. Er ließ sich zwey Tage vor seinem Ende ankleiden, begab sich in die gewöhnliche geheime Rathsversammlung, übergab die Regierung seinem Sohn, dem Kurprinzen Friedrich, dankte dem Staatsrath in einer rührenden Rede für seine treuen Dienste, und forderte ihn auf, seinem Nachfolger, so wie ihm, ergeben zu seyn. Den Kurprinzen ermahnte er, seine Unterthanen über alles zu lieben, dem Rath geprüfter Minister zu folgen, und überall die Glückseligkeit seiner Unterthanen vor Augen zu haben. Er entschied hierauf noch verschiedne, zum Vortrag gebrachte Sachen, ließ sich nach geendigter Sitzung in sein Schlafzimmer bringen, und starb, sich selbst die Augen zudrückend, den 29 April 1688. Und mit diesem Augenblick begann die Unsterblichkeit dieses großen Mannes, deren erstes Sekularfest wir heut feyern, indem auch wir auf dem Altar, den ihm die Liebe seiner Zeitgenossen gebaut, dankbar einige Weihrauchskörner streun.

Friedrich Wilhelms Leben war ein kraft- und thatenvolles Leben, jeder Tag eine Blume im Kranz des Ruhms. Da-

Digitized by Google

her ist seine Regierung so reichhaltig und von so vielen Seiten merkwürdig. Aber eben diese Reichhaltigkeit, diese Menge gleich vortreflicher Thaten, macht es schwer, für eine kurze Unterhaltung das Interessanteste und Anziehendste auszuwählen. Denn was bestimmt den Grad des Interessanten? Ist es bloß die Person des Handelnden? oder der auf die Handlung selbst gedruckte Stempel des eigenthümlichen Charakters? Oder ist uns das hauptsächlich wichtig, was zunächst auf uns Beziehung hat? In dieser Ungewißheit folg' ich bloß dem Zug meines Herzens, und hebe aus dem Leben dieses großen Mannes nur das heraus, was ihm unsre Stadt, unsre Provinz zu verdanken hat.

Das Haus Brandenburg ist von jeher der Stolz und das Glück unsers Vaterlands gewesen. Der im Jahre 1514 zum Bischof erwählte Kardinal Albert, aus dem Hause Brandenburg, gab dem Lande bey Auswärtigen Gewicht und Ansehn wieder, und seine Nachfolger Johann Albert, Friedrich der Dritte und Sigismund der Zweyte, alle Markgrafen von Brandenburg, wurden theils durch ihre Bemühungen um Sittenverbesserung, theils dadurch Wohlthäter unsrer Vorfahren, daß sie demselben ansehnliche Vorrechte verschaften.

Aber wie es bey Wahlregenten zu geschehen pflegt, mit jeder Regierung wurden andre Grundsätze angenommen und befolgt, bis endlich — mit Friedrich Wilhelm — eine Reihe von Regenten anhub, die, wie von einem Geist geleitet, sich ununterbrochen die Aufnahme ihrer Länder und das Glück ihrer Unterthanen zum vesten Zweck ihrer Bestrebungen machten.

Friedrich

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm war es, (nie vergeß es die Nachwelt!) der dem noch von den Wunden des dreyßigjährigen Kriegs blutenden Deutschland, Ruh und Frieden wieder gab. Die Vollziehung des Westphälischen Friedens, dieser Grundveste Deutschlands, hing von der Abtretung Pommerns ab; und der Kurfürst brachte dieses Opfer, so schwer es ihm auch ward, sich von einem Lande zu trennen, für das er von jeher so viel Vorliebe gehabt hatte. Dennoch erhielt er zur Vergütung bey weitem nicht das, was er verlangte, und die Provinzen, die er bekam, befanden sich theils in fremden Besitz, theils in dem traurigsten Zustand.

Das ihm mit abgetretne Bisthum Halberstadt war verwüstet, von Unterthanen entblößt, und der größte Theil der Domainen in fremden Händen. Die von Veltheim hatten die Herrschaft Derenburg, die von Hoym die Aemter Ermsleben, Wegeleben und Stecklenberg, und die Herzoge zu Braunschweig, Kloster Grüningen in Besitz. Außerdem war die Grafschaft Hohenstein dem Grafen von Sayn und Witgenstein, wegen seiner auf dem Westphälischen Friedenskongreß geleisteten Dienste, zu Lehn gegeben, und dem General Hans Christoph, Grafen von Königsmark, das Dorf Wilsleben und das Amt Weverlingen eingeräumt worden. Unsre Stadt, schon durch feindliche Einfälle und die Drangsal des dreyßigjährigen Kriegs entkräftet, wurde noch mehr durch eine Feuersbrunst verarmt, die den ganzen breiten Weg und eine große Anzahl Häuser auf der Paulsstiftsfreyheit einäscherte; und kaum hatte sie sich von diesem Unglück erholt, als die Pest mit allen ihren fürchterlichen Folgen, im Jahre 1682 einbrach und einige tausend Menschen wegriß. Also im Innern Entvölkerung, Armuth, Verwüstung,

Digitized by Google

und im Aeußern keine bestimmte Verfassung, Finanzeinrichtung und Justizpflege! — Es gehörte das Genie Friedrich Wilhelms dazu, so mancherley Mängeln abzuhelfen; und es ist angenehm, den großen Mann wirken zu sehn, und zu bemerken, wie er hier Lücken ausfüllt, dort getrennte Theile verbindet, und so aus der rohen Masse ein gefälliges Ganze hervorschaft. —

Die Sekularisation des Bisthums hatte den öffentlichen Verhältnissen eine ganz andre Wendung gegeben. Das Domkapitel, das bisher Mitregent war, und bey erledigten bischöflichem Stuhl, die Regierung allein hatte, ward nunmehr ein Landstand; die Bestimmung des Landesherrn hing nicht weiter von der Wahl, sondern von der Erbfolge ab, und die Rücksichten, die ein geistlicher Staat haben muß, erhielten jetzt eine ganz andre Richtung. — Es war das erste Geschäft des Kurfürsten, dieser politischen Reform Dauer und Vestigkeit zu geben, und die wechselseitigen Rechte und Verbindlichkeiten zwischen Haupt und Gliedern zu bestimmen. Der Homagialrezeß vom 2 April 1650 enthält im Allgemeinen die Umrisse, auf die das Staatsrecht dieser Provinz gebaut ist. Die Ausübung der Katholischen Religion und der Evangelischen Confession, wie sie im Jahr 1530 Kaiser Karl dem Fünften zu Augsburg übergeben ist, richtet sich nach dem Jahr 1624. Dem Kurfürsten gebührt, mit Ausschluß der Propsteyen, der vierte Theil der Canonicate. Das Domkapitul behält die Befugniß, so wohl in Civil- als Criminalsachen, in so weit es hergebracht ist, in erster Instanz zu erkennen. Die Vergebung der Canonicate in den päpstlichen Monaten, die Bestätigungen, die Ernennung zweyer Canonicorum, wenn die Wahl von

den Canonicis ausgeschrieben wird, die Prima Preces und die geistliche Gerichtsbarkeit sind Reservatrechte des Landesherrn. Die Einführungen, Prüfungen und Ordination der Katholischen Geistlichen geschehen, ohne Einmischung der Consistorien, von Katholischen Personen. Bey den Juden wird diejenige Verfassung zum Grund gelegt, die im Fürstenthum Minden eingeführt ist. Es ist merkwürdig, daß der Kurfürst, der aus den Einkünften der ihm übriggebliebnen Domainen kaum die Bedienten der Provinz besolden konnte, dennoch in diesem Rezeß, ohne die Aufbringung eines außerordentlichen Geldbeytrags zu verlangen, sich nur bloß das vorbehielt, was ihm ohnedieß nach dem Friedensinstrument zukam. Aber der großmüthige Fürst suchte nicht das Seine sondern was des Landes war, und das durch seine ganze Regierung! Er gab dem schwankenden Gange der bisherigen Prozeßordnung in den Jahren 1653 und 1682 Bestimmtheit und Regel, und setzte durch den bestätigten Landtagsabschied vom 3 Okt. 1653 vest, wie das Consistorium und Kirchenwesen eingerichtet, die Landesschulden bezahlt, den im Kriege eingerißnen Unordnungen abgeholfen, die Brücken und Wege gebessert, und die wüsten Land- und Bauergüter in den vorigen Wohlstand gesetzt werden sollten. Um den Domainen aufzuhelfen, überließ der Kurfürst dem Domkapitul die Canonicatquarte für eine Summe von 116000 Thalern, davon ihm ein Theil durch Abtretung der Aemter Stötterlingenburg und Wülperode berichtigt wurde.

Auf der andern Seite suchte er die ihm in dem Frieden beygelegten Befugnisse in ihrem ganzen Umfang auszuüben. Der Kardinal und Erzbischof zu Prag, Ernst Adelbert von

Harrach, hatte vom Papst die Provision auf die hiesige Dompropstey erhalten und suchte den ihm streitig gemachten Besitz derselben auf dem Reichstag zu Regenspurg nach. Der Kurfürst, der diese Prälatur bereits dem Grafen von Waldeck gegeben hatte, ließ durch die hiesige Regierung den Ungrund jenes Anspruchs in einer eignen Deduction ausführen, und behauptete den Grafen beym Besitz der Propstey.

Seit den ältesten Zeiten war die Gerichtsbarkeit in hiesiger Stadt zwischen dem Rathe und den Fürstlichen weltlichen Gerichten ein beständiger Gegenstand wechselseitiger Irrungen gewesen. Der Kurfürst hob diesen Streit, und überließ dem Magistrat gegen eine Summe von 17500, und eine jährliche Recognition von 400 Thalern, die Gerichtsbarkeit über alle Nachbarschaften in der Stadt, mit Einschluß der Voigtey und des Westendorfs, und setzte auf diese Weise die Bürger aus der Ungewißheit ihres bisher nicht bestimmten Gerichtsstandes.

Hauptsächlich war der Landesvater überzeugt, daß Anordnung nützlicher Polizeyanstalten das erste Erforderniß einer guten Staatsverfassung wäre.

Von der gemeinnützigen und wohlthätigen Einrichtung des Postwesens hatte man zu den Zeiten der Bischöfe keine Begriffe. Bloß die Correspondenz nach Braunschweig wurde durch ein paar Privatboten besorgt, ohne öffentliche Autorität und Sicherheit! Natürlich mußten durch diesen Mangel die Verbindung und Gemeinschaft mit den übrigen Staaten des Kurfürsten leiden, und alle die Vortheile entbehrt werden, welche die Postanstalten gewähren. Hängen nicht von ihnen die Belebung der Handlung und Gewerbe, die Ausbreitung nützlicher Erfahrungen und Entdeckungen, die Bequemlichkeit im Reisen, der

Digitized by Google

Wechselverkehr und die wichtigsten Handlungsunternehmungen ab? Der Kurfürst, von diesem mannichfachen Nutzen überzeugt, schafte, obgleich mit Widerspruch des Magistrats zu Braunschweig, jene Privatboten ab, legte verschiedne reitende Posten nach Berlin, Braunschweig, den Sächsischen und Westphälischen Landen an, und bestellte Daniel Degen zum ersten hiesigen Postmeister. Zwar bemühte man sich Turn- und Taxischer Seits, auch in den hiesigen Landen ein Kaiserliches Postamt zu errichten, (denn man war von jeher gewohnt, das Postwesen als ein Kaiserliches Vorrecht und Regale geltend zu machen;) allein der Kurfürst, der seine Hoheitsrechte kannte, widersetzte sich diesem Eingriff, und belehrte die Deutschen Fürsten auch durch dieß Beyspiel ächter Politik über ihr eigentliches Interesse.

Den Postanstalten folgte die Einrichtung der Accise durch den Rath Willmann, des Salpeterwesens durch den Oberkriegscommissarius Jnckefort, und die Abschaffung des Abschosses zwischen den Gerichten und Aemtern dieses Fürstenthums.

Wenn die Regierungskunst in der Klugheit besteht, jeden erlaubten Vortheil zu benutzen, den die fehlerhafte Staatsverfassung der Nachbarn darbeut: so kann der Kurfürst darauf ganz vorzüglich Anspruch machen. Die Aufhebung des Edikts von Nantes beraubte die Reformirten in Frankreich ihrer bürgerlichen Existenz, und zwang sie zum Auswandern. Der Kurfürst nahm die Flüchtlinge auf, gab ihnen ansehnliche Vorrechte, und erhielt mit ihnen eine Menge geschickter Fabrikanten und Künstler, die nun dem Land alle Arbeiten lieferten, die vorhin so theuer an Frankreich bezahlt werden mußten. Auch wir sehn Nachkommen davon unter unsern Mitbürgern.

Mit dieser Aufmerksamkeit auf jeden die Landesaufnahme befördernden Umstand, verband der Kurfürst die schnellste Ausführung. Und welch herzerhebender Anblick würd' es seyn, die Summe des Guten, das durch seine rastlose Thätigkeit bewirkt worden, in allen Folgen zu übersehn! Noch bis jetzt, nach Verlauf eines ganzen Jahrhunderts, lebt er auch unter uns in den Grundeinrichtungen der Verfassung, die er zuerst der Provinz gab, und in den Entwürfen, die nach ihm erweitert und ausgeführt sind. Durch ihn, den Landesvater, ward der Provinz jener edle Patriotismus eingeflößt, der dem auf Liebe gegründeten Thron seiner Fürsten so ganz mit Blut und Leben ergeben ist, der auch das heutige Opfer der Ehrfurcht veranlaßt hat. — Die Geschichte, die einzige seiner würdige Lobrednerin, die mit furchtbarer Wagschale das Leben der Könige wägt, nennt ihn den Großen, weil er es war, und es für alle künftige Weltalter seyn wird!

Lucanus.

Digitized by Google

VIII.

Friedrich Wilhelms

thatenvolles Leben.

Wer ist der Held? Weß sind die großen Züge
Des Bildes, das mein Auge hier erblickt?
Ist es Alzid, der schon in seiner Wiege
Ein ziſchend Schlangenpaar erdrückt?
Ist Cäsar es, gleich groß im Frieden oder Kriege?
Nein! Größer noch, als Cäsar und Alzid,
Ist unser Held! Sing Ihn, mein kühnes Lied!
Sing Ihn, den Stolz der treuen tapfern Brennen,
Die — welch ein Glück! — jetzt einen Zweyten kennen!

Ein Ungeheur, das Schwefelflammen spie,
Verheerte dreyßig Jahr das Vaterland.

Digitized by Google

Frohlockend sah der stolze Ferdinand
Von seiner Burg den allgemeinen Brand,
Auf Deutschlands Trümmern seine Monarchie;
Als Er, der oft Tyrannennacken brach, —
Bis hierher! — zu dem Ungeheuer sprach.
Dort, wo vordem die Weser röthlich floß,
Dort, wo der Held Germaniens, Armin,
Die Lorbeerflur mit Römerblut begoß,
Begann, so sehr den Römer es verdroß,
Der Oelbaum nun zum zweytenmal zu blühn.
Erynnis sah das ihr verhaßte Laub,
Und floh zurück zum finstern Tartarus.
Da stieg, als wie der Dampf vom Höllenfluß,
Ihr Odem auf. Das Leben ward sein Raub,
Und diese Pest fraß, was dem Schwert entrann.
Leer stand des Pilgers Hütte, leer das Feld,
Als Friedrich Wilhelm kam. Mit ihm begann,
Die Schöpfung einer Welt.
Vom Weichsel, bis zum Weserstrom durchdrang
Sein Sonnenblick das jammervolle Land,
Sah seine Noth! — sah, wie zu helfen stand.
Dem Armen, der mit Tod und Hunger rang,
Both er zuerst die segensvolle Hand,
Bald schuf er Hütten auf den Fluren,
Aus seinem Füllhorn sproß die Saat,
Und deckte nach und nach die Spuren,
Die jenes Ungeheuer trat.
Mit eines jeden Tages Morgen
Ging Segen Gottes vor ihm her.
Nie war sein Haupt von edlen Sorgen,
Nie seine Hand zum Wohlthun leer.
Die Künste, die seit dreyßig Jahren schon

Digitized by Google

Vor der Zerſtörerin Bellona flohn,
Die kehrten nun zurück, an ſeiner Hand.
Ein zahlreich Volk aus fernen Regionen,
Verließ ſein' väterliches Land,
Und kam, in Friedrichs neuer Welt zu wohnen,
Herab zum niedern Sprea Strand,
Belebte die verödeten Gefilde,
Und ſonnte ſich im Stral von ſeiner Milde.

Noch war das Heer Boruſſiens zu ſchwach;
Nun wuchs es auf zum Schutz der neuen Staaten,
Dann reifte ſie, die Adlerbrut, gemach,
Von ihm geführt, zu lorbeerwerthen Thaten.
Er ſelbſt, ein Held, zog dreyßigtauſend Krieger,
Und both damit dem Belgier zum Schutz
Dir, Frankreichs unbezwungnem Sieger
In deiner Siegeslaufbahn Trutz.
Ihm lohnte zwar mit Undank und Verrath
Der Belgier die angeſtaunte That,
Doch ganz Europa ſah verwundert
Des jungen Adlers kühnen Flug,
Der erſt im kommenden Jahrhundert
Die jetzt errungne Krone trug.
Von nun an ſtand dem Felſen gleich im Meere,
Boruſſia! dein königlicher Thron.
Europa fühlte deines Scepters Schwere,
Und ſeine Kronenträger buhlten um die Ehre
Der Bundsgenoſſenſchaft von Friedrich Wilhelms Sohn;
Von Friedrich, den die Nachwelt ſtaunend nennt,
Wenn ſie den großen Alexander,
Die Ludewige miteinander,
Nur kaum dem Namen nach noch kennt.

Groß ist der Thaten Last, die er gethan,
Groß ist der Ruhm des Ahnherrn, zwiefach groß,
Der Kraft dazu in Brennus Scepter goß.
Bey seinem Namen wacht die Zeit
Im Tempel der Unsterblichkeit,
Und wehrt dem räuberischen Moos.
Denn Er! Er! ebnete den Pfad,
Den Friederich nach ihm betrat!
Er pflanzte sie, die hohe Königseiche,
Die ihren Schatten weit erstreckt,
Und Euch, ihr Edlen, in Thuiskons Reiche
Vor jedem Sturm des Despotismus deckt.
Der Baum, der euch um sich versammelt sah,
Den großen Bund der Freyheit zu beschwören,
Durch Friedrich Wilhelm steht er da!
Wie sollen wir den Helden würdig ehren?
Mein Lied verstummt — du Barden-Veteran
Du, dessen Lied bis zu den Sternen drang,
Wenn es den Donnerer bey Lowositz besang,
Beginne du den feurigen Päan!!!

Schwarz.

IX.

Friedrich Wilhelms und Friedrichs Unsterblichkeit.

Unsterblichkeit der Seele, du! Du bist;
Wenn ein allmächtig Wesen ist!

O du, die Eigenschaft, die unzertrennliche,
Die nicht zerstörliche,
Des Denkenden! Du bist,
Wenn ein allmächtig Wesen ist!

Wenn du nicht wärst, Unsterblichkeit! so wäre
Kein Gott, und keines Gottes Ehre,
Kein Körper und kein Geist,
Kein Aristoteles, kein Mendelssohn, kein Kleist!

Unsterblichkeit der Seele, du! Du bist;
Weil ein allmächtig Wesen ist!

Und weil dieß Wesen dich
Geschöpfen geben kann, Unsterblichkeit! bist du!
Was wär's, wenn du nicht wärst? du, Wesen! Irr' ich mich?
Wir spielten blinde Kuh,
Wenn du nicht wärst! Ein Gott, ein kleiner, sáh uns zu!

Digitized by Google

Ha! welch ein Gott! Ein Gott? Allmächtiger! gemessen
Mit dir, und deiner Kraft?

Dein ist die Herrlichkeit! nicht dessen,
Der Sterbliches erschafft!

Und also lebt, er lebt! der Kurfürst, und der König!
Sie leben ewig und auch wir!
Das Leben hier
Wär ein Geschenk, ach Gott! wär einem Gott zu wenig!

Allmächtiger, o du! Wer geben kann, gibt mehr!
Gibt seinem Geisterheer
Unsterblichkeit, gibt ewig Leben,
Und hat's gegeben, hat's gegeben
Dir, großer Kurfürst! Dir!

Du lebst! und Du vernimmst, wie wir
Dein Erdenleben, und des theuren
Erhabnen Einzigen, in unsern Herzen feyren!

Ihr, unsre Fürsten! Ihr, die großen
Exempel, die den Trägen stoßen
Zum Tempel der Unsterblichkeit!
Ihr, unsre Fürsten, unsre! seyd
Die Muster eurer Zeit,
Und unsrer, und der Ewigkeit!

Wir sehn euch! Eure Thaten stehen
Vor unserm Feuerblick!

Wir sehn sie! Können nicht die Schaaren übersehen!
Sehn sie, vergleichen unser Glück!

Digitized by Google

War's nicht der Kurfürst, der die kleinen
Volksväter lehrte, groß zu seyn?
Und der der Menschen Recht zu denken und zu meinen, —
Das Wichtigste des Mein und Dein! —
Vor dem Tyrannen, der's so grausam ihnen raubte
Mit seiner Machtvollkommenheit,
Weil er kein Weiser war, und Gott zu dienen glaubte
Mit seiner Grausamkeit, —
Erbarmung! — unter der die ganze Menschheit litt,
Mit Waffen der Vernunft erstritt!

War's nicht der König? Er, der Eine, der den Namen
Sich gab mit Geist, Entschluß und That?
Und machte Selbst! daß Ihm, dem Einen, nachzuahmen
Gedank' uns in die Seele trat?

Ha! Welch ein Volk hat solche Fürsten?
So groß, so klug, so gut!
Die nicht, wie Wolf und Tyger, dürsten
Nach ihrer Brüder Blut!

Die menschlich, neben sich die Menschenliebe setzen!
Mit Weisheit über sich erhalten edlen Sieg,
Und allen Frieden höher schätzen,
Als allen Krieg!

Die aber, wenn ein Feind des Friedens, stolz mit Waffen
Nur drohet, Streiter sind, nicht scheun Gefahr und Tod!
Gehn, kommen ihm zuvor, und machen ihm zu schaffen,
Im Treffen jeglicher ein erster Patriot!

Digitized by Google

So waren die gefeyrten Beyden,
Die Großen, Einzigen! Sich gleich
An Muth, an Mäßigung, an Vestigkeit im Leiden,
Vermehrten sie die Kur und auch das Königreich!
Kann ihr Verdienst ein Hymnus singen?

All unsre Fürsten gehn auf ihrer Heldenspur!

Das ist er! Höher auf sich schwingen,
Mit Worten an die Sterne dringen,
Ist keine That! Wir danken nur
Dem Gott des Himmels und der Erden,
Der sie gegeben uns, ein großes Volk zu werden;
Mit Herz und Munde danken wir,
Erkennen unser Glück, und singen, singen Dir
Dem Gott des Himmels und der Erden:
Herr Gott dich loben wir!

Digitized by Google

X.

Te Deum;

von

Brandenburgischen Patrioten

zu singen.

Herr, Gott, dich loben wir!
Herr, Gott, wir danken dir!
Du bists, der Heil den Völkern schafft;
Denn dein ist Ehr und Reich und Kraft!
Von Ewigkeit zu Ewigkeit
Währt deine Gnad und Gütigkeit!
Drum tönt auch heut dir unser Dank,
Drum schallt er laut der Lobgesang:

Gnädig ist unser Gott!
Gnädig ist unser Gott!
Gnädig ist unser Gott,
Der weise starke Gott!

Du, Gott, der große Dinge thut,
Du gabst uns Fürsten, weis' und gut!
Wenn Andre thränend dir gefleht,
Erscholl dir unser Dankgebet!
Viel hast du, Herr, durch sie gethan:
Sie öffneten der Freyheit Bahn!
Im Geist und Wahrheit dienen wir
Vor tausend andern Völkern dir!
Durch weise Duldung vest vereint
Ward Christ und Christ aufs neue Freund!
Durch ihre Weisheit strömest du
Jahrtausenden noch Segen zu!

Digitized by Google

Du haſt ihr Leben, Herr, bewacht,
Und ihren Namen groß gemacht!
Du gabſt uns in gerechtem Krieg
Durch ſie getroſten Muth und Sieg!
In längerm Frieden ſchenkteſt du
Durch ſie uns Sicherheit und Ruh!
Froh ſind die Zeiten uns entflohn:
Denn Väter ſaßen auf dem Thron!
Aus deiner ſegensvollen Hand
Floß Heil und Ruhm auf unſer Land:
Daß aller Augen auf uns ſehn,
Und willig unſer Glück geſtehn!

Herr, unſer Gott, wir hoffen dein!
Laß unſers Glücks noch lang uns freun!
Spät ſink' in ſein umweintes Grab
Einſt Friedrich Wilhelm erſt hinab!
Gib Alter Ihm und Jugendkraft!
Viel Gutes ſey, das Er noch ſchafft!

Dann tönt im freudigen Geſang
Mit jedem Tag dir neuer Dank!
Steh Ihm und uns, o Vater, bey,
Daß über uns dein Segen ſey!
Gib jeden Fürſten Ihm zum Freund,
Der's treu, wie Er, und redlich meint!
Verbind, o Gott, durch Lieb und Recht
Der Menſchen brüderlich Geſchlecht!
Herr, unſer Gott, dich loben wir;
Herr, unſer Gott, wir danken dir! Amen!

Digitized by Google

Deutsche Monatsschrift.

1790. Juni.

I.

Elegie
an
Sophiens Grabe.

Im Frühling, nach ihrem Tode gesungen.

Hier bey der geweihten Linde
Sucht mein müder Geist die Ruh!
Haucht, ihr lauen Abendwinde,
Haucht mir Blütenbalsam zu!
Es ist Staub der Auserwählten,
Der mich kühlend hier umschwebt,
Staub der einst mit mir Vermählten,
Mit dem Blütenduft verwebt!

Hier, mit jedem Athemzuge,
Will ich trinken diesen Staub,
Daß ich ihrem Aschenkruge
Noch entreiße seinen Raub.
Komm, o Phantasie, und mahle
Mir der Herzgeliebten Bild,
Reich', Erinn'rung, mir die Schale
Mit dem Wonnetrank gefüllt;

Digitized by Google

Daß ich mich in ihm berausche,
Auf ein Rosenblatt voll Zeit,
Meine Gegenwart vertausche
Gegen die Vergangenheit,
Die wie Schaum der Meereswogen
In der dunkeln Ferne glänzt,
Und mich um ein Glück betrogen,
Das die Zukunft nicht ergänzt.

Zu Sophiens Ruhm und Lobe
Braucht es hoher Worte nicht!
Ihres ächten Werthes Probe
Wies ihr ofnes Angesicht.
Nur, daß Doris und Elise
Ihre Herzensfreundin war: —
Gibts ein Lob das höher priese?
Einen Tugendschein so klar?

Ihre Schönheit war die Tugend,
Und ihr Reichthum der Verstand;
Ach! die Blüten ihrer Jugend,
Hat ihr Trauter nicht gekannt:
Aber Frucht, wie von der Palme
Auf Siona's Höhen winkt,
Wie im goldnen Weizenhalme
Segensschwer zu Boden sinkt,

Digitized by Google

Solche Frucht fand er, vom Laube
Holder Weiblichkeit bedeckt,
So wie sich die schönste Traube
Aus Bescheidenheit versteckt,
Oder wie, im Gras verborgen,
Ein bescheidnes Veilchen blüht,
Das durch Wohlgeruch am Morgen
Frühe Wandrer an sich zieht.

Darf ich wol der Schale denken
Welche diese Frucht umhüllt,
Und die nassen Wimper senken
Auf Sophiens Schattenbild?
Auf ein Bild, das nicht im Reize
Jugendlicher Schönheit prangt,
Und nach dem mit süßem Geize
Ewig doch mein Herz verlangt!

Nicht der Jugend Rosenwangen,
Nicht der Schönheit Zauberey,
Weckten jemals mein Verlangen:
Dieses Herz blieb leer und frey!
Eine Hand, zum Kuß geschaffen,
Und ein Mund, der Weisheit sprach,
Liebe! waren deine Waffen,
Unter welchen es erlag.

Digitized by Google

Gott! zu welcher Frucht von Dauer
Wäre noch mein Glück gereift,
Hätte nicht des Todes Schauer
Ihre Blüten abgestreift!!
Blüten! wie im Paradiese,
Kaum dem ersten Paar geblüht!
Du nur kanntest sie, Elise!
Dich! zur Zeugin nennt mein Lied.

Ach! verloren ist auf immer
Was mein Herz doch nie vergißt!
Schrecklich deuten diese Trümmer,
Was einst war, und nicht mehr ist!
In dem Nachhall ihrer Lieder,
In der Hand voll Lockenhaar,
Hör' und seh' ich täglich wieder,
Was ich bin, und was ich war.

Ha! willst du so bald verfliegen,
Traum! der meinen Gram versüßt
Willst du, Labequell, versiegen,
Der aus der Erinn'rung fließt?
Wohl! — so will ich dann erwachen,
Will erneuen meinen Schmerz,
Bald zermorscht die Flut den Nachen,
Bald der Gram ein liebend Herz!!!

Schwarz.

II.

Ueber eine Beschuldigung,

die man

Friedrich dem Einzigen

gemacht hat. *)

Bis auf den heutigen Tag hat noch kein großer Mann gelebt, an den sich nicht Neid, Bosheit und Rachsucht, auf irgend eine Art, mit verläumderischer Zunge gewagt, und dessen beste Absicht nicht Sophisterey wenigstens in ein gehässiges Licht zu stellen gesucht hätte. Es ist dieses eine bekannte, aber höchst traurige Erfahrung, und für das menschliche Geschlecht sehr demüthigend. Glücklicherweise sind nur wenige verwegen genug, mit räuberischer Hand dem Lorberkranz ein Blatt zu entwenden, womit eine halbe Welt den großen Mann gekrönt hat.

*) Wie wichtig, — nach allem, was schon in andern Zeitschriften darüber gesagt worden, — gegenwärtiger Aufschluß ist, bedarf wol keiner Erklärung. In Rücksicht auf die Grundsätze des Königs können wir nicht umhin, noch eins zu bemerken, (wovon wir uns nicht sogleich erinnern, ob es andre schon angeführt haben,) daß Pitaval eben durch die Empfehlung einer menschlichern Methode, anstatt der bis dahin herrschenden Französischen, sich die vorzügliche Gunst des Königs erwarb. D. H.

Digitized by Google

Sie sind im Grunde zu bedauern, diese schwarzen Sonderlinge; denn sie verfehlen ihren Zweck. Sie haschen nach Ruhm, und erlangen — Verachtung.

Vielleicht würde diese Verkehrtheit schon seltner geworden seyn, wenn es nicht mit zum Loos der Menschheit gehörte, daß der volle Mond, Sirius und Orion oft übersehen werden, indessen das Auge einem schnell dahin fahrenden Meteor folgt. Bald ist er aber verschwunden, dieser augenblickliche Glanz fauler Dünste, und das Auge kehrt zu jenen großen Himmelskörpern wieder zurück. Eben so erregt eine kühne, gewagte Verläumdung, eine Verdrehung guter Absichten, ein aufgestutztes Mährchen, die flüchtige Aufmerksamkeit des großen Haufens, der, Hurra! schreyt, eh er untersucht hat, und eh er recht weiß, was er sieht und hört. Aufmerksamkeit zu erregen, sey es auf welche Art es wolle, daure sie auch nur Sekunden lang; dieß ist die Absicht solcher Menschen, und dieß gelingt ihnen, da sie sich kein dauerhafteres Andenken zu erwerben fähig sind. Mischt sich nun gar Rachsucht nebst andern dergleichen Leidenschaften ins Spiel, o so liegt die Absicht nakt am Tage, und bedarf keiner Auseinandersetzung.

Mit Bedauren, aber ohne Befremdung, sieht man also das Unwesen jener Unholden, wie sie, hier und da, an der ewigen Ruhmsäule des großen Friedrichs rütteln, ob nicht etwa ein einzelnes Sandkorn herunterfallen will.

Vergebens ist ihr Bemühen! Der Felsen steht vest, und wenn auch Millionen Insekten an seinem Fuß herumwühlen.

Ohne weitere Metaphern, die überdieß nichts beweisen, gehört der verstorbene General Warneri mit unter die kleine

Anzahl Erdensöhne, die gern einen Flecken auf den Charakter Friedrichs des Einzigen werfen, und sein Heldenverdienst, wo es nur möglich wäre, verdunkeln möchten.

Sein Buch — die Geschichte des siebenjährigen Kriegs — ist ein redender Beweis hiervon. Jeder Unparteyische, besonders vom Militär, der es gelesen hat, wird leicht einsehn, wie Ruhmredigkeit, und oft grobe Prahlerey, sich von Behauptungen unterscheiden, die den Stempel der Wahrheit führen. Was eine Husarenpatrouille, ja auch ein stärkeres Kommando Entscheidendes thun kann, bedarf bey dem Sachverständigen keiner Frage weiter; ob es gleich ganz gewiß ist, daß die Preußischen Husaren im siebenjährigen Krieg Dinge thaten und ausrichteten, die man bis dahin nie in einer Armee von ihnen und ihren Pferden verlangt hatte.

Der hämische Ton, womit in jener Kriegsgeschichte wirklich vorgefallne Fehler (— von denen alle sublunarische Wesen nicht ganz frey seyn können —) gerügt und vergrößert worden; die Leidenschaften, die den Verfasser spornen; sein fehlgeschlagner, übertriebner Ehrgeiz und seine Rachsucht sind nicht zu verkennen. Und diese sind Schuld, daß nicht allein der Name manches braven Manns, sondern sogar der ehrwürdige Name Friedrichs, mit schwarzer Galle begeifert wird.

Es ist hier nicht die Absicht, eine förmliche Kritik des angeführten Buchs zu schreiben, noch alles Verdrehte und Uebertriebne zu berichtigen. Nur eine der schändlichsten Verläumdungen, die man je dem Charakter Friedrichs angedichtet hat, will ich herausheben, da es mir geglückt ist, ihre faule Quelle zu entdecken.

Digitized by Google

Warneri schreibt: „Der König habe unter der Hand den „Befehl gegeben — an die Stabschirurgen: Sie sollten alle „Blessirte, von denen vorauszusehn wäre, daß sie Krüppel und „unfähig zum Dienst würden, mit guter Manier aus der Welt „expediren." ꝛc.

Ich habe nicht geglaubt, daß Animosität so weit gehn und frech genug seyn könnte, so etwas hinzuschreiben! In drey und zwanzig Jahren, die ich unter den Augen dieses großen Monarchen in Potsdam zugebracht habe; in einem Verhältniß, worin ich nahe genug war, seine Handlungen und Denkungsart zu beobachten; nach allem, was ich von Leuten gehört habe, die ihm noch näher waren als ich, von seinen Gesellschaftern, und von denen, die seine langen Kriege, ihm zur Seite, mitgemacht hatten; endlich von — seinen Bedienten: von allen diesen, in aller dieser Zeit, und durch alle diese Hülfsmittel Kenntnisse von seiner Denkungsart zu sammeln, hab' ich nie einen Zug erfahren, der, auch nur die Möglichkeit eines so barbarischen Befehls, wahrscheinlich machte. Im Gegentheil könnt' ich hundert charakteristische Züge anführen, die ganz das Gegentheil beweisen, wenn die bessere Welt nicht schon ganz davon überzeugt wäre. *)

Obgleich der General Warneri seine Leser von Anfang an nicht sehr achtet, indem er sie stufenweise von einer hämischen Verdrehung zur andern führt, so erschrickt man dennoch vorzüglich bey dieser Stelle, und wird gezwungen, die Erfindung derselben in des Verfassers eignem bösen Herzen zu suchen.

*) S. Nicolai 3tes Heft der Anekdoten von König Friedrich dem Zweiten.

Digitized by Google

Endlich aber bin ich durch den Herrn Hofrath und Generalchirurgus Engel, vom ersten Bataillon Garde in Potsdam, in einer zufälligen Unterhaltung, auf die wahrscheinliche Quelle jener abscheulichen Lästerung gekommen. Nach dieser Aufklärung hatte der General Warneri dieses boshafte Mährchen nur aus Feindes Hand ergriffen, und es scheint ihm sehr willkommen gewesen zu seyn.

Mit Erlaubniß des Herrn Generalchirurgus Engel will ich dessen Erzählung ganz getreu hier mittheilen.

Nach der Einnahme von Dresden 1756 wurde gedachter Generalchirurgus Engel, der damals Regimentschirurgus bey dem Regiment von Itzenblitz, jetzt Braun, war, mit den bey der Lowositzer Bataille blessirten Offiziers und Soldaten des Regiments nach Dresden geschickt, um dort ihre Kur zu beendigen. Unter diesen war ein Capitain von Bardeleben, der in ein Haus quartirt wurde, worin die Gemahlin eines Majors von der Sächsischen Garde, Namens von Römer, wohnte. Diese Frau war eine von den Conversationsdamen der damaligen Königin von Polen und Kurfürstin von Sachsen. Sie war ehedem Kammerfrau bey der Königin gewesen, und hatte dieserhalb noch einen vertrauten Zutritt bey derselben.

In welchem Licht der König bey dieser Monarchin stand, und wie sie seine Freundin war, das ist weltkundig. Natürlich war das boshafteste Mährchen, auf die Rechnung des großen Friedrichs, das Beste, womit sich in den Abendconversationen der Königin eine solche Dame oder irgend ein Monsieur angenehm machen konnte.

Die Hausnachbarschaft hatte zwischen dem Capitain von Bardeleben und der Frau Majorin von Römer Umgang veran-

Digitized by Google

laßt. Eines Tags, da der Herr Generalchirurgus Engel bey dem Capitain war, trat die Frau Majorin mit der Anrede herein: „Ich muß doch sehn, was der gute Bardeleben macht, wie er sich „heute befindet, u. s. w.“ Nachdem derselbe ihr seinen gegenwärtigen Zustand berichtet hatte, fuhr die Dame fort: „Lieber „Gott! wie bedaure ich euch armen Leute. Euer König, daß sich „Jesus erbarme! wie denkt der gegen Euch. Ihr seyd alle so „brav und handelt so rechtschaffen gegen ihn, und er geht ärger „mit Euch um, wie mit einem Vieh. Gott muß ein Einsehen „haben!“

Man erstaunte, und bat, sich näher zu erklären.

„Ist es nicht eine himmelschreyende Barbarey, da habe ich „gestern Abend bey der Königin gehört, er habe den Feldscherern „befohlen, sie sollten alle Blessirte, die zum Dienst nicht wieder „taugen, krepiren lassen und auf die Seite schaffen, denn er „wollte in seinem Lande keine Krüppel zu ernähren haben.“

Wo, gnädige Frau, wo haben Sie das gehört, und wer hat es gesagt?

„Bey der Königin habe ich es gestern Abend gehört. Der „Regimentschirurgus von Itzenblitz hat es gesagt.“

Der Regimentschirurgus von Itzenblitz? rief Engel mit steigendem Erstaunen aus; gnädige Frau, was sagen Sie da!

„Nun ja! gibt es nicht ein Regiment, welches so „heißt?“

Ja wohl, der Herr Hauptmann sind von dem Regiment, und ich bin eben der Regimentschirurgus, der die abscheuliche Lüge soll gesagt haben. Ich bitte Sie um alles in der Welt,

Digitized by Google

benehmen Sie doch Ihro Majestät der Königin diese Idee, und versichern ihr die Unwahrheit dieses Mährchens, wodurch ich in die äußerste Verlegenheit gerathe. Ich wünschte den guten Freund zu kennen, der mich zum Urheber davon gemacht hat. Ich will Ihnen sagen, gnädige Frau, was der König uns befohlen hat: Wir sollen nicht zu rasch verfahren mit Arm- und Beinabnehmen, und nicht unnöthigerweise Krüppel machen, sondern solches nur im höchsten Nothfall thun, wenn anders keine Rettung mehr ist. Dieses hat der König befohlen u. s. w.

Die Dame gerieth in Verlegenheit, und zog sich zurück.

„Das ist des Chevaliers Minister!“ sagt Franziska in Minna von Barnhelm.

v. M.

III.

Hauptstellen aus Sarpi.

Folgendes scheint mir die Hauptstelle im ganzen Sarpi zu seyn; weil sich in der wirklichen Welt, so weit sie hierher gehört, alles um diesen großen Punkt winder. Sie steht im siebenten Buch seiner Tridentinischen Kirchenversammlung, unter den Verhandlungen vom 4. März 1563.

„Den (päpstlichen) Legaten verargte man sehr, daß sie die„sen so gefährlichen Punkt hätten zur Sprache kommen „lassen. Denn — es sey offenbar: Wenn man den Prie„stern die Ehe frey gäbe, so würden Alle ihre Zunei„gung und Liebe gegen Weib und Kinder, und also „gegen Familie und Vaterland wenden. — Da„durch würde die enge Verbindung des geistlichen „Standes mit dem apostolischen Stuhl aufhören; so „daß — den Priestern die Ehe verstatten, nichts „anders sey, als die kirchliche Hierarchie zer„stören, und den Papst zum bloßen Bischof von „Rom machen."

Ich wünschte, der Verfasser des Aufsatzes „über die Hindernisse der Aufklärung in Katholischen Ländern," (im Deutschen Zuschauer,) hätte diese Stelle gekannt, oder sich daran erinnert. — Alles dogmatische Kritteln oder politische Künsteln an der Maschine ist umsonst, wo menschlich geholfen seyn will. F.

IV.

Ueber die Verurtheilung des Sokrates.

Sokrates wurde verurtheilt! — zu einem Tode verurtheilt, den nur Verbrecher sterben sollten! — verurtheilt im Namen des Volks zu Athen, das sich in Absicht der Kultur so weit über alle Völker der Erde erhoben, und gerade damals auf der höchsten Stufe derselben glaubte! — von Richtern verurtheilt, die sonst das Zeugniß der Billigkeit und Gerechtigkeitsliebe hatten! — verurtheilt als Staatsverbrecher, auf eine ganz unwahrscheinliche Anklage einiger unbedeutenden Leute, ohne je vorher eines Verbrechens, oder einer geheimen oder öffentlichen Verbindung gegen den Staat beschuldigt zu seyn! — — Sokrates — nicht ein unbemerkter Fremdling, nicht ein unbekannter Mann aus der niedern Klasse des Volks; sondern ein Mann, der selbst an der Verwaltung des Staats wichtigen Antheil genommen hatte, dem viele von denen, die am Ruder des Staats saßen, den besten Theil ihrer Bildung verdankten; der sich durch Uneigennützigkeit, durch Wahrheitsliebe und unveränderliche Rechtschaffenheit in allen Umständen seines Lebens ausgezeichnet hatte! — Welche scheinbare Widersprüche!

Digitized by Google

Man klagte ihn an, erstlich, daß er eine neue Religion einführen wollte, zweitens, daß er die, die mit ihm umgingen, verführe, zur Verachtung der Gesetze, der Staatsverfassung und ihrer Väter, zu Ausschweifungen, u. dgl. Beyde Beschuldigungen konnten durch den Augenschein widerlegt werden.

Sokrates *) lebte nicht von der Gesellschaft seiner Mitbürger abgesondert. Mit Anbruch des Tags ging er in die Hallen, oder in die Gebäude, die zu körperlichen Uebungen bestimmt waren, wo er hoffen konnte, sich selbst zu belehren, oder durch Unterredung andern nützlich zu werden. Wenn das Volk auf dem öffentlichen Versammlungsplatz zusammen kam, so fand er sich auch hier ein, und konnte von jedermann beobachtet werden. Den übrigen Theil des Tags war er da, wo nach seiner Meinung die meisten zusammen seyn würden, und sprach mit allen, die ihn hören wollten; sein Haus stand jedem offen, der Rath, Belehrung und Hülfe suchte. Man wußte, daß er an den öffentlichen Opfern Theil nahm, daß er mit Ehrerbietung von den Göttern sprach, daß er selbst durch gewisse Zeichen den Willen der Götter und die Zukunft zu erforschen suchte, worin, nach den Begriffen der meisten, der wesentlichste Theil ihrer Religion bestand. Sein Grundsatz war, man müsse sich in Absicht der Religionsgebräuche nach der Sitte des Volks richten, unter dem man lebe. Niemand hörte je ein Wort von ihm, oder sah eine Handlung, die Leichtsinn oder Verachtung der Religion verrathen hätte. Er vermied sogar alle solche philosophische Untersuchungen, die zu einem solchen Verdacht hätten Veranlassung geben können; er sprach nicht von

*) Das Folgende ist größtentheils aus Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates gezogen, nur neu geordnet.

Digitized by Google

von dem Wesen der Götter, nicht von der Einrichtung und Regierung der Welt, machte nie Plane, wie die Sophisten, die alles in der Welt aus ihrem System erklären, und alles viel besser einrichten zu können glaubten. Er sprach nur von dem, was Menschen und besonders seine Mitbürger betraf. Aber er handelte so, daß jedermann sich überzeugen konnte, daß er wirklich glaubte, was er sagte: Gott sehe nicht nur die Handlungen, sondern auch die geheimsten Entwürfe und Wünsche der Seelen.

Und wie hätte man im Ernst glauben können, Sokrates verführe seine Freunde zu gesetzwidrigen Handlungen oder der Verachtung der Gesetze; da ganz Athen Augenzeuge davon gewesen war, daß Sokrates mit Gefahr seines Lebens für die Aufrechthaltung der Gesetze gekämpft hatte! da sein Umgang nicht auf eine geschloßne Gesellschaft eingeschränkt war, sondern jedermann Theil nehmen konnte an seinen Unterredungen; da er sich allen, die mit ihm umzugehn das Glück hatten, ohne Rückhalt zeigte, wie er war, als ein guter Bürger des Staats, als ein treflicher Vater, ein guter Ehemann, ein warmer Freund, selbst des Niedrigsten, der seiner Hülfe bedurfte. Beyspiele sind unter andern: seine vortrefliche Unterredung mit seinem Sohn Lamprocles, über die Achtung, die Eltern verdienen; die, wodurch er zwey feindselig gesinnte Brüder aussöhnte; die, worin er dem Charmides bewies, daß jeder Bürger des Staats seine Kräfte für das Beste desselben verwenden müsse; und die, wodurch er einem Freunde, der in Dürftigkeit gerathen war, Anlaß gab, seine Umstände zu verbessern, und seine zahlreiche Familie zu versorgen. Konnten die, die bey dergleichen Unterredungen zugegen waren, zu gesetzwidrigen Handlungen verleitet werden? Auch war es allen Athenern bekannt, daß er vollkommen uneigennützig, Herr über seine Leidenschaften, mäßig und gegen Beschwerden abge-

härtet war, daß er wenig brauchte, so daß er bey sehr geringem Vermögen doch reich genug war, unabhängig von der Gunst andrer zu leben; daß er auch über der Bildung der Seele nicht die des Körpers vernachläßigt hatte. Also konnte man nicht fürchten, daß Sokrates jemanden zur Verschwendung, oder zur Weichlichkeit, oder zu Ausschweifungen irgend einer Art *) verführen würde; wenn auch der große Haufe den unerschöpflichen Vorrath brauchbarer Kenntnisse, die so viel zur Bildung der besten Köpfe in Athen beytrugen, nicht gehörig zu schätzen wußte.

Auch mußten die Ankläger, um diesen Beschuldigungen nur einigen Anstrich der Wahrscheinlichkeit zu geben, zu elenden Sophistereyen, Wortverdrehungen und Deuteleyen ihre Zuflucht nehmen, um aus seinen Worten einen Sinn zu erpressen, der ihn in einem nachtheiligen Licht zeigte. So schrieben sie alle gesetzwidrige Handlungen des Kritias und Alkibiades dem Sokrates zu, obgleich diese nur auf kurze Zeit den Umgang desselben gesucht hatten, um die Kunst von ihm zu lernen, ihre Gedanken mit Beyfall vorzutragen, und andre zu widerlegen, und ungeachtet Sokrates in gar keiner Verbindung mit diesen Männern stand, als sie am Ruder des Staats saßen, die sich vielmehr als seine Feinde zeigten. — So bewiesen sie daraus, daß Sokrates einst die Stelle des Homers angeführt hatte, wo vom Odüßeus gesagt wird: „Traf er einen vom Volk, der schrie, den schlug er mit dem Stabe, und beschalt ihn mit strafenden Worten“;

*) Wie weit Sokrates von den Ausschweifungen entfernt war, die man ihm so oft vorgeworfen hat, beweist unter andern die ernste Art, wie er den Kritias vor dergleichen warnte, und daß er sich eben durch diese Warnung den thätigen Haß dieses nachmals so viel vermögenden Mannes zuzog. Denkw. I, 2, 29–31.

Digitized by Google

Sokrates billige es, Leute aus niedern Klassen tyrannisch zu behandeln. — Um zu beweisen, Sokrates verführe seine Freunde zur Verachtung ihrer Väter, verdrehten sie offenbar seine Worte. Er hatte gesagt: „Wahnsinnige und Unwissende wären verschieden; bey jenen erfordre es oft ihr eigener Vortheil und der Vortheil ihrer Familien sie zu binden; diese aber müßten von denen unterrichtet werden, die beßre Einsichten besäßen.“ Der Kläger drehte dieß so, Sokrates habe gesagt: Derjenige, der klüger sey, habe das Recht, den Unwissenden zu binden; wenn also der Sohn klüger sey, als der Vater, so dürfe er ihn einsperren u. s. w.

Dergleichen Sophistereyen mußten jedermann in die Augen springen. Und es ist sichtbar, daß es hypothetisch unmöglich ist, daß die Verurtheilung des Sokrates durch diese Anklage bewirkt wurde. Auch seine Antwort auf die Frage der Richter, welche Strafe er verdient habe? „Er habe nicht Strafe, sondern Belohnung vom Staat verdient;“ konnte unmöglich der bestimmende Grund seines Todesurtheils seyn. Als Vorwand konnte beydes gebraucht werden. Aber das, was seine Richter bestimmte, den Ausspruch zu thun, und das, was die, die am Ruder des Staats saßen, und was das Volk bestimmte, diese Verurtheilung nicht zu hintertreiben, muß etwas anderes gewesen seyn.

Die Athener befanden sich damals nicht auf der Stufe der Kultur, auf der sie zu seyn wähnten. Ihre beste Periode war schon vorbey; sie waren im Sinken, und immer mehr überhand nehmende Sittenlosigkeit brachte sie ihrem Umsturz immer näher.

Digitized by Google

Schon hörten sie es mit Vergnügen, wenn Aristophanes und andre witzige Köpfe ihre besten Mitbürger öffentlich dem Gelächter des hohen und niedern Pöbels Preis gaben. Ganze Schaaren von Sykophanten nährten sich davon, daß sie andre ohne Ursach anklagten, die sich alsdann loskaufen mußten, wenn sie sich nicht einem langwierigen verderblichen Prozeß aussetzen wollten. Mit kaltem Blut sahn die Athener die Gefangennehmung und die Hinrichtung ihrer edelsten Männer, wenn sie glaubten, daß sie ihrer vermeinten Freyheit oder ihren Absichten hinderlich wären, oder ihnen die Vortheile nicht verschafften, die sie sich von ihnen versprachen. Sie verurtheilten oft die, die sie nur mit einem Wort beleidigt hatten, so groß auch sonst ihre Verdienste waren.

Xenophon hat uns eine Schilderung des damaligen Volks zu Athen aufbehalten, die er dem Sohn des großen Perikles in den Mund legt, und die dieß Gemälde noch anschauender machen wird. „Wenn eher, sagt er, werden die Athener das Alter „ehren, wie die Spartaner, da sie von ihren Vätern angeführt „werden, des Alters zu spotten? Wenn werden sie ihren Vorge„setzten folgen, da sie sich freuen, wenn ihre Vorgesetzten verspot„tet werden? Wenn werden sie sich zu guten Zwecken vereinigen, „da sie, anstatt einer den andern in dem, was gut ist, zu unter„stützen, sich Noth machen; da sie sich untereinander mehr benei„den, als Fremde, da sie in besondern und öffentlichen Versamm„lungen so uneins sind, da sie sich so oft vor Gericht verklagen, „und lieber auf die Art von andern Vortheile zu erhalten suchen, „als dadurch, daß sie sich unterstützen? Da sie das Vermögen „des Staats als etwas betrachten, das Fremden gehört, da sie „sich darüber zanken, und sich über nichts so sehr freuen, als wenn „sie nach Belieben damit schalten können? Daher so viel ver„kehrte und schlechte Handlungen, daher so große Feindschaft, daher

„der Haß unter Mitbürgern Eines Staats. Ich fürchte, bald „wird Athen darunter erliegen.“

So sprach der jüngere Perikles von den Athenern zum Sokrates. — Und dieses Volk glaubte sich von Sokrates beleidigt. Er stand seinen Absichten und Wünschen zu sehr im Wege, als daß es sich nicht gern desselben, es mochte seyn, auf welche Art es wollte, entledigt hätte.

„Da er einst, sagt Xenophon, den Vorsitz hatte bey der Ver„sammlung des Volks, so gestattete er ihm nicht, gegen die Ge„setze zu stimmen, sondern widersetzte sich ihm, weil es die Gesetze „verlangten, worüber das Volk in eine Wuth gerieth, die nicht „leicht ein andrer als Sokrates würde haben ertragen können. — Und an einer andern Stelle sagt er, vielleicht in Rücksicht auf dieselbe Begebenheit: „Sokrates hatte als Mitglied des Se„nats den Eid geschworen, nach den Gesetzen zu handeln. Da „er einst den Vorsitz bey der Volksversammlung hatte, und das „Volk auf einmal neun Feldherren *) zum Tode verurtheilen „wollte, welches gegen die Gesetze war; so gestattete er den Athe„nern nicht ihre Stimmen zu geben, so aufgebracht auch das „Volk gegen ihn war, und so sehr auch viele Mächtige drohten. „Denn ihm war es viel wichtiger, seinen Eid zu halten, als sich „bey dem Volk durch Ungerechtigkeiten in Gunst zu setzen, und „sich durch die Drohungen andrer bestimmen zu lassen.“

Dergleichen vermeinte Eingriffe in seine Rechte vergaß das attische Volk, bey allem Leichtsinn, nicht leicht, und oft konnte es nur durch den Tod derer besänftigt werden, die es gewagt hatten,

*) Deren ganzes Verbrechen darin bestand, daß sie die in der Schlacht bey den Arginussischen Inseln gebliebnen Athenienser nicht begraben hatten.

Digitized by Google

ſich ihm zu widerſetzen. Deſto eiferſüchtiger auf den Schatten der Freyheit, da es ſchon längſt von Einzelnen beherrſcht wurde, glaubte es noch immer, alles hange von ſeiner Willkühr ab, es ſey an keine Einſchränkung gebunden. Jeder einzelne Bürger Athens dünkte ſich ein König, und verlangte augenblickliche Befriedigung ſeiner Einfälle, Unterwürfigkeit von denen, welchen er, ſeiner Meinung nach, die Geſchäfte des Staats übertragen hatte, und Schmeicheley, nicht Widerſpruch oder Geringſchätzung.

Wie mußte es nun dieſen Leuten gefallen, wenn Sokrates zum Charmides, der es nicht wagen wollte, öffentlich vor dem Volk aufzutreten, von dieſen ſo hochgerühmten Volksverſammlungen ſagte: „Vor wem ſcheuſt du dich denn? Vor den Ger„bern, vor den Schuſtern, vor den Zimmerleuten, vor den „Schmieden, vor den Landbauern, vor den Kaufleuten, vor den „Krämern, die nur darauf denken, wie ſie wohlfeil einkaufen und „theuer verkaufen können, die über die Staatsgeſchäfte nicht nach„denken und nichts davon verſtehn? Denn aus ſolchen Leuten „beſteht die Volksverſammlung.“

Wie mußte es ihnen gefallen, wenn er ihre ſo gerühmten Einrichtungen in Anſehung der Wahl obrigkeitlicher Perſonen und der Feldherren ſo tadelte: „Thöricht iſt es, die erſten Stellen „des Staats durch kleine Steine *) beſetzen zu wollen, da doch „niemand einen Steuermann, oder Zimmermann, oder Flötenſpieler haben will, der durch kleine Steine erwählt iſt, ungeach„tet die Verſehen ſolcher Leute bey weitem nicht ſo nachtheilig ſind, „als die, in Abſicht der Staatsverwaltung.“

Konnten ſolche Leute es gern hören, wenn er ſie auf ihr eignes Betragen aufmerkſam machte, auf die Art, als bey folgender

*) womit bey den Volksverſammlungen die Stimmen gegeben wurden.

Digitized by Google

Gelegenheit? Er ſah einſt einen Athener, der ſeinen Sklaven ſehr heftig ſchlug. Sokrates fragte nach der Urſach. Es iſt, ſprach dieſer, der gefräßigſte, geldgierigſte und faulſte Menſch auf der Erde. „Haſt du wol je darüber nachgedacht, ſagte Sokrates, „wer von euch beyden die meiſten Schläge verdient, du, oder dein „Sklave?“

Ob Sokrates einen oder mehrere Götter glaubte, war dem Volk zu Athen wol ſehr gleichgültig, bey der Stimmung, worin es war, über alles, auch das Ernſthafteſte, zu lachen, was ihm nicht augenblicklich Vortheil oder Nachtheil zu bringen ſchien. Aber der Tadel des Sokrates, der Widerſtand, den es bey ihm fand, ſeine Spöttereyen erbitterten es.

Ferner hatte Sokrates die Sophiſten und Sykophanten gegen ſich gereizt, durch bittre Spöttereyen, noch mehr durch ſeine Diſputationen, in denen ſie am Ende immer eine ſo lächerliche Rolle ſpielten, und wobey er ihnen nicht einmal den Troſt ließ, ſich für eben ſo klug zu halten, als ihren Gegner; welches ihnen um deſto ſchmerzlicher ſeyn mußte, da er gewöhnlich im Anfang that, als verſtände er nichts von der Sache, als wünſchte er von ihnen belehrt zu ſeyn, und ſich dann ihnen bald in einem ſo furchtbaren Uebergewicht zeigte, daß ihnen nichts als Gelächter und Verachtung blieb. *) So verächtlich der größte Theil dieſer Leute in Abſicht ihres moraliſchen Werths war, ſo vielen Einfluß hatten ſie auf das Volk, deſſen Prozeſſe ſie führten und meiſterlich zu drehn und zu verlängern wußten, und auf viele

*) Antiſthenes ſagte, nach dem Diogenes Laertius, ausdrücklich; daß die drey Kläger des Sokrates, Anytus, Lykon und Melitus, durch die ihnen unerträglichen Spöttereyen des Sokrates und ſeine Ironie, die beſonders auch die Redner und Dichter traf, zu dieſem Schritt gebracht wurden.

Digitized by Google

Große, die ihrer nicht entbehren konnten, um manche gesetzwidrige Entwürfe auszuführen. Und sie sind wahrscheinlich die vornehmste wirkende Ursach des Todes des Sokrates. Lange schon hatten sie ihm unstreitig den Tod geschworen, und auf Gelegenheit gelauert, ihre Rache zu befriedigen; denn er hatte sie auch dadurch aufs äußerste gebracht, daß er ihr Gewerbe, andre zu verklagen, und wovon sie lebten, unterbrochen oder doch sehr erschwert hatte. Krito sagte ihm einst: Es wäre in Athen kaum mehr auszuhalten; er wäre wieder von einigen angeklagt, nicht, weil er irgend was gesetzwidriges gethan habe, sondern weil die Sykophanten glaubten, er würde lieber ein Stück Geld geben, als Händel haben wollen. Sokrates rieth ihm, einen rüstigen Sykophanten in Sold zu nehmen, der die Kläger wieder anklagte. Und der Plan glückte. Sobald Krito angeklagt wurde, erhub der Sykophant eine Klage gegen die Kläger, die, wie er wußte, sich vieler Verbrechen schuldig gemacht hatten, so daß sie entweder zu harter Geldstrafe oder körperlicher Strafe verurtheilt werden mußten. Diese, die sich nichts Gutes bewußt waren, thaten alles, um von dem Proceß loszukommen. Aber jener hob die Klage nicht eher auf, bis sie den Krito für unschuldig erklärt, und ihm selbst ein Stück Geld gegeben hatten. Und diesem Beyspiel folgten mehrere; so daß den Sykophanten ihr bisheriges Erwerbmittel sehr verkümmert wurde.

Die Richter des Sokrates kennen wir nicht genau genug, um mit völliger Gewißheit über ihre Bestimmungsgründe zu urtheilen. Folgende Stelle gibt vielleicht einige Aufschlüsse. „Es war damals Gebrauch, sich der Gunst der Richter zu em„pfehlen, ihnen zu schmeicheln und sie durch Bitten zu gewinnen, „ob dieß gleich in den Gesetzen verboten war. Viele waren auch „dadurch losgesprochen. So gewöhnlich dieß auch war, so wollte

„es doch Sokrates nicht thun. Seine Richter würden ihn „ohne Bedenken losgesprochen haben, wenn er nur etwas von „dem Gewöhnlichen hätte thun wollen; aber er wollte lieber ster„ben, als durch Uebertretung der Gesetze sein Leben erhalten.“

Auf die Freundschaft und den Schutz der meisten Großen in Athen konnte Sokrates nicht rechnen, indem auch diese, obgleich zum Theil ehemals seine Zuhörer, größtentheils sich von ihm beleidigt glaubten, weil er sich zuweilen ihren Ungerechtigkeiten widersetzte, weil sie das Übergewicht seiner Kenntnisse fürchteten, weil sie seinen oft bittern Tadel tief fühlten, weil seine Grundsätze ihren Grundsätzen und Wünschen oft geradezu widersprachen.

Sie wünschten sich die Ehrenstellen um ihres Ansehens, um ihres Einflusses, um ihres Vergnügens willen. — Und Sokrates sagte oft: „Man wählt den Regenten des Staats nicht, „um bloß für sein Glück, für sein Wohlleben zu sorgen; sondern „um die glücklich zu machen, die ihm die Staatsgeschäfte über„tragen haben.“ — „Verlangst du die Achtung deiner Mitbür„ger, sprach er, so mußt du ihnen nützlich werden; verlangst du „Bewunderung deiner Nation, so bemühe dich, ihr Wohlthäter „zu seyn!“ — Sie glaubten keine Kenntnisse, die mühsam erworben werden müßten, nöthig zu haben, sondern schon durch ihre Geburt Weisheit in Ueberfluß und vollkommnes Recht auf Ansehn und Ehrenstellen erhalten zu haben. Und Sokrates zeigte ihnen so oft handgreiflich, nicht immer mit Schonung, daß ohne die nöthigen Kenntnisse keiner sein Geschäft gehörig besorgen kann; daß nur der, der die besten Einsichten in in Verwaltung der Staatsgeschäfte besitzt, eigentlich Regent des Staats ist, daß also weder Geburt, noch die Wahl des Volks, sondern nur selbst erworbne Kenntnisse diese Vorzüge geben

Digitized by Google

können. „Wer gelernt hat, die Zitter zu spielen, sprach er, ist „ein Zitterspieler, und wenn er sie auch nicht wirklich spielt. „Wer die Arzneykunst gelernt hat, ist ein Arzt, wenn er auch „seine Kunst nicht ausübt. Wer weiß, was er als Feldherr „wissen muß, ist Feldherr, und wenn ihn auch niemand wählt. „Wer aber nicht weiß, was er wissen muß, ist weder Arzt noch „Feldherr, und wenn ihn auch die ganze Welt dazu wählte."

Euthydem, der, so jung er auch war, sich schon für vollkommen gebildet zum Regenten des Staats glaubte, vermied den Umgang des Sokrates, damit man nicht glauben möchte, er habe etwas von ihm gelernt. Um ihn zu sprechen, ging Sokrates zu wiederhohlten Mahlen, in Gesellschaft mehrerer Freunde und Zuhörer, in die Werkstatt eines Riemers, nahe am Forum, in der jener sich oft aufhielt. Da sich Euthydem in gar keine Unterredung einlassen und fortgehn wollte, sagte Sokrates: „Ich „glaube, Freunde! Euthydem studirt auf einen schönen Eingang „zu seinen Reden an das Volk. Unstreitig wird er seine erste „Rede so anfangen: Ihr Athener! Ich habe nie von irgend „jemand etwas gelernt, habe nie den Umgang solcher Männer „gesucht, von denen ich hörte, daß sie in Absicht der Beredsam„keit oder in Geschäften sich auszeichneten; nie hab' ich mich „bemüht, den Unterricht eines einsichtsvollen Manns zu ge„nießen; vielmehr im Gegentheil hab' ich mich mein ganzes Leben „hindurch sorgfältig gehütet, nicht allein etwas von irgend jemand „zu lernen, sondern auch nur den Schein davon zu haben. Dessen „ungeachtet will ich, da ihr Raths bedürft, sagen, was mir so „von selbst einfällt. Ein solcher Eingang würde sich auch treflich „für einen Mann schicken, der sich um die Stelle eines Arztes „bewürbe. Er würde so anfangen: Von keinem Menschen, ihr „Athener! hab' ich je die Arzneykunst gelernt, hab' auch nie den

„Unterricht eines Arztes gesucht. Mein ganzes Leben hindurch „hab' ich mich sorgfältig gehütet, nicht allein etwas von einem „Arzt zu lernen, sondern auch nur zu scheinen, als hätt' ich die „Arzneykunst erlernt. Alles dessen ungeachtet macht mich nur „zum Arzt; ich will suchen, die Arzneykunst zu lernen, indem ich „an Euch Versuche mache."

Natürlich lachte die ganze Gesellschaft, nur wahrscheinlich Euthydem nicht. — Dieser Euthydem erscheint nachmals als ein sehr gut denkender Jüngling, und wahrscheinlich wurde er kein Feind des Sokrates. Aber es ist doch sichtbar, daß dergleichen Ironie nur selten ihm Freunde erwerben konnte. Wenigstens sagt Xenophon, daß die meisten, die Sokrates so behandelte, nicht wieder zu ihm kamen.

Von der Art, wie Sokrates die, welche, ohne die nöthigen Kenntnisse zu besitzen, es sich dennoch anmaßten, den Staat regieren zu wollen, von ihrer Unfähigkeit überzeugte, ist folgende Unterredung ein sehr deutliches Beyspiel.

Glaukon, ein junger Mann aus einer angesehenen Familie, hatte es sich in den Kopf gesetzt, bald an der Regierung des Staats Theil zu nehmen, und suchte sich daher durch öffentliche Reden dem Volk zu empfehlen. — Sokrates traf ihn einst, und um ihn zu vermögen, eine Zeitlang ihn anzuhören, fing er das Gespräch so an:

S. Ich höre, Glaukon, du bist Willens, nun bald die Regierung des Staats zu übernehmen.

Gl. Das bin ich, Sokrates!

S. In der That, dieß ist etwas sehr wünschenswürdiges. Denn, wenn du deinen Zweck erreichst, so kannst du alle deine Wünsche befriedigen, deine Freunde unterstützen, deine Familie heben, dein Vaterland in einen blühenden Zustand versetzen, dich

Digitized by Google

selbst berühmt machen, anfangs in Athen, dann in Hellas, vielleicht, wie Themistokles, selbst im Ausland; und überall, wo du auch bist, wirst du aller Augen auf dich ziehn.

Glaukon fühlte sich, als er dieß hörte, merklich größer, und blieb. Sokrates fuhr fort.

Wenn du nun, Glaukon! Achtung und Ehre erwartest, ist es nicht offenbar, daß du dem Staat nützliche Dienste leisten mußt?

Gl. Allerdings.

S. Bey den Göttern! Verschweig es mir nicht, sondern sage mir, wodurch denkst du dich zuerst als Wohlthäter von Athen zu zeigen?

Glaukon schwieg eine Zeitlang, als ob er sich besänne, womit er anfangen wollte.

S. Wenn du das Haus deines Freundes in blühenden Zustand versetzen wolltest, so würdest du unstreitig suchen, die Vermögensumstände desselben zu verbessern. Wirst du nicht auch suchen, eben dieß in Absicht des Staats zu thun?

Gl. Freylich werd' ich das!

S. Nun so sage mir doch: Woher hat der Staat seine Einkünfte und wie groß sind sie? Denn du hast gewiß schon darüber nachgedacht; damit, wenn sich irgendwo ein Deficit ergeben sollte, du das Mangelnde auf eine andere Art ersetzen kannst.

Gl. Daran hab' ich noch nicht gedacht.

S. Nun, so sag' uns doch die Ausgaben des Staats; denn es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß du darauf gedacht hast, die überflüssigen Ausgaben einzuschränken.

Gl. Dazu hab' ich noch keine Zeit gehabt.

Digitized by Google

S. So werden wir es freylich wol noch aussetzen müssen, die Reichthümer des Staats zu vergrößern. Denn wie wäre das möglich, wenn wir weder die Einkünfte, noch die Ausgaben kennen?

Gl. Aber man kann ja den Staat auch durch Krieg bereichern.

S. O ja, wenn man siegt. Wer aber geschlagen wird, ist in Gefahr, auch das Seinige zu verlieren. — Wenn du also gefragt wirst, ob die Athener mit einer Nation Krieg anfangen sollen oder nicht, so mußt du doch die Macht deines Vaterlandes, und die Macht der Feinde kennen. Sage mir daher doch zuerst die Macht Athens zu Wasser und zu Lande, dann, auch die der Feinde.

Gl. Aber beym Zeus! Aus dem Kopf kann ich dir das so nicht sagen.

S. Nun, wenn du es aufgeschrieben hast, so hol' es mir doch; ich möcht' es gar zu gern hören.

Gl. Aber beym Zeus! — Ich habe nichts aufgeschrieben.

S. Also zunächst dürfen wir wol nicht vom Kriege sprechen. Vielleicht hast du wegen der Weitläuftigkeit der Sache noch keine Untersuchung anstellen können, da du die Regierung des Staats noch nicht lange übernommen hast. — Aber das weiß ich, daß du über die Vertheidigung unsers Gebiets sehr sorgfältig nachgedacht hast, daß du weißt, welche Posten besetzt werden müssen, und mit wie vielen Truppen, damit du die nöthigen stärker besetzen, und die unnöthigen einziehn kannst.

Gl. Ich werde die Soldaten alle abschaffen; denn sie schützen uns so, daß sie uns unser Eigenthum nehmen.

S. Wenn du aber die stehenden Truppen abschafft, glaubst du nicht, daß jedermann rauben und stehlen kann, wie er Lust

Digitized by Google

hat? — Uebrigens, bist du denn selbst da gewesen und hast Untersuchungen deßwegen angestellt? Oder woher weißt du, daß die Soldaten so schlecht ihre Pflicht thun?

Gl. Ich vermuthe es so.

S. Nun so müssen wir wol dann erst davon sprechen, wenn wir es gewiß wissen, nicht bloß vermuthen. — Daß du bey den Bergwerken nicht gewesen bist, weiß ich, sonst würdest du uns sagen können, warum die Ausbeute jetzt nicht so groß ist, als sonst.

Gl. Ich bin nicht da gewesen!

S. Man sagt auch, die Gegend wäre ungesund, und wenn du einmal wegen der Bergwerke solltest befragt werden, so kannst du dich vollkommen damit entschuldigen.

Gl. Wir werden ja sehn.

S. Das weißt du gewiß, wie lange das Getreide, das in unserm Gebiet wächst, seine Bewohner ernährt, und wie viel wir im Jahre gebrauchen; damit nicht etwa einmal Mangel entstehe, weil es dir an den nöthigen Kenntnissen fehlt, sondern du, im Fall der Noth, immer rathen und helfen kannst.

Gl. Das wäre entsetzlich weitläuftig, wenn man sich auch darum bekümmern sollte.

S. Und doch wird niemand seine eigne Haushaltung gut führen, der nicht alles weiß, was er bedarf, für alles sorgt, und das Mangelnde ersetzt. — Da aber der Staat aus mehr als 10,000 Haushaltungen besteht, und es schwer ist, für so viel Haushaltungen auf einmal zu sorgen, warum versuchst du es nicht, zuerst einer aufzuhelfen, z. B. der deines Vaterbruders; die hat es nöthig. Kannst du dieß, so versuchst du es dann mit mehrern. Kannst du aber einem nicht helfen, wie wirst du

Digitized by Google

so vielen helfen können! Wer Ein Talent nicht tragen kann, muß es nicht unternehmen mehrere zu tragen.

Gl. Ich wollte meines Vaters Bruder wol helfen, wenn er mir nur folgen wollte.

S. Wenn du nun deines Vaters Bruder nicht bereden kannst, dir zu folgen, wie kannst du hoffen, alle Athener nebst ihm zu bereden? — Siehst du nicht, Glaukon, wie mißlich es ist, Dinge zu unternehmen und von Sachen zu reden, die man nicht versteht! u. s. w.

Und dann kam noch eine ganze Folge von Nutzanwendungen, die einem Mann von Glaukons Charakter und Erwartungen unmöglich angenehm seyn konnten.

„Wer ein silbernes Gefäß entwendet, sprach er ein andermal, das man ihm anvertraut hat, ist ein großer Betrüger. „Bey weitem der größte Betrüger aber ist der, der andre dadurch hintergeht, daß er sie beredet, er sey im Stande den „Staat zu regieren, wenn er es doch nicht versteht.“

„Ein Thor ist der, der, ohne etwas gelernt zu haben, glaubt, „sich durch seinen Reichthum das Ansehn zu geben, als wäre er „zu Geschäften brauchbar, und wenn er Achtung verlangt, ohne „brauchbar zu seyn.“

Bey einer andern Gelegenheit sagte er: „Der Regent eines „Staats ist nicht der, den die Geburt, oder die Wahl des Volks „oder das Loos dazu bestimmt, oder der durch Betrug oder Gewaltthätigkeit dazu gelangt, sondern der, der es versteht, den „Staat zu regieren. In einem Schiff folgt man offenbar dem, „der das Schiff am besten zu lenken versteht, ihm folgt der Eigenthümer des Schiffs so gut als die übrigen, die auf dem „Schiff sind; so folgen auch die Menschen beym Ackerbau, bey „Wollarbeiten, bey Krankheiten, u. s. w. den Vorschriften derer,

Digitized by Google

„von denen sie glauben, daß sie die besten Einsichten besitzen.“ — Sagte man ihm: der Regent brauche doch aber dem nicht zu folgen, der ihm seine beßre Kenntnisse mittheile; so sprach er: „Wie darf er das, da er nie ungestraft guten Rath vernach„läßigen darf! Denn er verfehlt ja alsdann den rechten Weg.“ — Sagte man: Der Regent eines Staats dürfe ja selbst den tödten, der ihn belehren wolle; so sprach er: „Wie kann es dem wohl„gehn, der diejenigen tödtet, die ihn unterstützen müssen! Er „eilt selbst seinem Unglück zu.“

Als dreyßig der vornehmsten Männer in Athen sich vereinigt hatten, ihre Mitbürger zu unterdrücken, viele der besten Athenienser hinrichten ließen, und andre zu gesetzwidrigen Handlungen verleiteten, sagte Sokrates: „Es wäre sonderbar, „wenn ein Rinderhirt, unter dessen Führung die Heerde immer „kleiner und schlechter würde, nicht eingestehn wollte, daß er ein „schlechter Rinderhirt sey; noch sonderbarer wär' es, wenn ein „Mann, der an der Staatsverwaltung Theil nehme, durch den „seine Mitbürger verschlimmert und vermindert würden, nicht „zugeben wolle, daß er ein schlechter Regent sey.“

Daß dergleichen Reden den Großen in Athen nicht gleichgültig seyn konnten, und daß sie, auch wider ihren Willen, Notiz davon nehmen mußten, erhellt theils daraus, daß Sokrates allgemein als ein Mann von ganz vorzüglichen Kenntnissen bekannt war, und daß er gewöhnlich sehr viele der angesehensten Männer und der edelsten Jünglinge zu Zuhörern hatte, die seine Bemerkungen wieder andern mittheilten; theils besonders aus folgender Erzählung des Xenophon.

„Kritias (der ehemalige Schüler des Sokrates) und „Charikles, die zu den dreyßig Verbundenen gehörten, ließen den Sokrates vorfordern, zeigten ihm ein Gesetz des Volks,

und

Digitized by Google

und verboten ihm, Unterricht in der Redekunst zu geben. Sokrates fragte: Ob es ihm erlaubt wäre zu fragen, wenn er etwas von dem, was sie ihm gesagt hätten, nicht verstände? Sie erlaubten es. Ich bin bereit, sagte er, den Gesetzen zu folgen. Damit ich aber nicht etwa, wider meinen Willen, aus Unwissenheit gegen die Gesetze sündige, so wünschte ich recht deutlich zu wissen: ob ihr, wenn ihr verbietet, Unterricht in der Redekunst zu geben, diejenige versteht, die recht zu reden lehrt, oder die, worin es nicht auf die rechte Art geschieht. Verbietet ihr die, die recht zu reden lehrt, so darf man ja ins Künftige nicht mehr recht reden; verbietet ihr die, die unrecht reden lehrt, so ist offenbar, daß man sich üben müsse, recht zu reden. Charikles gerieth in Zorn und sprach: Weil du es denn nicht verstehst, Sokrates, so wollen wir es dir recht deutlich sagen: Du sollst gar nicht mit Jünglingen sprechen.

Sokrates. Damit mir kein Zweifel übrig bleibe, ob ich auch dem gemäß handle, was ihr befehlt, so sagt mir doch, bis zu welchem Jahr muß ich jemanden unter die Jünglinge rechnen?

Charikles. Bis zu den Jahren, da er in die Rathsversammlung aufgenommen werden kann, denn so lange ist er noch nicht verständig genug. Daher sprich nicht mit Leuten, die jünger sind als dreyßig Jahr.

Sokrates. Wenn ich nun etwas kaufe, das jemand, der unter dreyßig Jahr ist, verkauft, so darf ich nicht fragen, wie viel kostet es?

Charikles. O ja, dergleichen darfst du fragen. Aber du, Sokrates, pflegst größtentheils Dinge zu fragen, die du schon weißt.

Sokrates. Also darf ich nicht antworten, wenn mich jemand fragt: Wo wohnt Charikles? wo ist Kritias?

Charikles. Das ist dir erlaubt.

Kritias. Aber von Schustern, Schmieden, Zimmerleuten, u. d. g. sollst du nicht reden. Denn ich denke, du hast dich durch deine ewigen Wiederhohlungen ganz abgenutzt.

Sokrates. Also auch das darf ich nicht sagen, was ich aus solchen Beyspielen folgere, in Absicht dessen, was edel, gerecht, oder unedel und ungerecht ist?

Kritias. Nein, beym Zeus! Auch von Rinderhirten sollst du nicht sprechen. Thust du es, so hüte dich, daß die Heerde nicht durch dich noch kleiner wird.

Das Resultat von dem allen ist:

Sokrates wurde von vielen, die die Macht in Händen hatten, gefürchtet, und von vielen, die auf das Volk Einfluß hatten, gehaßt; die meisten Athenienser fühlten sich durch ihn zu sehr beschränkt, und wünschten von einem Sittenrichter und Beobachter befreyt zu seyn, der ihnen lästig war.

Nachtigal.

Digitized by Google

V.

Ein Brief

von

Kaiser Heinrich dem Vierten

an

Papst Gregor den Siebenten.

Heinrich der Vierte war ein Herr von ausgezeichneter Klugheit und das Orakel der Fürsten. So kritisch und verwickelt auch die Fälle seyn mochten: so fand er doch immer zuerst den Punkt, worauf es zunächst ankam, und sein Rath war immer der beste. Selbst wenig redend, hörte er andre aufmerksam an, und sagte nur zuletzt seine Meinung. Sein scharfer Blick drang bis in das Innerste der Seele, und er sah es jedem, Haß oder Liebe, am Gesicht an. In der Versammlung der Fürsten schien er erhabner als alle übrige, und größer als gewöhnlich zu seyn. Er hatte alsdann in seiner Miene etwas majestätisch-zurückschreckendes, das aber im Zirkel der Seinigen in Milde und Güte überging.

So wird uns dieser Fürst von seinem gleichzeitigen Biographen geschildert, den uns Urstiß in seiner Sammlung Deutscher Geschichtschreiber aufbehalten hat.

Digitized by Google

Der unglückliche Kaiser, an dessen Schicksalen sein Biograph, der sich übrigens nicht genannt hat, so viele herzliche Theilnehmung bezeigt, erfuhr in einem hohen Grad den Wechsel menschlichen Glücks und die härtesten Verfolgungen von den Päpsten, seinem eignen Sohn, und beynah allen denjenigen, denen er Wohlthaten erzeigt hatte. Aber unter allen war der Kampf mit dem Papst Gregor der hartnäckigste. Bekanntlich maßte sich dieser Papst die Belehnung über die geistlichen Güter, und sogar das Recht an, das Kaiserthum zu vergeben. Die verwirrten Begriffe von Kirche, das Emporstreben der Reichsbeamten zur Landeshoheit, der Charakter Gregors, den selbst sein vertrautester Freund, der Kardinal Peter Damiani *) den heiligen Satan nennt, und dann die zu große Milde des Kaisers gegen seine erklärten Feinde, dieß alles beförderte jene Anmaßungen, die den Papst zum Herrn des dritten Theils aller Güter und selbst zum Souverain der ganzen Christenheit machten. Dem Päpstlichen Stul war es schon oft geglückt, seine Eingriffe, statt aller Gründe, mit einem Gleichniß, (das freylich bald gefunden war,) zu rechtfertigen, und so glaubte er auch, bey dem wichtigen Investiturstreit, zumal unter den angeführten Umständen, sich von einem Gleichwie, mit dem fast alle usurpirende Dekrete im kanonischen Gesetzbuch anheben, eine ähnliche gute Wirkung versprechen zu dürfen. Also: **)

„Gleichwie derjenige, der den Körper von der Seele „trennt, den Menschen tödtet: so zerstört derjenige die „Kirche, der das Zeitliche vom Geistlichen absondern „will; und gleichwie ferner die Seele in diesem Leben

*) Schmidts Geschichte der Deutschen, B. 5. Kap. 4.

**) Ebendaselbst.

„ohne einen Körper nicht bestehen kann; so kann auch die „heilige Kirche nicht bestehen, wenn ihr das Weltliche „genommen wird."

Das war die ganze Deduction, durch die den Kaisern und allen weltlichen Fürsten die unbestrittensten Rechte genommen, und der status in statu auf eine dauerhafte Weise gegründet wurde.

Die Folge war eine Verordnung, in welcher der Papst den Kaiser nach Rom entbot, um sich über die von den Sachsen angebrachte Beschwerden zu verantworten, oder, im Ausbleibungsfall, sich des Bannstrals zu gewärtigen. Diese außerordentliche Dreistigkeit erregte den ganzen Unwillen des Kaisers, und er faßte den vesten Entschluß, sie an dem stolzen Römischen Bischof zu ahnden. Er schrieb an ihn folgenden merkwürdigen Brief, der um so glaubwürdiger zu seyn scheint, da der ungenannte Biograph in seiner Lebensbeschreibung nicht anders, als mit einer gewissen Ehrfurcht, vom Gregor spricht.

„Wir Heinrich, nicht aus Usurpation, sondern nach „der heiligen Ordnung Gottes König, — an Hil„debrand, den regellosen Mönch, nicht den Nach„folger des Apostels.

„So reden wir dich an, weil du die Kirche und den gan„zen geistlichen Stand verwirrst, und ihr, statt eines Segens, „zum Fluch geworden bist. Du hast, um nur die Hauptsachen „zu erwähnen, dich nicht allein an den Vorstehern der heiligen „Kirche, den Erzbischöfen, Bischöfen und Priestern vergriffen, „sondern sie auch mit des Pöbels Beyfall, wie Sklaven, die „nicht wissen, was ihr Herr thut, unter die Füße getreten, und „überhaupt, weil du sie alle zu übersehen glaubst, deine Ein„sichten nicht zum Aufbauen, sondern zum Zerstören angewandt.

Digitized by Google

„Wohl hat von dir der heilige Gregor, dessen Namen du dir „anmaßest, prophezeyt, wenn er sagt: Der Stolz des Priesters „wächst, je mehr sich ihm unterwerfen, denn je größere Gewalt „er hat, desto größere Einsichten glaubt er zu besitzen. Wir „haben indessen dieß alles ertragen, um der Ehre des Apostolischen Stuls zu schonen. Aber du wähnst, durch unsre Erniedrigung dich furchtbar zu machen, und wagst es daher, „selbst die, Uns von Gott geliehene Königliche Würde anzutasten, und Uns mit der Entsetzung zu bedrohen, gerade als „wenn wir von dir die Krone erhalten hätten, und als ob das „Reich in deiner, und nicht in Gottes Hand stände. Nein! „Wisse es, von Christo haben wir unsre Würde, du aber nicht „die deinige von ihm! Zum Papstthum hast du dir den Weg „durch Betrug und List und andre schändliche Mittel gebahnt „und dich der Kirche durch Bestechungen und offenbare Gewalt „aufgedrungen. Vom Sitz des Friedens hast du den Frieden „verscheucht. Denn bist du es nicht, du Unberufener! der „die von Uns berufnen Bischöfe der Verachtung Preis geben, der die Unterthanen wider ihre geistlichen Obern bewaffnet, und der endlich, von aller weltlichen Gerichtsbarkeit die „Geistlichen losgezählt, und sie zu Richtern über ein Volk bestellt hat, das sie, vermöge ihrer Bestimmung, bloß unterrichten sollten? — So sehr du Uns auch der Krone unwürdig „hältst: so steht es doch allein Gott zu, über Uns zu urtheilen, „und Wir können wegen keines Verbrechens abgesetzt werden, „es sey denn, daß wir vom Glauben abfielen, das aber warlich „nie geschehen wird. Siehe, das ist die Lehre der heiligen „Väter! Selbst über Julian den Abtrünnigen maßten sie sich „kein Urtheil an, sondern stellten es Gott anheim. Und das ist „denn auch die Lehre des wahren Papstes, des heiligen Petrus.

Digitized by Google

„Fürchtet Gott, sagt er, und ehret den König. Aber du fürchtest „Gott nicht, und deßhalb ehrst du auch Uns, seinen Statthalter, „nicht. Deine Lehre verdammt Paulus, der selbst des Engels „nicht schont, der solche predigen würde. Er sagt ausdrücklich, „wenn ich, oder ein Engel Euch etwas anders lehren würde, als „ich Euch gelehrt habe, der sey verflucht! Dich also treffe dieser „Fluch in Unser und aller Bischöfe Namen. Steig herab von „dem dir angemaßten apostolischen Stul, und überlaß' ihn einem „Würdigern, der die Religion nicht zum Deckmantel der Gewalt „braucht und die reine Lehre des heiligen Petrus lehrt. Noch „einmal: Wir, Heinrich, von Gottes Gnaden König, rufen „dir, mit allen Bischöfen zu: Steig herab, steig herab!!“

L.

VI.

Der Falkenflug,

eine

Belohnung des geretteten Vaterlandes.

Am Ende des zehnten Jahrhunderts wurde Schottland von den Dänen, die sich dieses Königreich unterwerfen wollten, bekriegt. Sie fielen in Schottland ein, und waren so glücklich, gleich beym ersten Angriff die Schotten zu schlagen. Alles gerieth in Unordnung. Die ganze Armee floh über die Gebirge, und würde von den nachsetzenden Dänen völlig aufgerieben

Digitized by Google

worden seyn, wenn nicht an diesem, für die Freyheit entscheidendem Tage der Bauer Hay das Vaterland gerettet hätte. Die Fliehenden nahmen ihren Weg durch einen engen Paß, wo sich Hay gerade aufhielt. Ein zweyter Leonidas stellt er sich mit seinen beyden Söhnen dem eindringenden Feind entgegen, hält seine Macht auf, und verschafft seinen Landsleuten Zeit, sich wieder zu sammeln. Von neuem Muth belebt, stürzen diese auf den Feind, zerstreuen ihn, und entreißen seinen Händen die Ketten, mit denen er das Vaterland bedrohte, und den Sieg, dessen er schon gewiß war.

Dem edlen Bauer verdankte der Staat seine Freyheit und der König seinen wankenden Thron. Er schenkte dem tapfern Mann den ersten Adel, und an Ländereyen den Strich eines Falkenflugs. Auf dem Schlachtfeld ließ man einen Falken steigen, und von hieraus bis an den Felsen, wo sich der Vogel niederließ, war alles Hay's Eigenthum. Noch bis jetzt heißt dieser Felsen der Falkenstein, und noch im vorigen Jahrhundert war ein Nachkomme dieses Bauern, Johann Hay, Connetable von Schottland.

L.

Digitized by Google

VII.

Ueber die
Gewalt der Leidenschaften
in den Jünglingsjahren.

Unter allen Perioden des menschlichen Lebens ist wol keine wichtiger, als das Jünglingsalter. Zu dieser Zeit erhält der Körper, der bisher schwach und ungebildet war, seine Vollendung und seine Kraft. Bisher hatte der Mensch als Kind in gewisser Rücksicht bloß vegetirt; nun fängt er an zu leben. Die Vernunft erwacht, die Gefühle werden bey ihm rege, er erhebt sich zu der Würde eines moralischen Wesens. Dieß ist die Zeit, wo er durch Erlangung solider Kenntnisse, durch Uebung aller seiner Kräfte, durch Bildung zur Menschenliebe und Geselligkeit, sich zu einem thätigen und frohen Leben glücklich machen soll. Wohl dem Jüngling, der unversehrt dieses Alter erreicht, und nicht schon im Keime seine künftigen Kräfte erstickt hat! Nun kann er das werden, wozu die Natur ihn bestimmte, — ein Mann!

Allein der Eingang in das Glück des Lebens scheint, wie der Zugang zu jenem fabelhaften Schatz, von Unholden bewacht zu seyn. Diese Unholde, weit furchtbarer als jene Ungeheuer, sind die Leidenschaften. Sie brausen und toben in der Brust des Jünglings. — Seel und Leib in der Kindheit

Digitized by Google

verderben, — ist Elend und Tod; aber unversehrt das Jünglingsalter erreicht haben, — ist noch wenig; nun kommt die Zeit der Gefahr, nun droht das Verderben von allen Seiten.

Gerade zu dieser Zeit sind die Leidenschaften am heftigsten, gerade zu dieser Zeit können sie dem ganzen Glück des Lebens den größten Schaden zufügen, weil es gerade jetzt die Zeit ist, wo der Mensch für sein Glück sorgen, und den Grund dazu legen soll, gerade zu dieser Zeit sind die Umstände von der Art, daß sie Leidenschaften am meisten begünstigen; keine andre Periode ihres Lebens würde ihnen solchen Spielraum und einen so verderblichen Einfluß verstatten. Unwissenheit, Schwäche des Verstandes, Mangel an Erfahrung von der einen Seite; von der andern Freyheit, Bekanntschaft mit neuen Gegenständen, Verbindungen, die öfters gefährlich sind, und dazu Selbstvertrauen! — Lassen Sie uns die Folgen davon näher betrachten.

Jetzt sieht der junge Mensch die Welt unter einer neuen, ihm ganz fremden Gestalt. Als Kind war er in sich gekehrt, und durch Einsamkeit, Aufsicht, Schuldisciplin noch mehr in sich gezwungen. Kleinigkeiten erfüllten seine ganze Seele. Jetzt fühlt er in sich eine unbeschreibliche Leere, er strebt außer sich mit seinen Empfindungen und Begierden; die Fesseln fallen weg; er sucht Gegenstände, die sein Herz erfüllen; überall findet er schmeichelnden Schein, und weiß nicht, daß der Schein betrügt; er ergreift den ersten Gegenstand, und weil nichts seine Begierde sättigt, hängt er sich an alles.

Jetzt ist es die Zeit, wo er Rath und Führung bedürfte, und nun verläßt ihn sein Führer. Kein Lehrer, kein Aufseher hat nunmehr Gewalt genug über ihn, um ihn zu leiten. Selbst der

Digitized by Google

Vater verläßt sich auf die Klugheit seines erwachsenen Sohns. — Da ist dieser freylich nicht allzuwohl berathen.

Denn, die Klugheit des Jünglings? — diese ist gerade jetzt ein so unseliges Ding, wie viele Mittelding e sind! Bey finstrer Nacht bleibt man zu Hause, oder man nimmt eine Leuchte, oder geht wenigstens behutsam, und man kommt fort. — Am hellen Mittag geht alles gut, wenn man nur nicht unbesonnen ist. In der Dämmerung aber ists gefährlich. — Da sieht man Häuser und Thürme, und glaubt daher, Alles zu sehn; man geht unbesorgt, stößt an einen Stein, den man nicht sah, und hat Schaden genommen, ehe man sichs versieht. So der Jüngling! — Als Kind wagte er nichts auf eigne Einsichten; — als Mann einst wird die Vernunft ihn führen. Jetzt aber hat er nur so viel Vernunft, als nöthig ist, keinen Rath anzunehmen. Er fühlt den aufkeimenden Verstand, eine neue Kraft, ein ungewohntes Licht; — niemals hat er einen so hellen Schimmer gesehn, und hält ihn für den vollen Glanz der Sonne. — Dieses erfüllt ihn mit Selbstvertrauen und macht ihn gegen jede Warnung taub. Allein bey allem blendenden Schimmer sieht er so wenig, daß er von Glück sagen kann, wenn er unversehrt durchkommt. Niemand ist gelehrter, als der junge Mann, der nun, nach glücklich zurückgelegten akademischen Jahren, seine Gelehrsamkeit in seine Heimath bringt. — Er weiß alles und spricht von den größten Männern, als wenn er mit ihnen ganz vertraut wäre. Wie es ihm in den Wissenschaften geht, so gehts ihm auch im Moralischen. Man erinnere sich an Horazens Charakteristik des Jünglings.

Was das Selbstvertrauen des Jünglings ungemein vermehren muß, ist, daß er jetzt anfängt, als Mann behandelt zu werden. Man erzeigt ihm Achtung, er findet Eingang. — Wie sollt' er noch zweifeln, daß er ein Mann ist?

Digitized by Google

Nun bedenke man, in welche Gefahren seine Begierden ihn stürzen können! Ich will nichts von der Wollust, nichts von der falschgerichteten Ehrbegierde, nichts von dem Hang nach sinnlichen Vergnügungen sagen. Bey den wohlthätigen Gefühlen, bey der Menschenliebe und der Freundschaft, bey der süßen Sehnsucht, die oft sein Herz erfüllt, will ich stehn bleiben. Diese letztere erschlafft alle seine Kräfte; die Menschenliebe kann sich in seinem Herzen in düstre Misanthropie verwandeln, wenn er die Gegenliebe nicht findet, nach welcher er schmachtet; wenn er die Schicksale der Menschen und ihre Thorheiten einseitig ansieht; die Freundschaft führt ihn zum Trinkgelage, an den Spieltisch. — Glücklich, wenn seine leichtsinnigen oder falschen Freunde nur auf seinen Beutel Angriffe thun! Sein liebevolles Herz wirft den Beklagungswürdigen in die Arme des Verführers, wo nicht gar der schmutzigen — Ich darfs nicht aussprechen.

Wie traurig und furchtbar! Alles ist gegen den Jüngling verschworen! — alles, der Genuß des Lebens, die Freundschaft, das Vergnügen; ja selbst seine erwachende Vernunft, seine aufkeimende Tugend!

Sollten wir nicht das Loos der Menschheit beklagen? Sollten wir uns in erwachsnen Jahren nicht Glück wünschen, daß wir die Gefahr überstanden haben? Ja wohl, wir können uns Glück wünschen! Aber die Menschheit beklagen? — die Fügungen des Schöpfers tadeln? — Nein, das wollen wir nicht; wir habens nicht Ursach, wahrlich nicht!

In einer moralischen Vorlesung an Jünglinge möchten wol jene Betrachtungen nicht übel angebracht seyn. Reife Leser verlangen Untersuchungen, gründliche Philosophie.

Digitized by Google

So muß ich Ihnen, meine Leser, denn gestehn, was Sie sich schon selbst gesagt haben werden, daß meine bisherigen Betrachtungen, ob sie gleich viel Wahres enthalten, dennoch ein wenig deklamatorisch, und vor allen Dingen einseitig sind.

Lassen Sie uns also untersuchen: Warum es mit dem Jünglingsalter also beschaffen ist?

Zwey Grundsätze hab' ich, von welchen ich nimmer abgehe, und die ich in keinem Fall aus den Augen lasse. Sie sind gleichsam der Grund, auf welchem alle meine Schlüsse beruhn.

Der erste ist: Daß nichts in der Welt, ohne den Willen Gottes geschehen kann, weil er allwissend und allmächtig ist. Folglich ist Alles, was in der Welt geschieht, Gottes Wille.

Mein zweyter Satz ist: Daß Alles, was Gott will, gut ist. Aus diesen Grundsätzen zieh' ich den Schluß: — Alles, was ist und geschieht, ist gut, es mag mir vorkommen, wie es will!

Dieses versteht sich nemlich nicht von jedem einzelnen Dinge, von jeder Begebenheit insbesondre: sondern von dem allgemeinen Gesetz, wovon das Einzelne ein Resultat ist.

Durch das Uebel in der Welt lass' ich mich nicht irre machen. Kein Wunder, daß ich Uebel sehe; ich sehe ja nur abgebrochne Stücke der Schöpfung! — Der Zusammenhang, das Ganze, die Verkettung der Dinge, ihre Bestimmung, ihre Ursachen, ihre Folgen, das Vergangne und die Zukunft, — alles ist vor mir verborgen; wie kann ich die einzelnen Stücke beurtheilen? Ich stelle mir vor, ich hätte ein großes Kunstwerk vor mir, wovon ich aber nur einen kleinen Theil eines einzigen Rades sehen könnte, nicht wahr, da wäre es leicht, manches zu meistern? Das ist sehr plump, könnte ich sagen; dieses Holz ist schlecht; warum hat man nicht besseres genommen? Die Arbeit ist grob:

Digitized by Google

warum ist das nicht polirt? Was sollen die unförmlichen Zapfen, welche die schöne Rundung verderben, u. s. w.? Nicht wahr, ich hätte mit allem Scharfsinn, wie ein Kind gesprochen? Sollte es aber leichter, sicherer seyn, die Werke Gottes zu meistern?

Mein ganzes Bestreben geht also dahin, diese Werke Gottes zu kennen.

Und zwar, nicht um zu sehn: Ob sie auch in der That gut sind? sondern: Um das Gute, das gewiß darin ist, kennen zu lernen!

Nach diesen Grundsätzen untersuchte ich auch das Scheinübel, wovon hier die Rede ist; und da kam es mir vor, als wenn es Theils nothwendig, Theils von großem Nutzen wäre.

Der Mensch mußte zu der Würde und der Seligkeit eines moralischen Wesens erhoben werden. Die Moralität konnte er nicht in die Welt bringen, weil sie Gefühle, Kenntnisse, Kräfte und Thätigkeit erfordert. Also war ein Uebergang von der unmoralischen Kindheit zu der Moralität nothwendig. Wie, und zu welcher Zeit sollte dieser geschehen?

Der erste Grad von Moralität ist Gefühl des Guten und Schönen, — Menschenliebe, Freundschaft.

Allein — wer dieses empfinden soll, muß auch das Uebel empfinden. Wer das Gute ahndet, sucht, sich darnach sehnt, der ergreift alles, was unter dem Schein des Guten vorkommt. Das liebende Herz, das einen Gegenstand sucht, kann nicht gegen jenes reizende Geschlecht gefühllos seyn. Und da haben wir schon alle Leidenschaften, die den Jüngling ins Verderben stürzen.

„Ganz wohl. — Aber diese Leidenschaften dürften nicht gleich so heftig seyn.“ Ja, das wäre zu wünschen. Aber bemerken wir nicht, daß der Fortgang des menschlichen Wachsthums in

Digitized by Google

der Abnahme der Gefühle und Leidenschaften besteht? Die Gefühle werden von der ersten Kindheit an immer schwächer. In dem Kind ist jedes seiner Gefühle heftig. Nur hat es sie nicht alle. Bey dem Jüngling finden sich mehrere Gefühle, und sie werden moralisch, d. h. sie erstrecken sich über die Gränzen ihres Subjekts, und der Jüngling hat das Gefühl vom Guten und Schicklichen. — Daher scheinen seine Gefühle heftiger. — Nun nimmt das Gefühl mit den Jahren zusehends ab, die Klugheit wächset und stillt das ehemalige Brausen, bis endlich die Kälte des Alters das Gefühl selbst erstickt, und Vernunft und Tugend allein den würdigen Greis beseelen. Eine erfreuliche Aussicht in die Zukunft! Einstens werden wir von Leidenschaften ganz frey, in der Vernunft und Tugend unsre Seligkeit finden!

Es gibt Ausnahmen, das weiß ich. Die erste ist, ein kranker Körper. Die andre, die Menschenembryonen, die auch in dem hohen Alter zu keiner Reife gelangen. Bey diesen müssen ja die Leidenschaften wol fortwähren, weil ihnen selbst beym Abgang der Vernunft, jede Kraft fehlen würde.

Wenn die Gefühle immer abnehmen, so müssen sie ja wol anfänglich stark seyn, sonst würde der Mensch bald in Trägheit versinken. Das wäre aber ein wahres Unglück; denn die Thätigkeit macht unsern Werth und unsern Genuß. Nicht wahr, diejenigen, die als Jünglinge so sehr still und gemäßigt sind, pflegen manchmal unbedeutende Menschen zu werden? Solche aber, die, vermöge ihrer starken Gefühle und hinreißenden Triebe unruhig und wol gar etwas brausend sind, werden oftmals, wenn sie nur nicht ganz zügellos hinschwärmen, verdienstvolle Männer.

Wenn das ist, — wenn starke Gefühle nothwendig sind, — wie wäre es möglich, die Leidenschaften, jedes Brausen, jede

Digitized by Google

Verirrung derselben zu verhüten. Denn wie könnte man die schwere Tugend der Mäßigung von einem Alter fordern, in welchem der Körper bey aller seiner ersten Empfindlichkeit, anfängt seine vollen Kräfte zu erlangen und zu fühlen; zu einer Zeit, wo die angehende Reife neue Triebe erregt, und wo die Vernunft noch im Traum des ersten Erwachens schwindelt?

Denn die Leidenschaften entstehn zu einer Zeit, die gerade für den Menschen am ungünstigsten ist, nemlich da der Körper noch in seiner ersten Weichheit alle Eindrücke stark empfindet, und dessen ungeachtet zu dem Gebrauch aller seiner Kräfte gelangt, so daß er auch heftig gegenwirkt. Zu dieser Zeit kommt das Blut in Gährung, die Säfte werden scharf, *) und reizen alle vesten Theile, eine allgemeine Krisis macht den ganzen Körper reizbar.

Von der andern Seite ist die Vernunft gerade am schwächsten am Eingang ihrer Bahn, die sie noch nicht kennt.

Dürft' ich an die Herren Aerzte eine ergebenste Bitte ergehn lassen, worin gewiß alle diejenigen, welche die Wahrheit lieben und zu erforschen suchen, miteinstimmen werden? Meine Bitte ist folgende.

Die Leidenschaften sind im Blut, **) das ist bekannt. Geschieht denn eine sichtbare Veränderung in dem Blut bey der Revo-

*) Scharf nicht in dem pathologischen Sinn verstanden; sondern in dem Sinn, daß sie die vesten Theile reizen, was um diese Zeit außer allem Zweifel geschieht.

**) Oder, wenn man will, in andern vesten oder flüssigen Theilen; kurz in der Organisation, in dem Körper. Daß sie vorzüglich im Blut ihren Sitz haben, scheint mir daraus zu erhellen, daß die Wallungen des Bluts beym Wein, bey der Liebe oder bey andern Veranlassungen so ungemein viel Einfluß auf die Leidenschaften haben.

Digitized by Google

Revolution im angehenden Jünglingsalter? Und wenn eine Veränderung vorgeht, worin besteht sie? Kommen die Säfte in Gährung? Und welche Wirkung thut diese Gährung? So viel ist gewiß, daß eine Krisis geschieht, daß gewisse Säfte abgesondert und vollkommen werden.

Man sagt, daß die Theile des menschlichen Körpers durch chemische Operationen mehr Geist als die Theile irgend eines Thiers geben. Ist das wahr? Ist der Geist im Blut, oder in den Nerven, oder in dem Gehirn?

Von einem verständigen Mann hab' ich folgende Erfahrung erzählen gehört; welches mir wie eine dämmernde lichtschwangere Wolke vor den Augen schwebt. Ein Naturforscher, mir däucht im Oesterreichischen, ließ zweyen Lämmern alles Blut ab, und flößte ihnen warmes Kalbsblut ein. Nach einigen Minuten waren die Lämmer frisch und gesund, und fraßen wie vorher. Nun kommt das Merkwürdigste. — Ein Hund kommt in den Stall; — den Augenblick kehren sich die sonst geduldigen furchtsamen Lämmer um, und stoßen nach dem Hunde mit dem Muth eines Kalbes. Steckt denn auch der Muth im Blute? *)

*) Ich habe, seitdem dieses geschrieben ist, gehört, daß man die Wahrheit dieser Versuche bezweifelt. Es mag darum seyn, wie es will, wir haben schon Beweise genug, daß die Leidenschaften im Blut ihren Sitz haben; Beweise, die außer allem Zweifel sind. Dickes Blut macht melancholische Laune, und erregt unangenehme Gefühle und Leidenschaften. Ein Aderlaß, ein kühler Trunk mäßigen dieselben; — also waren sie im Blut, weil die Verminderung und Abkühlung des Bluts solche hemmen. Der Biß eines tollen Hundes kann, als eine bloße physische Kraft, nur physisch, nur auf das Blut, und durch dieses auf die Fasern wirken. Dennoch erregt es Leidenschaft, Wuth. Man heilt die Wütenden durch physische Mittel, abführende, kühlende Arzneyen, durch Aderlaß. — Die Wuth steckt also im Blute. Man sehe, was ich in der nächst vorhergehenden Note gesagt habe.

Nun, würdige Männer, geht meine Bitte an Sie dahin, daß Sie uns ihre Beobachtungen und Gedanken über solche Phänomene mittheilen. Dadurch werden Sie der Psychologie, der Moral, der Kenntniß vom Menschen und von der Animalität überhaupt ein Licht anzünden. Stünd es in meinem Vermögen, ich setzte einen ansehnlichen Preis darauf.

Ich lenke wieder ein. Die Frage war: — Warum die Leidenschaften gerade zu einer so ungünstigen Zeit erwachen?

Lassen Sie uns einen Augenblick uns vorstellen, daß es der Schöpfer uns überlasse, die Zeit dieser Revolution zu bestimmen; und lassen Sie uns berathschlagen, in welchen Zeitpunkt des Lebens wir solche versetzen wollen.

Vielleicht wäre die Kindheit dazu bequemer: — wenigstens steht noch, zu dieser Zeit der Schwäche, das Kind unter Aufsicht und Führung; — die Leidenschaften werden unter den Augen des Vaters, des Erziehers nicht so gefährlich seyn, als in jenem Zeitpunkt der angehenden Freyheit; ein heilsamer Zwang wird die zerstörenden Ausschweifungen verhüten.

Das wäre vortreflich! Nur hab' ich einige Zweifel! Der Körper ist zart, das Kind ist schwach und sein Leben hinfällig. Bis ins vierzehnte Jahr haben wir wenig Gewißheit, unsre Geliebten zu behalten. Wie nun, wenn wir noch zu den zerstörenden Wechseln der Kindheit, die zerrüttenden Leidenschaften hinzuthun? Wie viele werden dann das männliche Alter erreichen?

Und dann sind Leidenschaften die Folgen der Revolution in dem Körper, und diese Revolutionen die Wirkungen der Reife. Können also die Leidenschaften eher entstehn, als zur Zeit dieser Reife? Noch eins. — Die Gefahr kommt nicht von dem

Digitized by Google

Alter, sondern von den Leidenschaften und dem Zustand des Körpers. Wir mögen solche also ins zehnte, oder ins achte Jahr versetzen, so werden der Körper und die Leidenschaften immer das seyn, was sie jetzt im achtzehnten oder zwanzigsten sind; die Gefahr für die Sitten ist einerley und für das Leben größer. Die Freyheit! — ja, diese werden die Leidenschaften jederzeit zu finden wissen.

Das sehn wir ja augenscheinlich an unsern frühzeitigen Jünglingen von vierzehn und von zwölf Jahren. Allein für dießmal kein Wort davon.

Es geht also in der Kindheit nicht an, und wir müssen uns nach andern Vorschlägen umsehn. Wie wär es, wenn wir jene Revolution ins männliche Alter versetzten? da hätten wir den Vortheil, daß der Körper vester, und die Vernunft reifer wären. So könnten beyde der Leidenschaft einen kräftigen Widerstand thun.

Eine allgemeine Revolution in dem vesten männlichen Körper! — Dieß klingt schon sonderbar. Ein Feld lag am Fuß eines Hügels. Schon mehr als einmal hatte die herabstürzende Flut die Saat mit der besten Erde weggerissen. Nun geriethen die Besitzer auf den Einfall, den Acker nach der Saat vestzutreten, damit die Flut nichts losreißen könnte. Nach der Zeit that wirklich die Flut keinen Schaden mehr, denn es wuchs nichts und die Saat erstickte unter der harten Erde. So ist auch unser jetziger Vorschlag beschaffen.

Und die Hoffnung, daß im männlichen Alter die reifere Vernunft die Leidenschaften mäßigen würde? — Gütiger Himmel! Was vermag doch zu jeder Zeit die Vernunft gegen das Brausen der Leidenschaft!

Wie aber, wenn die Reife der Vernunft von dem Reiz der Leidenschaft abhängig wäre, so daß jene nicht eher erfolgen könnte, als bis die Leidenschaft die Wärme dazu, und den Trieb, solche zu üben, hergäbe? Könnte da die Vernunft dem Ausbruch der Leidenschaft zuvorkommen? Könnten diese darauf warten, daß die Vernunft ihre Kräfte sammelte, um über das Erwachen der Triebe zu präsidiren? Wenn die Leidenschaft die Mutter der Vernunft ist, so mag sie so spät kommen, als sie will, sie wird doch immer vor der Geburt der Vernunft erscheinen müssen.

Also will keiner von unsern Vorschlägen passen. Wir müssen gestehn, daß die Fügungen des Schöpfers und des Vaters der Menschen nothwendig sind.

Nun muß ich Ihnen auch zeigen, daß sie gut und wohlthätig sind, diese Fügungen des Schöpfers.

Der Mensch soll thätig seyn. — In der Thätigkeit besteht seine zeitliche Glückseligkeit und seine werdende Veredlung. Ohne Thätigkeit würde der Mensch nichts seyn, nichts werden können, als eine träge leblose Masse.

Es gibt aber in dem Menschen nur zwey ersinnliche Kräfte, die ihn zur Thätigkeit ermuntern können; nemlich die Vernunft, die ihm die Nothwendigkeit der Betriebsamkeit vorstellt; und zweytens die Gefühle, Triebe und Leidenschaften, die ihm die Thätigkeit selbst zum Bedürfniß machen.

Nun aber fehlt dem Kind und dem angehenden Jüngling die Vernunft, — wenigstens ist diese bey ihnen noch so schwach, daß sie nicht im Stand ist, Thätigkeit zu bewirken und zu lenken. Wie oft muß man dem Kind eins und dasselbe wieder sagen, eh es darnach thut? Es vergißt, es ist leichtsinnig, Lehren und Vermahnungen vermögen auf dasselbe wenig.

Digitized by Google

Wenn auch ein Kind nachdenkt, so geht es nicht viel weiter, als daß es das Raisonnement, welches man ihm vorlegt, nothdürftig faßt. Ich sage nothdürftig. — Denn ganz und deutlich faßt es die Schlußfolge nicht, es sieht die Beweiskraft, die Bündigkeit derselben nicht ein. Der Beweis davon? Hier ist er. Man lege ihm ein Raisonnement vor, mache es ihm recht deutlich: — ja, man ziehe durch geschickte Wendungen und Fragen das ganze Raisonnement aus seinem Kopf, und dann gebe man ihm auf, solches wieder in gehöriger Ordnung mündlich oder schriftlich vorzutragen. — Ich bin versichert, daß ers nicht zu Stande bringt. Einige Sätze wird er ganz gut wiedergeben, alle aber nicht, und nicht in bündiger Folge; — so daß er mit allen seinen Sätzen nichts beweisen wird. Also hat er den Beweis nicht gefaßt, denn der Beweis besteht nicht in den einzelnen Sätzen, sondern in der Verkettung derselben. Davon werden die philosophischen und beobachtenden Jugendlehrer unsrer Zeit am besten Zeugniß geben können.

Also ist die Vernunft des Kindes noch ein bloßer Schimmer von Vernunft. Bey dem Jüngling hat sie freylich mehr Kraft, aber doch nicht viel. Die Vernunft ist eine von den edlen Früchten, die langsam wachsen und spät reifen.

In Ermangelung der Vernunft müssen also die Leidenschaften das Kind und den Jüngling anfeuern.

In der Kindheit reichen einige simple Triebe, als z. B. das Gefühl von kleinfügiger Ehre; der Zwang, die Furcht, die Nothwendigkeit zu, das Kind so thätig zu machen, als es für sein künftiges Leben nöthig ist; für sein jetziges Bedürfniß hat die Natur durch den innern Reiz der Organe, durch Munterkeit und Leichtsinn gesorgt.

Digitized by Google

Nun — aber der Jüngling. — Lassen Sie uns sehn, was er für Obliegenheiten hat, und was er folglich für Hülfe bedarf.

Er tritt in die Welt, und fängt an mit Menschen umzugehn. — Sanfte Gefühle, Wohlwollen, Menschenliebe müssen ihn beseelen, damit er sich in die Menschen schicke, sich nach ihren Sitten und Gebräuchen richte, ihren Launen nachgeben lerne, um nicht gleich bey seinem Eintritt in die Welt zu verstoßen, sich Feinde zuzuziehn, und sich vielleicht seine ganze Laufbahn rauh und beschwerlich zu machen. Er soll gefällig seyn, um dadurch Zuneigung und Wohlwollen zu gewinnen, deren er so bedürftig ist. Nun verläßt ihn nach und nach der väterliche Schutz; der Jüngling muß sich um Gönner bewerben, sie gewinnen, und das kann er nie anders, als durch ein menschenfreundliches, liebevolles, ehrerbietiges Betragen erlangen.

Bisher hat das Kind und der Knabe nur die erste Grundlage zu seiner künftigen Brauchbarkeit gelegt; — lauter nothdürftige, unbedeutende Anfangsgründe. Nun aber ist die Zeit der ernsten Anstrengung; nun soll der Jüngling auf hohen Schulen, zu wirklichen Diensten und brauchbarer, ernster, anhaltender Arbeit sich bilden, und zu den männlichen Geschäften tüchtig machen. Was wird er anfangen, wenn nicht starke Triebe ihn beseelen? Wenn nicht Ehrliebe, und wenn man will, Ehrgeiz, Begierde nach Brod, nach einem Stand, nach einer Bedienung ihm den Muth geben, fleißiger zu seyn und seine Kräfte anzustrengen?

Der Jüngling soll jetzt die feinen Sitten annehmen, die ihn so beliebt machen können, und schlechterdings nothwendig

Digitized by Google

sind, wenn man in der Welt fortkommen will. Ohne diese Politur, ist der brauchbarste, edelste Mann ein roher Diamant. — Nur das Auge des Kenners vermag ihn von dem werthlosen Kiesel zu unterscheiden. — Der Kenner aber gibt es wenige. Jeder andre wird dem rohen Edelgestein den schimmernden Krystall vorziehn.

Umsonst bemüht man sich, dem Kind diese gefällige Gestalt zu geben. Die Höflichkeit ist der Ausdruck wohlwollender Empfindungen, und diese Empfindungen fehlen dem Kinde. Jederzeit sieht man es dem Kleinen an, daß es nicht natürliche Farbe, nicht der Glanz der innern nach außen strebenden Kraft, und des wallenden Blutes, sondern eine Tünche ist, die man von außen aufgetragen hat. Die Schminke hat überall Risse und verräth sich.

Ich bin überzeugt, daß die rechte Zeit der gesitteten Erziehung das Jünglingsalter, und daß die wahre Schule dazu die Welt ist. Alsdann erst, wenn man Freunde wünscht und sucht, bestrebt man sich, solche zu gewinnen; alsdann erst, wenn man den Werth des schönen Geschlechts fühlt, ist man gegen dasselbe bescheiden, gefällig, zuvorkommend; alsdann erst trachtet man, sich bey ihm beliebt zu machen.

Dieses Bestreben nach feinen Sitten ist anfänglich beschwerlich. — Wie oft muß man sich selbst verläugnen, seinem Geschmack widerstehen, seinen Einsichten entsagen, seine Leidenschaften bezähmen. Denn die Höflichkeit erfordert, daß man erscheine, nicht wie man ist, sondern wie andre uns gern sehn und haben möchten.

Wie sollte aber der Jüngling diese Müh, diesen Zwang über sich nehmen, wenn er keinen starken Reiz dazu hätte, d. h. wenn

Digitized by Google

nicht starke Triebe, ja Leidenschaften ihn beseelten? Leidenschaften sind also dem Jüngling nothwendig! Ohne sie würde er, wie eine edle Spätfrucht ohne brennende Sonnenhitze, keine rechte Zeitigung, keine Vollkommenheit erlangen.

Ich sehe aber schon einen Einwurf. „Ja, wird man sagen, Ehrliebe, Begierde nach einem dauerhaften Wohlstand, nach Freundschaft und Achtung; — Menschenliebe, auch wol Liebe zum schönen Geschlecht; — das mag gut seyn! — Davon ist aber die Rede nicht; sondern von der Wollust, von den brausenden Leidenschaften, die den Jüngling ins Verderben reißen, von der thörichten Romanliebe, von schädlichen Buhlschaften, von Verführung der Unschuld, von dem hirnlosen Wertherfieber. Davon ist die Rede, dieß, fragen wir, wozu es nützt."

Gut! — Nur wollen wir eine Betrachtung anstellen. — Gute Gefühle können, ohne die Gefahr, in schädliche Leidenschaften auszuarten, nicht Statt finden. Derjenige, der für das Gute reizbar ist, ist auch für das Böse reizbar. Ein starker Hunger ist im Stande, selbst den Ekel zu ersticken, wenn er keine guten Speisen findet. Die Zeit erlaubt es nicht, daß ich mich hierbey aufhalte; ich habe in meiner Schrift, „von dem Ursprung und den Absichten des Uebels" ausführlicher davon gehandelt.

Das ist ausgemacht; es ist zwischen den guten und bösen Gefühlen, zwischen nützlichen Trieben und schädlichen Leidenschaften kein andrer Unterschied, als die Stärke und die Richtung. Es ist in der Moral wie in der Medizin; eine gehörige Dosis zu rechter Zeit, ist wohlthätige Arzney; — am unrechten Ort oder einige Gran mehr, ist tödliches Gift. Nur Schade, daß wir im Moralischen die Dosis nicht so in unsrer Gewalt haben.

Digitized by Google

Und die Liebe? — Was ich hier sagen will, ist nicht neu. Es steht im Rousseau, ja schon im Telemach, und doch fürchte ich mich beynah, es zu sagen. Zu wünschen wär es, daß der Jüngling, ich meine hauptsächlich den feurigen, gefühlvollen Jüngling, — daß dieser, sag' ich, früh liebte, und einen würdigen Gegenstand seiner Liebe hätte. Dem trägen würd' es auch heilsam seyn; er würde dadurch angespornt, belebt werden; — jener aber bedarf der wahren Liebe noch mehr. Jede Art einer wahren Liebe veredelt das Herz; dieses wird dadurch erweitert, genährt, gestärkt. Mit der Liebe empfindet der Jüngling Muth, ja selbst Großmuth; Kleinigkeiten rühren ihn nicht; er strengt alle seine Kräfte an, und veredelt sie durch diese Anstrengung. Sein Herz, das in der Liebe Sättigung findet, hängt sich nicht an jede Kleinigkeit, erbettelt nicht von jedem aufstoßenden Gegenstand eine kümmerliche Nahrung, die nur ein Palliativ seines Hungers ist, wodurch letzterer immer brennender wird, und sich am Nichtswürdigen verwöhnt. Von einem edlen Gegenstand erfüllt, wird sein Herz selbst edler, und flattert nicht von einem Schattenbild zum andern. Dadurch erhält es Vestigkeit und Beständigkeit. Nicht jeder Betrüger, nicht jeder falsche Freund, nicht jedes mittelmäßige Gesicht, nicht jedes freundliche Lächeln wird ihn in die Schlingen fangen. Das Bild seiner Geliebten, das der mannhafte Jüngling in seinem Herzen trägt, ist sein Schutzengel, der ihn leitet und behütet, und in dessen Gegenwart er's nicht wagen dürfte, eine Niederträchtigkeit zu begehn. Denn die Sinne sind wol noch zu bändigen, wenn das Herz sich nicht mit ihnen verschwört, und wenn das Herz für Reinheit und Tugend spricht, kostet der Sieg über die Sinne wenig Müh. Freylich kann der liebende Jüngling fehlen; er kann fallen, tief fallen; — aber er wird nicht

liegen bleiben! — Er kann nicht lasterhaft, nicht niederträchtig werden; — bald wird er sich von seinem Fall aufrichten! — Es war Ueberraschung der Sinne, ein unglücklicher Augenblick, wo er sich selbst vergaß; Verführung vielleicht. Den Geliebten der edlen Julie warfen schändliche Bösewichter in die Arme einer schändlichen Buhlschwester; — aber sie mußten ihn hineinwerfen, um ihn darin zu sehn; sie mußten den ehrwürdigen Deckmantel der Freundschaft und der Ehrbarkeit brauchen, und seine Sinne erst mit Wein betäuben. Allein er riß sich los, so bald er zu sich kam, er verabscheute die That und sein Fall machte ihn nun vorsichtiger. Ohne seine Liebe hätte es vielleicht aller der Kunstgriffe nicht bedurft; wer weiß, vielleicht wär' er von selbst zugelaufen, vielleicht hätte er die Gelegenheit nicht gesucht, oder wäre doch geblieben, wenn man ihn einmal hinein gezogen hätte.

Es versteht sich, daß auch hier Vorsicht nöthig ist. Romanhafte Faseley tödtet die Kräfte; die Liebe zu einem leichtsinnigen Mädchen artet in Sinnlichkeit aus. — Ich suche aber eine stärkende Liebe, eine Liebe, die den Jüngling vor Sinnlichkeit bewahrt. Nur ist es hier der Ort nicht, von der Vorsicht und den Mitteln zu reden, die man dabey anwenden soll.

Aus allem Vorhergesagten erhellt, daß starke Triebe, daß Leidenschaften dem Jüngling nöthig sind, wenn er die vielen, schweren, wichtigen Geschäfte, die ihm jetzt obliegen, mit gehörigem Eifer betreiben soll.

Dieses wird noch einleuchtender, wenn wir bedenken, daß kein andrer Reiz für ihn, in seinem jetzigen Zustand vorhanden ist. In der Kindheit hatte er den heilsamen Zwang, den Gehorsam gegen Eltern und Lehrer, die Wachsamkeit seiner Führer,

Digitized by Google

und allenfalls, bey Ermangelung eines beſſern Triebes, die Furcht. Dieſe fallen jetzt weg. — Die Univerſitätsfreyheit, — das widerſinnigſte Ding von der Welt; — die Entfernung von jedem Aufſeher, von jedem Freund, der Anſehn über ihn hätte, überläßt den Jüngling gänzlich ſeiner eignen Führung. Als Mann werden ihm Vernunft, Pflicht, Unterordnung, Bedürfniß, Nothwendigkeit, Familie und Ehre vor der Welt, Sporn und Zügel ſeyn. Auch dieſe fehlen dem Jüngling ganz oder zum Theil. Er hat kein nahes, kein gegenwärtiges Intereſſe an der Ausübung ſeiner ſchweren Geſchäfte; er arbeitet nur für eine entfernte, unbeſtimmte, ungewiſſe Zukunft; — für das Gegenwärtige iſt ſchon geſorgt, er mag fleißig ſeyn oder nicht, der Vater erhält ihn. Was kann ihn alſo zu ſeiner Pflicht anhalten? Nichts, als eine Leidenſchaft, entweder die Ehrliebe, oder eine ſtarke zuverſichtliche Hoffnung, oder die Begierde nach einem baldigen Wohlſtand, oder eine enthuſiaſtiſche Liebe für die Wiſſchaften, die er treibt; — mit einem Wort, ein leidenſchaftliches Gefühl. Alſo muß ſein Herz der Leidenſchaften empfänglich ſeyn.

Ich ſage nichts von den Verſuchungen, denen der Jüngling widerſtehn muß; — das iſt allzuklar.

Nun noch eine merkwürdige Betrachtung. Unter allen Ständen in der Geſellſchaft iſt der ſogenannte geſittete Stand für den Jüngling am beſchwerlichſten. Der Jüngling im Nährſtande, thut keine Arbeit, ohne ſolche ſogleich zu genießen; ſelbſt ſeine Vorbereitungen bringen ihm ſchon Früchte, und dieſe Vorbereitungen ſind bald geendigt. Der junge Bauer iſt damit fertig, ſo bald ſein Arm gehörige Kräfte erlangt hat; wenn er ein Stück beſtellen kann, iſt er am Ziel; er wird Mann, Herr,

Digitized by Google

Hausvater; es bleibt ihm nichts weiter übrig. Der Handwerker ist früh im Stande, für seine Bedürfnisse zu sorgen. Alle diese gehn fast ohne Mittelstufen von der Kindheit zur Mannheit über. Alle ihre Vorbereitungen geschehn ohne Aufsicht und Zwang. Mit den höhern Ständen ists ganz anders. Der studirende Jüngling hat nichts als entfernte Aussichten vor sich; er weiß nicht einmal, was er erlangen, und nicht einmal, ob er überall etwas erlangen wird. Nach den langen Vorbereitungsjahren, stehn ihm vielleicht noch längere Kandidatenjahre bevor. Beförderungen kommen spät; unterdessen soll der junge Mann den Muth nicht verlieren; er soll arbeiten, um durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit sich eines Amts würdig zu machen. Die ersten Beförderungen sind schlecht, nur ein Eingang zu einem Stande; — noch müssen Ehre und Hoffnung allein ihn stärken und aufrecht erhalten, denn sein Zustand selbst ist nicht reizend.

Und so auch der Jüngling, der sich der Vertheidigung des Vaterlandes widmet. Wie viele lange Jahre währt es, ehe man in Kriegsdiensten zu einem mäßigen Stand gelangt! Der junge Bauer und Handwerker haben schon lange ihr Ziel erreicht, da die andern Stände noch am Eingang ihrer Bahn auf beschwerlichen Pfaden sich langsam fortschleppen.

So wie die Müh und Beschwerden ausgetheilt sind, so sind auch die Hülfsmittel vertheilt. Dieu donne la robe selon le froid; sagt der Franzose. Es ist Schade, daß die Deutsche Sprache kein gleichgeltendes Sprichwort hat. Je mehr man den Fügungen der göttlichen Vorsehung nachspürt, desto mehr lernt man einsehn, daß diese Fügungen die Kräfte und Hülfsmittel, nach den Beschwerden und Leiden eingerichtet haben.

Digitized by Google

Auch in den verschiedenen Ständen hat Gott für den Jüngling das Kleid nach der Witterung eingerichtet.

In den niedern Ständen findet man wenig Begierden und Leidenschaften. Die Ehre ist bey ihnen fast weiter nichts, als Rachsucht oder Begierde nach einem guten Namen. Die Liebe ist fast nur Sinnlichkeit. Das moralische Gefühl ist sehr stumpf, und Enthusiasmus fehlt ganz außer der Religion und dem Kriege. Was sollten auch da feinere Gefühle? Sie würden den Menschen, der beinah auf ein mechanisches Leben eingeschränkt ist, nur quälen, indem sie ihn aus seiner Sphäre erhöben, und ihm solche widrig machten.

Feinere Gefühle, stärkere Triebe, wahre moralische Leidenschaften beleben den Jüngling, der eine längere, schwerere Bahn durchlaufen muß. In allen gesitteten Ständen hat der Jüngling weit stärkere Gefühle, als in den niedern Klassen. — Er mußte sie haben, sonst blieb' er muthlos an dem Eingang seiner langen mühsamen Bahn liegen, und könnte das weitgesteckte Ziel nicht erreichen.

Doch ich höre noch neue Einwürfe. Diese Leidenschaften, sagt man, sind oft mehr schädlich als nützlich, führen den Jüngling oft auf Abwege, hemmen ihn in seinem Lauf. — Das ist alles wahr; — aber es kommt hier bloß auf die Richtung an. — Gewiß würden diese Leidenschaften, die den Jüngling ins Verderben stürzen, wenn sie recht gelenkt worden wären, ihn angefeuert haben, auf der geraden Bahn muthig einherzugehn. Der gute Wind, der das Schiff in seinem glücklichen Laufe beflügelt, wirft es mit gleicher Gewalt an die Klippe, wo es zertrümmert.

Digitized by Google

Freylich thun die Leidenschaften manchen Schaden, leisten aber noch mehr Dienste. Sie sind dem Jüngling unentbehrlich; sie bilden ihn, flößen ihm Muth ein, spornen ihn zur Arbeit und Thätigkeit an. Sie sind gut.

Wir haben also gesehn:

1. Daß Gefühle und Leidenschaften nothwendig sind, wenn der Mensch zur Moralität gelangen soll.
2. Daß die Leidenschaften eine gewisse Stärke haben müssen.
3. Daß sie nur zur Zeit der Reife des Körpers Statt finden können, weil diese Reife die Gefühle und Leidenschaften entwickelt.
4. Daß die ganze Schädlichkeit der Leidenschaften auf ihrer eignen Heftigkeit und auf der Beschaffenheit der Reife beruht, daß die Zahl der Jahre nicht das geringste dabey thut.
5. Daß die Leidenschaften und Gefühle die Reize zur Bildung der Vernunft liefern müssen; daß die Vernunft folglich nicht dem Aufwachen der Leidenschaften zuvorkommen kann, um über dasselbe zu herrschen;

Daß also die Leidenschaften immer rege werden müssen in dem Augenblick, wo der Körper ungefähr seine ganze Kraft, seine größte Reizbarkeit hat, und wo die Vernunft noch im Taumel des ersten Erwachens ist.

Ferner haben wir gesehn:

Daß die Leidenschaften in den gesitteten Ständen am heftigsten sind, so daß man mit Recht die besondere Heftigkeit derselben auf die Rechnung der Erziehung legen kann. Sie wäre also

die Schuld des Menschen. Allein es ist doch merkwürdig, daß der Mensch durch sein Verhalten die Leidenschaften verstärken kann. Wenn man also die wirkliche Beschaffenheit dem Menschen zuschreibt, so muß man doch die Möglichkeit, die Vorbereitung von Gott herleiten.

Aber gerade die Einrichtung ist vortreflich und zweckmäßig. In den gesitteten Ständen ist der Eingang zur Lebensbahn am beschwerlichsten. In diesen Ständen braucht der Jüngling, der seine Bahn antritt, weit mehr Muth und Kraft, weit mehr Beharrlichkeit, er muß weit thätiger und geschmeidiger seyn, als in jedem andern Stand; mithin braucht er weit stärkere Reize und Triebfedern.

Laßt uns also bekennen, daß
Alles, was Gott thut, wohlgethan ist.

Villaume.

VIII.

Warum sinkt der Geschmack an Werken der Dichtkunst?

In diesen Tagen einer allgemeinen Umwälzung ist es endlich mit der Dichtkunst dahin gediehen, daß ein gewisser namhafter Buchhändler jeden Artikel aus diesem Fache, der ihm zum Verlag angeboten wird, sorgfältig vermeidet. „Seitdem die Verse „vom Theater verbannt worden sind, wissen wenige Personen „poetische Aufsätze zu lesen und zu schätzen, verschiedne unsrer „besten Dichter erniedrigen sich daher zum Spaßmacher, um „nur Leser und Käufer zu locken". Mit diesem Fragment lehnte er noch kürzlich den Verlag einer ihm angebotnen schätzbaren Sammlung von Gedichten ab, und ein andermal entschuldigte er sich gegen einen jungen Dichter damit: Es müßte an der Lage seines Hauses liegen, daß er mit Versen kein Glück machen könne, deßhalb habe er's verredet, dergleichen in Verlag zu nehmen.

So lächerlich dieß klingt, hat er doch darin Recht, daß der Geschmack an Werken der Dichtkunst, in unsern Tagen merklich

Digitized by Google

merklich abgenommen hat, nur die Lage des **schen Buchladens ist nicht Schuld daran, und die Gründe für diese Wahrheit müssen tiefer gesucht werden.

Je niedriger die Stufe der Kultur war, auf welcher ein Volk stand, je mehr Ehre genossen seine Dichter. Dieß beweist die Geschichte aller Nationen, vorzüglich aber der Deutschen. Der Dichter bedarf auf dem Wege zur Vollkommenheit weniger Hülfsmittel, und findet weniger Hindernisse, als irgend ein andrer Gelehrter. Darum ging die Dichtkunst von je her immer auf der Bahn der Vollendung mit Riesenschritten den übrigen Wissenschaften voran. Als Homer seine unsterbliche Ilias sang, waren die übrigen Wissenschaften in Griechenland noch nicht geboren. Horaz und Virgil errangen den Lorbeer, der noch grünt, als man die winzige Erde noch für den Mittelpunkt des Weltsystems hielt. Ein Jahrhundert zuvor erwärmten die Funken von Shakespears Geist das Herz der Britten, ehe Newtons Geist das Sonnensystem beleuchtete.

In Italien kämpfte Galiläi's Weisheit noch mit der Dummheit der Nation, als Tasso sich längst ihre Bewunderung ersungen hatte. Cervantes schrieb die Thaten des Ritters von Mancha, als die Professoren von Salamanka noch die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria beschworen, und ein Ritterorden diese Wahrheit vertheidigte. Selbst in dem gepriesenen Jahrhundert des Vierzehnten Ludwigs hatte Frankreich noch keinen Montesquieu, und keinen Rousseau, aber wol einen Boileau und Moliere, deren Werke noch in Jedermanns Händen seyn werden, wenn die gleichzeitige Fakultätsweisheit der gesammten Sorbonne, im schweinsledernen Bande schon Jahrhunderte lang mit Staub bedeckt liegt.

Digitized by Google

Deutschlands Kaiser sangen schon Lieder der Liebe, die noch jetzt den Kenner entzücken, als die Philosophie noch der Regel des heiligen Benedikts oder Dominikus folgte, und noch niemand unter dem barbarischen Gewand, das sie trug, ihre Reize entdeckte. So gehe man alle Länder und alle Epochen der Kultur durch, und man wird finden, daß die Dichtkunst immer vor den übrigen Wissenschaften mehrere Schritte voraus that. Aber eben dieser rasche Gang, diese frühere Vollendung, ist die Ursach, daß die Dichtkunst bey höherer Kultur von je her minder geschätzt wurde; denn ihr goldnes Zeitalter war entweder schon vorüber, wenn die langsamer wachsenden Wissenschaften zur Reife kamen, oder hatte sie auch ihre Reize noch erhalten, so ging es ihr doch, wie jeder älternden Schönheit, ihre Anbeter wurden ihrer müde, verließen sie und huldigten, wenn auch nur aus Liebe zur Veränderung, ihren aufblühenden Schwestern. Die Mannichfaltigkeit der neuen Gegenstände schwächte vollends nach und nach den Einfluß ihrer Reize; der zunehmende Luxus erforderte solidere Hülfsmittel für die Küche, als die Lorbeerblätter, womit Apollo lohnt. Die ernsthaftern Wissenschaften gewährten jene weit sicherer, und so erkaltete mit der Zunahme der Kultur die Wärme für eine Kunst, welche von der Nation im rohern Zustande so hoher Ehren werth gehalten wurde.

Dem ungebildeten Deutschen machte Hans Sachsens Reimerey unstreitig mehr Vergnügen, als uns Musarion macht. Ueberhaupt wirkt Dichtkunst bey den Naturmenschen nur dunkle, aber desto stärkere Gefühle, und je klärer die Begriffe durch Wissenschaften werden, desto mehr verliert die Kraft der Phantasie.

Digitized by Google

Wie viel Theil hatten nicht die Barden durch ihre Schlachtgesänge an den Siegen der Deutschen? Und was war Liebe in den Zeiten der Ritter durch den Minnegesang? Damals lohnten noch Ehre und goldne Ketten den Dichter; aber — sie sind vorüber diese Zeiten, da allein am Hof des Landgrafen Herrmann von Thüringen, die kleinen Dichter ungerechnet, sechs stattliche Sänger lebten, deren Namen Spangenbergs Kronik nennt, und zu diesen noch ein berühmter Meister Klingsohr aus Siebenbürgen zu einem Wettstreit verschrieben wurde. Damals hätte Herr Campens Mährchen von den dreyßig oder vierzigtausend Dichtern in Deutschland eher Glauben gefunden, als jetzt, da in den gesammten Preußischen Staaten nur Einer ist, den die Musen ernähren.

Aber wir wollen nicht klagen: Sie sind vorüber die Zeiten. Denn noch sind die Reize der Deutschen Musen nicht verblüht. Und welcher Mann von einigem Geschmack und Gefühl kann der Sage trauen, und noch sprechen, daß das goldne Zeitalter der Deutschen Dichtkunst zur Zeit der Minnesinger schon gewesen, und längst vorüber sey? Nein, Gottlob! Noch leben Klopstock, Wieland, Bürger und Göckingk, und was sind gegen diese, Heinrich Frauenlob, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide und Burkard Waldis anders, als elende Reimer, die ihren Ruhm der Unwissenheit ihrer Zeitgenossen und der ungebildeten Sprache verdanken? Frauenlob starb und die vornehmsten Damen zu Mainz trugen ihn zu Grabe; der Dichter der Grazien wird sterben, und schwerlich werden ihm die Weiber zu Weimar solche Ehre erzeigen, und dennoch bedarf es wol einer Frage, welcher von beyden sie mehr verdiente? Wie wenig gehört dazu, das Parterre in einer Dorfschenke hinter dem

Marionettentheater zu befriedigen, und wie viel, um Garrik zu seyn?

Es gab eine Zeit, da die Dichtkunst in Deutschland zünftig war, und Handwerksmäßig betrieben wurde. Diese Zeit hatte für die Kunst eben die verderblichen Folgen, die die Zünfte überhaupt für die höhere Kultur der Handwerker haben.

Dieses Unwesen hörte mit dem Anfang dieses Jahrhunderts auf, und seitdem ist die Dichtkunst wirklich eine freye Kunst; denn jeder Pfuscher treibt sie ungestraft. Es ist nicht zu läugnen, daß auch diese Pfuscherey Gleichgültigkeit der Nation, und endlich so gar Ekel gegen die Werke der Dichter mit bewirkt, und indem sie den guten Geschmack untergräbt, auch die Bildung junger aufkeimender Dichter erschwert. Aber wir wollen uns darum nicht zur chaonischen Eichel und in die Zeiten der Barden zurückwünschen. Uns soll bey feinerm Lebensgenuß genügen, wenn in jedem Lustrum nur Ein hohes Lied gesungen wird, und nur wenige Kenner es schätzen.

Schwarz.

Digitized by Google

IX.

Natalia.

In jener Blütenzeit meiner Liebe, da ich meine Sophie gefunden hatte, unsre Seelen sich schon verstanden, und die Mitternachtsstunde uns oft im süßen Gespräch überraschte, saß ich einst in einer kühlen Frühlingsnacht an ihrer Seite. Wir freuten uns der Reinigkeit unsrer Liebe, freuten uns, daß Engel mit Wohlgefallen unser Gespräch belauschen könnten, wenn gleich Menschen, nach dem Schein zu urtheilen gewohnt, unsre Stunden der Einsamkeit zu tadeln finden würden. Da erzählte mir Sophie die Geschichte eines edlen Mädchens, das für einen unbehutsamen Schritt seines Lebens schrecklich büßte.

Die Wahrheit der Sache, die noch in Petersburg in jedermanns Andenken ist, macht sie zu einem warnenden Beyspiel für alle, die sich in ähnlicher Lage befinden, und die Umstände, unter welchen ich sie hörte, haben sie meiner Seele so tief eingeprägt, daß ich dieß schreckliche Gemälde hier aufstellen kann, ohne daß die Zeit von vier Jahren am Kolorit etwas verwischt hat. *)

*) In Meißners Skizzen, Band 10, befindet sich eine Russische Geschichte, die mit der gegenwärtigen verschiedne Aehnlichkeiten hat, und aus Akten gezogen ist. Ich habe aber diese Geschichte, nachdem sie mir Sophie erzählt, in Kurland noch aus drey bis vier glaubwürdiger Zeugen Munde, die zu der Zeit in Petersburg gewesen sind, bestätigt erhalten; so daß die Aehnlichkeit beyder ein bloßer Zufall ist. — So viel meiner Erzählung auch übrigens durch die wahren Namen an Glaubwürdigkeit zuwachsen würde: so schien es mir doch schonender, bey einer Geschichte dieser Art sie nicht zu brauchen Das Beyspiel bleibt dasselbe.

Digitized by Google

Natalia war die einzige Tochter des Grafen Alexanders M***. Ihre Mutter war früh gestorben, und sie hatte bey einem gefühlvollen Herzen alle die Bildung erhalten, die die große Welt, in der sie lebte, zu geben pflegt. Körperliche Schönheit, Geistesanmuth, Vermögen und Stand, machten ihren Besitz wünschenswerth, und in einem Alter von achtzehn Jahren warben viele der vornehmsten Männer ihrer Vaterstadt um ihre Hand. Nur ihr Vater, der bey einem großen Vermögen, viel Familienstolz besaß, verzögerte noch die Wahl eines Mannes für sie, weil er sein einziges Kind gern vollkommen glücklich, das hieß nach seinen Begriffen, so reich und vornehm als möglich, verheyrathet sehn wollte. Endlich meldete sich unter ihren Verehrern ein Major von der Garde, ein edler Mann von großen Ansprüchen und Hoffnungen, und der Vater schien seine Wünsche zu begünstigen. Nur Nataliens Herz war nicht mehr frey. Ein Legationssekretair, dessen Bekanntschaft sie in einer Assemblee bey dem ***schen Gesandten gemacht hatte, ein junger liebenswürdiger Mann, eines solchen Besitzes werth, hatte längst ihr Herz gewonnen, und sie fühlte sich bey dieser Liebe so glücklich, daß ihr der Gedanke an jede andre Verbindung unerträglich war. Ihm fehlte zur Bewerbung um Nataliens Hand nur der pergamentne Adel, aber dieß war bey der Denkweise des Grafen schon genug, um ihn auf immer davon auszuschließen. Dieß wußten die beyden Liebenden wohl, darum machten sie keinen öffentlichen Versuch dazu, sondern hofften bloß auf günstigere Zeiten, und schränkten sich auf einen zärtlichen Briefwechsel ein, der durch eine getreue Zophe begünstigt wurde, und das Band der Liebe zwischen zwey der edelsten Herzen immer vester knüpfte. Fast ein Jahr lang hatte diese Verbindung gedauert, während welcher Zeit sie sich nur selten an öffentlichen Orten

sahn, als sich der Major von der Garde um Nataliens Besitz bewarb, und vom Grafen begünstigt auf eine Erklärung drang, die sie lange zu verzögern gesucht hatte. In dieser mißlichen Lage fühlte sie zuerst den Wunsch nach einer mündlichen Unterredung mit ihrem Geliebten; weil sich in einer Minute mehr als in zehn Briefen sagen läßt. Lange sträubte sich ihr weibliches Zartgefühl gegen die Ausführung dieses Wunsches, aber Liebe und Vertrauen auf die Reinigkeit ihres Herzens siegten. Sie bestimmte ihm die Stunde der Abenddämmerung und die Lage ihres Zimmers im zweyten Stock. Unbemerkt schlich er sich durch die Flur des Gräflichen Hotels, ging den bezeichneten Pfad und lag zu Nataliens Füssen. Sie hatten sich lange nicht gesehn, und das wechselseitige Entzücken war desto größer. Scenen, wie diese, muß der Erzähler nicht malen, denn wer geliebt hat, hält das Gemälde nur für einen schwachen Umriß, und wer nicht geliebt hat, findet keine Wahrheit darin. Im Genuß der feinern Freuden der Liebe, schwanden die ersten Minuten des Wiedersehns, die für das liebende Paar, ach! nie wiederkehren sollten.

An eben dem Tage war der Major bey der Cour von der Monarchin auf eine ausgezeichnete Art zum Obersten und Ritter vom Andreasorden ernannt. Er flog zum Grafen und war froher über sein Glück, als er sonst vielleicht gewesen seyn würde, weil er Natalien Weiblichkeit genug zutraute, um den Werth des Manns, nach der Breite des Bandes und dem Schimmer des Sterns zu messen. Er wurde mit offnen Armen empfangen. Dem Grafen brannte der Wunsch, ihn zum Schwiegersohn zu haben, auf den Lippen. Mein Wort, sagt er, haben Sie schon! Jetzt eilen Sie zu Natalien, da Ihnen die Kaiserin selbst die Waffen umgehängt hat, mit welchen Sie siegen

Digitized by Google

werden. Noch hab' ich mein väterliches Ansehn bey dem eigensinnigen Mädchen nicht gebrauchen wollen, und nun denk' ich, wird sie sich nicht länger weigern, einem verdienstvollen Mann ihre Hand zu geben. Ohne die Antwort abzuwarten, führte er ihn die Treppe hinan zu Nataliens Zimmer. Ihr treues Mädchen, das zur Sicherheit der Liebenden die Stiege bewachte, konnte ihnen kaum von dem unwillkommnen Besuch Nachricht geben, als sie schon den Fußtritt der Kommenden hörten. In diesem kritischen Augenblicke flog Nataliens Auge ängstlich im Zimmer herum, ob sich nicht ein Plätzchen fände, ihren Geliebten zu verbergen, aber es fand sich kein Mittel, ihre Ehre zu retten, als im Vorzimmer ein Kasten, der zum Aufbewahren des Leinengeräths diente, und kaum groß genug war, einen Menschen aufzunehmen. Dennoch schmiegte sich der Legationssekretair hinein, weil keine Zeit zur Ueberlegung war, und Natalia schloß zitternd und fast ohne Besinnung hinter ihm zu. Jetzt trat der Graf mit dem Obersten ins Zimmer. Sie wurden mit sichtbarer Verlegenheit empfangen, und der Oberst hätte in der That keinen ungünstigern Zeitpunkt für seine Herzensangelegenheit treffen können, denn Nataliens Verwirrung war so groß, daß sie nichts Zusammenhängendes von dem verstand, was er ihr sagte. Der Graf nahm dieß für ein gutes Zeichen, weil er es für die Folge einer angenehmen Ueberraschung und für das erste Wanken ihres Entschlusses hielt, warf seiner Tochter einen gütigen, viel bedeutenden Blick zu, und entfernte sich, um eine Erklärung zu befördern, die unter vier Augen früher zu gedeihen pflegt. Es war die peinlichste Stunde ihres Lebens, in der sich Natalia mit dem Mann allein befand, dessen edle Liebe sie nicht erwiedern konnte, und den sie aus Gründen abweisen mußte, die sie nicht sagen durfte. Ihr Herz

Digitized by Google

r wie auf der Folter; ihre Verwirrung und Aengſtlichkeit mit jeder Minute, ſo daß der Oberſt ſelbſt die angegebne Handlung einer Unpäßlichkeit für wahr hielt, und ſich mit der Bitte entfernte, ſeinen Beſuch ein andermal wiederholen zu dürfen, welches ihm gern geſtattet wurde. Kaum war Natalia allein, ſo flog ſie, den Kaſten zu öfnen, der ihren Geliebten verbarg. Sie ſchloß auf und fand ihn — erſtickt, — ohne Zeichen des Lebens! — Der ſchreckliche, herzerſchütternde Anblick würde ſie zu Boden geworfen haben, wenn nicht der plötzliche Gedanke an die noch ſchrecklichern Folgen dieſes Zufalls für ihre, bis jetzt unbefleckte Ehre, entgegen gewirkt, und die ſinkende Natur unterſtützt, oder vielmehr, wie geiſtiges Getränk bey dem erſchöpften Arbeiter thut, eine augenblickliche Spannung der Seelenkräfte bewirkt hätte. Sie überſah mit kalter Vernunft, daß noch Hoffnung ſey, den Vorgang der Welt zu verbergen, wenn ſich jemand fände, der den todten Körper bey Nacht in die Newa trüge, und deſſen Verſchwiegenheit dieß Geheimniß anvertraut werden könnte.

Ein treuer Kutſcher, der lange bey ihrem Vater gedient, und ihr immer viel guten Willen bezeigt hatte, ſchien ihr ganz der Mann zur Ausführung dieſes Plans zu ſeyn, und es glückte ihr auch, daß er für hundert blanke Rubel ſich dazu, unter dem Verſprechen einer ewigen Verſchwiegenheit, bereitwillig finden ließ.

Ihr gepreßtes Herz fühlte auf wenige Augenblicke eine Erleichterung, als ihr Iwan ſpät am Abend meldete, daß er, ohne von jemand bemerkt zu ſeyn, den Auftrag ausgerichtet habe. Ach! die Arme hatte ſich ſelbſt nur getäuſcht! Mit dem erſten Gefühl der Sicherheit kehrte das ſchreckliche Be-

Digitized by Google

wußtseyn mit den Qualen der Verzweiflung zurück. Sie hielt sich für das unglücklichste Geschöpf auf Gottes Erde, und ahndete nicht, daß es noch eine Stufe des Elends gäbe, die sie bald betreten sollte, und gegen welche ihr jetziger Zustand beneidenswerth war. Der Schlaf floh ihr angstvolles Lager, und grausende Bilder der Phantasie schreckten die sinkende Natur wieder auf, so oft das Auge aus Mattigkeit sich schließen wollte. Ein Fieberschauer ergriff sie, als sie um Mitternacht ein Geräusch an ihrem Kammerfenster hörte. Sie glaubte, die Gestalt ihres Geliebten zu sehn, und es war ein Teufel, — war Iwan der Kutscher, den sie zum Vertrauten ihres Geheimnisses gemacht hatte, und der jetzt mit Hülfe einer Leiter in ihr Fenster stieg, um von dem schönen Mädchen noch einen Lohn zu erpressen, welchen der Unglückliche, den er so geheimnißvoll in die Newa trug, von ihr, wie er glaubte, genossen haben müsse. Schrecklich war der Kampf, den sie kämpfte, und die Wahl, entweder verrathen zu seyn, oder zu bewilligen, was Iwan forderte, aber die Nothwendigkeit gebot über ihren Willen, und Iwan schied mit dem wiederholten Versprechen: Nun nichts weiter zu fordern.

Wenig Tage nach dieser schauervollen Nacht, fiel das Fest des heiligen Niklas ein, an dem sich die Russen zu Ehren ihres Schutzpatrons beym Trunk einer zügellosen Freude zu überlassen pflegen. Iwan feyerte den Abend dieses Fests in einer Tabagie nebst einigen Kameraden bey berauschendem Getränk. Halbtrunken sprachen sie von ihren Liebschaften, jeder rühmte die seinige, aber Iwan verachtete alle gegen seine, und nannte unbesonnen genug Nataliens Namen, um sich bey dem rohen Haufen ein Ansehn zu geben. Unwillig über die freche Verläumdung sprangen alle auf ihn zu, verlangten Beweis, und

drohten ihm mit der Knute, die gewiß erfolgen würde, wenn sie es dem Grafen anzeigten. Er ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen, behauptete, er habe die Wahrheit gesagt, und erbot sich zum Beweise dessen seines Herrn Tochter zu zwingen, daß sie selbst persönlich in ihren Zirkel kommen sollte, um sein Ansehn über sie zu zeigen, indem er sich auf sein schreckliches Geheimniß verließ. Man hielt ihn beym Wort, und er ging nun zu dem armen Schlachtopfer des Verhängnisses. Mit niedergeschlagnen Augen erschien er auf ihrem Zimmer. „Matuschka, *) sagte er, ich habe einen dummen Streich gemacht, aber dieß soll auch der letzte seyn, denn ich will gleich von deinem Vater meinen Abschied fordern, und in ein fremdes Land gehn, wo mich niemand kennt, nur dieß eine mußt du noch thun, und diese Nacht in die Tabagie an der Ecke der Millionstraße kommen, um meinen Kameraden zu zeigen, daß du Iwan lieb hast. Sieh, es ist Nacht, und niemand kennt dich, also hast du nichts zu fürchten, aber beym heiligen Niklas! du mußt kommen, oder du machst dich und mich unglücklich.“ Mit der Gleichgültigkeit eines Missethäters hörte sie diesen Antrag; denn sie hatte sich seit jener Nacht schon auf die schrecklichsten Folgen gefaßt gemacht, die daraus entstehn, wenn man einen Teufel in Menschengestalt zum Vertrauten eines Geheimnisses macht, von dem unsre Ruhe abhängt.

Gut! sagte sie, geh nur voran, ich werde folgen. Unter Begünstigung der Nacht schlich sie sich aus dem väterlichen Hause. Ihre Seele brütete schreckliche Gedanken, und ihr Busen verbarg ein Messer. Sie hatte nun nichts mehr zu verlieren, und dürstete am Rande des Abgrundes, der sich vor ihr

*) Ein Schmeichelname der Russen.

öfnete, nach Rache. Mit unbeschreiblicher Entschlossenheit und Kälte trat sie in das Zimmer, wo Iwan und seine Kameraden zechten. Alle standen erstaunt und ehrfurchtsvoll bey dem unerwarteten Anblick auf. „Nun Iwan, da bin ich, sagte sie mit erlogner Freundlichkeit, nun mußt du auch auf das Wohl deines Mädchens noch eins trinken. Frisch, Kinder! Laßt Euch nicht stören.“ Sie schenkte selbst fleißig ein, und die erstaunten Russen griffen nach dem Glas, und tranken die Runde herum, bis das letzte Fünkchen von Besonnenheit zu verlöschen begonn. Da nahte sie sich ihrem Henker, und stieß ihm das Messer in den Leib, daß er aufzuckte und verschied. Ein schrecklicher Tumult im Zimmer, der sich weiter verbreitete, lockte die Wache herbey, die am Niklas Abend zur Sicherheit durch alle Straßen patrouillirt. Man überlieferte das edle tiefgesunkne Mädchen den Händen der kalten gefühllosen Gerechtigkeit, und sie büßte blutend unter der Knute einen unbehutsamen Schritt ihres Lebens, ohne welchen sie selbst glücklich gewesen seyn, und einen edlen Mann glücklich gemacht haben würde.

Schwarz.

X.

Beytrag

zur Beantwortung der Frage:

Sind unsre Eide zweckmäßig?

Vor einiger Zeit fiel mir ein gedrucktes Blatt in die Hände, auf welchem der Eid stand, den diejenigen, die Bürger einer ansehnlichen Niedersächsischen Stadt werden wollen, beschwören müssen. Manche auffallende Ausdrücke in demselben, z. B. daß der Schwörende die Baumeister „meine gebietenden Herren" nennen soll, u. s. w. erkläre ich mir aus dem Styl der frühern Zeiten, in welchen wahrscheinlich der Eid aufgesetzt wurde. Aber wenn Dinge darin beschworen werden, zu deren Beobachtung niemand sich verpflichtet hält, auch von der Obrigkeit nicht für verpflichtet gehalten wird, so ist das höchst zweckwidrig.

Nun schließt der Eid so:

„Daß ich mein Haus und Hof niemand verkaufen oder vermie„then, noch jemandes bey mir einmiethen lassen will, er sey denn „ein Bürger, zu Nachbarn-Rechte allhiero gesessen, und habe „das Bürger-Recht gleichwie ich gewonnen, auch darum gethan, „was ich anjetzo thun werde. So wahr mir Gott helfe und sein „heiliges Evangelium."

Digitized by Google

Es kann aber in dieser Stadt offenbar jeder sein Haus auch an solche vermiethen, die nicht Bürger sind, und die meisten, die Häuser gemiethet haben, sind nicht Bürger, und nicht zu Nachbar-Rechten alldaro gesessen, und die Obrigkeit hat nie deßwegen Erinnerung gethan. Die meisten beschwören den Eid, ohne sich um den Inhalt zu bekümmern, im Vertrauen auf ihre Vorgesetzte, und handeln nachmals oft gerade dem Beschwornen zuwider, weil sie es nicht einmal ahnden, daß sie das nach ihrem Eid nicht thun dürften.

Vor einigen Jahren protestirte jemand, der Bürger werden wollte, und dessen geerbtes Haus seit langen Zeiten an Nicht-Bürger vermiethet war, gegen diese Klausel des Eides, und erhielt zur Antwort: „Es würde so genau nicht damit genommen.“ Auf wiederhohlte Protestation strich man die streitigen Worte in diesem Exemplar aus, und hoffentlich hat der Magistrat dieses Orts seit der Zeit den Eid unsern Zeiten mehr angepaßt.

Digitized by Google

XI.

Prüfet alles, und das Gute behaltet.

(Lavaters Monatsschrift, St. 2. S. 161.)

An Verlobte. *)

„Ich freue mich deiner seligen Liebschaft. Wir sind doch nur „halbe Menschen ohne liebe Weiber. Genieße diese süßen, nie „wiederkommende Momente mit kindlichem Dank. Sey fröhlich „in deiner Jugend. Laß die gefundene Seele durch dich stärker „werden, und werde du durch sie sanfter! Jedes beglückwünsche „sich zu seinem Fund, und fühle sein Daseyn doppelt in den Armen des Andern. Macht Euch ewig durch Liebe, und werdet, „was wenige sind, groß wie die Götter, und einfältig wie die „Kinder. Steht mit beyden Füßen auf dem Erdboden, — aber „Eure Häupter richten sich himmelwärts! Tragt und wirkt mit „Einer Hand und Schulter! Schaut mit Einem Blicke! „Empfindet mit Einer Seele! Genießt mit Einem Sinne, und „geht nicht aus der Welt, ohne etwas Bessers, als ihr seyd, „zurückgelassen zu haben!

„Zu dieser kleinen Hochzeitspredigt sage der Himmel, Amen!"

Den 26ten April 1786.

*) Es ist wol nicht zu erwarten, daß alle Herzen mit folgender Anrede gleich stark sympathisiren; aber treffliche Züge sind, auch nach unserm Gefühl, darin doch nicht zu verkennen. D. H.

Digitized by Google

Verdiente dieses nicht eine Stelle in einer Liturgie der reinsten und liebenswürdigsten Religion? Und gibt es wol ein schöneres Trauungsformular, als dieses? Welch eine sanfte Uebereinstimmung herrscht hier in Worten und Gedanken, wodurch das Gemüth, wie durch eine wohltönende Musik, zum stillen Genuß des geselligen, häuslichen Lebens eingeladen, sich ermuntert und gestärkt fühlt?

Auch ist wol nie etwas Erhabeners über den Zweck der Ehe gesagt worden, als die Worte, womit sich diese schöne Hochzeitpredigt schließt. Die Vervollkommung, wozu eines Menschen Leben nicht zureicht, und welcher eine bessere Nachwelt theilhaftig werden kann, großmüthig zu befördern; dadurch die schönste Unsterblichkeit zu versichern, und das sonst eigennützige Leben zu veredeln.

Es trift sich selten, daß in glücklichen Momenten eine Zusammensetzung von Worten so gelingt, daß gar kein Zwang, kein Mißlaut darin herrscht. Wo es sich aber trift, da ist eine solche Zusammensetzung auch von unschätzbarem Werth, und verdient, wie ein Edelgestein, herausgehoben zu werden.

Z.

Deutsche Monatsschrift.

1790. Juli.

I.

Concino-Concini,

oder

Empörung eines Königs gegen seinen Diener.

Ein Stück aus der Französischen Geschichte.

Die Franzosen haben oft das Unglück gehabt, nicht von ihren Königen, sondern von den Sklaven dieser Könige, despotisch beherrscht und gedrückt zu werden. In keinem Lande haben Günstlinge beyderley Geschlechts so viel Glück gemacht, als in Frankreich; in keinem haben sich die Folgen davon verderblicher gezeigt. Stolz, Leichtsinn und Galanterie waren von jeher die schwachen Seiten, an welche sich die Hofleute der Französischen Könige hielten, um ihren Herren das Zepter zu entreißen, und sie mißbrauchten es, als Miethlinge, deren Glück so ungewiß war, als ihre beneidete und verwünschte Existenz. Ihre Habsucht, Ehrsucht und Eitelkeit wurden die Peiniger der Unterthanen, und diese, an ein kriechendes Wesen gewöhnt, küßten die Ruthe, die ein männlicher oder weiblicher Günstling mit der Hand des Königs auf sie schwang.

Aber die Könige wurden oft selbst für ihre Liebe zu ihren Günstlingen bestraft. Diese kennen keine Sicherheit, als die auf Kabale beruht, und sie müssen mit den Netzen derselben ihren Herrn selbst verstricken, um seiner desto gewisser zu seyn. Es ist für sie kein Mittelweg. Sie müssen entweder herrschen oder fallen. Im

Digitized by Google

ersten Falle haben sie alle Ehre eines Monarchen, im letztern alle Schande des übermüthigen Sklaven. Kommt dazu noch, daß der König jung, leichtsinnig, oder eingeschränkten Kopfes ist, so ist der Weg zu einer Despotie gebahnt, die von dem Könige anfängt und sich bis auf den geringsten seiner Unterthanen erstreckt. Der König, der unter allen Französischen Königen am unumschränktesten war, Ludwig XIV, wurde Zeit seiner Regierung von Kammerdienern, Ministern, Generalen und am Ende sogar von einer Mätresse, die Betschwester geworden war, unumschränkt beherrscht. Die große Kunst war, ihn alles machen zu lassen, was man wollte, so daß es schien, als ob er es selbst gewollt hätte. Diese Kunst ist am Französischen Hofe beständig in ihrer höchsten Vollkommenheit und Blüthe gewesen. Wer sie am besten zu verbergen wußte, verstand sie am besten; wer am meisten Sklav zu seyn verstand, herrschte am gewissesten und längsten.

Die Geschichte des Concino-Concini, unter dem Namen des Marschalls von Ancre bekannt, bietet die ganze Laufbahn eines Günstlings dar, der von untenauf, immer unter Ränken und Kabalen, empor stieg, mit jeder höhern Stufe übermüthiger, mit jedem Geschenk oder jeder Erpressung habsüchtiger, mit jedem Schritte zum Einflusse herrschsüchtiger, mit jedem unterdrückten Nebenbuhler rachsüchtiger, mit jedem befolgten Rath zudringlicher wird, so lange, bis er, bey der Trunkenheit über sein Glück, Den vergißt, der sein Glück machte; bis er, in den Anfällen seines Uebermuths, seinem Herrn die Rolle des Knechtes, und sich, dem Knechte, die Rolle des Herrn zutheilt. Jetzt ist er Despot, aber in eben dem Augenblicke hat seine Herrschaft ein Ende.

Das Französische Volk hat sich den vorigen Sommer von der Despotie seiner Könige befreyt, als Gegenstück erzählen wir die Geschichte eines seiner Könige, der sich von der Despotie eines seiner Diener befreyen mußte.

Digitized by Google

Ludwig der Dreyzehnte, Sohn und Nachfolger Heinrichs des Vierten, kam im Jahr 1610 zur Regierung, als er eben das zehnte Jahr angetreten hatte. Die ganze Gewalt kam in die Hände seiner Mutter, Maria von Medicis, als Regentin des Reichs, und diese gab sie ihrem Günstlinge Concino-Concini, Marquis von Ancre.

Die Königin hatte ihn aus Italien mitgebracht. Er war der Sohn eines Vaters, der ebenfalls ein Günstling des Glücks und der Kabale gewesen war; denn von einem gemeinen Notar hatte er sich zu der wichtigen Stelle eines Staatssekretairs in Florenz empor geschwungen. Concino war Kammerherr der Königin, als sie nach Frankreich kam, und schon bey Lebzeiten Heinrichs des Vierten hatte er sich, von ihrer Gewogenheit unterstützt, Reichthum und Einfluß zu verschaffen gewußt. Er brachte Stolz und Prätensionen mit nach Frankreich, und den Plan, beydes, koste es was es wolle, nach seiner Laune zu befriedigen.

Der Uebermuth, der ihm nach der Zeit das Leben kostete, zeigte sich sehr bald nach seiner Ankunft in Frankreich, ward aber eben so bald bestraft. Er kam einmal mit dem Hut auf dem Kopfe und mit goldnen Spornen an den Stiefeln in eine Parlamentsversammlung. Die Schreiber beym Parlamente, die von jeher gewisse Freyheiten genossen, welche sie bey verschiedenen Gelegenheiten mit Gewalt geltend gemacht haben, erklärten diesen Aufzug gegen die Würde dieses erlauchten Korps, warfen sich auf den hochmüthigen Italiener, rissen ihm Hut und Spornen ab, und da er sich wehrte, prügelten sie ihn förmlich. Er eilte voll Wuth zum Könige und forderte Genugthuung. Aber Heinrich der Vierte kannte ihn schon, und schien ihm diese Demüthigung zu gönnen. Er verschaffte ihm keine Genugthuung, und sagte statt alles Trostes lächelnd zu ihm: Ihr Degen ist nicht so spitzig, als die Federn dieser Schreiber.

So lange Heinrich der Vierte lebte, hatte Concino die Hand noch nicht in den Regierungsgeschäften, weil die Minister dieses Königs eben so wachsam als stolz auf ihre Würden waren; aber kaum war er todt, so fing es an sich zu zeigen, was er über die Königin vermochte, und wie weit ihre Schwachheit für ihn gehen könnte. Sie machte ihn vor der Hand zu ihrem Oberstallmeister, bald darauf kaufte er das Marquisat von Ancre, bald darauf ward er Gouverneur von Amiens, Peronne und Mondulier, bald darauf Königlicher Oberkammerherr und endlich Marschall von Frankreich. Alle Staatsgeschäfte waren in seiner Hand, er verjagte die alten Minister nach und nach, entfernte die Prinzen von Geblüt, unterjochte die Königin und hielt den jungen König wie einen Gefangenen.

Aber dieß schnelle Glück hatte er nicht sich allein, sondern zur Hälfte seiner Frau zu danken, die nicht minder mit allen Ränken der Kabale und Herrschsucht vertraut war. Sie hieß Leonore Galigai, war die Tochter eines Tischlers und die Ammè der Königin Marie von Medicis, die sie als Kammerfrau aus Italien mit nach Frankreich gebracht hatte. Sie war sehr häßlich, aber sehr fein, und vermochte über die Königin, die nicht den hellsten Verstand hatte, alles. Ihre Verbindung mit Concino beruhete nicht auf Zuneigung, sondern auf Eigennutz. Beyde bedurften einander bey den Planen ihrer Habsucht, beyde haßten einander, aber gleiches Interesse lenkte diesen Haß nur auf ihre Person, und nicht auf ihr Benehmen. Habsucht und Hochmuth waren die Götzen beyder, aber sie gruben ihnen die Grube, worein sie beyde nachher fielen.

Die Großen, die von dem Hofe abhängig waren, lenkten sich, einige wenige ausgenommen, nach der Macht, aus deren Händen Würden, Aemter und Geschenke kamen. Diese Macht war der Günstling Concino, der seine Anhänger mit glänzenden Ehrenstellen belohnte, und seine Widersacher mit Kerker, Verbannung

Digitized by Google

und Galgen bestrafte. Die Finanzen waren ganz in seiner Gewalt, die Gerechtigkeit entschied nach seinem Willen, das Volk verabscheuete ihn, fürchtete sich aber vor ihm. Der junge König hätte ihn gern auf die Seite geschafft, aber er fürchtete für sein eigenes Leben. Eines Theils der Armee hatte er sich durch seine Kreaturen versichert, und einige Städte ließ er befestigen.

Aber mit seiner Macht stieg auch, wie es in der Natur liegt, die Besorgniß, sie einzubüßen. Der Weg, auf welchem er zu derselben gelangte, war so gefährlich, als er gewaltthätig gewesen war. Der junge König fühlte sich mit jedem Jahre mehr, und dieß Selbstgefühl stieg nothwendig mit dem Stolze des Günstlings, den er bey aller Gelegenheit Schau trug und dessen er nicht Meister war.

Die wenigen Hofherren, die um den jungen König waren, theilten mit ihm seinen Haß gegen Concino, und erweckten und nährten bey ihm das Vorhaben, sich von ihm loszumachen. Aber die Ausführung desselben war schwer, weil der argwöhnische Italiener nie schlief, und weil er ihm alle Mittel dazu aus den Händen spielte. Es bedurfte einer förmlichen Verschwörung gegen ihn, die mit eben der Behutsamkeit, Verheimlichung und Gefahr eingeleitet werden mußte, als ob der Unterthan gegen das Haupt seines Monarchen ein Bündniß gemacht hätte.

Außer den alten Ministern, die Concino von der Person des Königs entfernt hatte, suchte er auch die Leibwache desselben, wie die Armee selbst, zu vermindern. Er detaschirte davon eine Kompagnie nach der andern zu dieser. Um den König blieb niemand, der nicht seine Kreatur war, und so kam die Person desselben eben so sehr in seine Gewalt, als das Reich selbst. Er schränkte ihn bey seinen Reisen nach den umliegenden Lustschlössern ein, und ließ ihm nichts, als das Vergnügen der Jacht und des Spaziergangs in dem Garten der Tuilerien.

Digitized by Google

Da dem jungen Könige die Hände so von allen Seiten gebunden waren, so blieb ihm kein anderer Weg, als Geduld und Verstellung. Die Ehrfurcht, die er für seine Mutter hatte, trug nicht minder dazu bey, daß er sich gegen ihren Günstling nicht auflehnte. Die ersten sieben Jahre, seitdem er König war, hatte er nur den Titel, und statt seiner und seiner Mutter, hatte der ehrsüchtige Italiener das Zepter gehabt.

Der König hatte einen Vertrauten, Namens de Luynes, gegen den er oft seine Klagen und seine Wünsche ausschüttete, und der ihm unter allen, die um ihn waren, am meisten ergeben blieb. Dieser leitete ihn hauptsächlich und allmählig zu dem Entschlusse, einen raschen Schritt zu wagen, den Marschall von Ancre gefangen nehmen und ihm den Prozeß machen zu lassen. Aber die Gunst, worin dieser bey seiner Mutter stand, schien diesen Entschluß mißlich in seiner Ausführung zu machen, also ward dahin entschieden, daß ein schneller, gewiß geführter Streich ihn von dem Marschall und seiner Despotie und von der Uebermacht seiner Mutter befreyen sollte. Der Baron von Vitry, Hauptmann bey der Garde du Corps, sollte diesen Streich ausführen. Man kam dahin überein, daß der König den Marschall, bey dem nächsten Besuche, den er ihm machte, in seine Gewehrkammer führen, ihm den Plan von Soissons, das eben belagert wurde, zeigen, und so dem Baron von Vitry Gelegenheit geben sollte, seinen Befehl zu vollziehen.

De Luynes hatte niemand in der Nähe, dem er diesen mit dem Könige verabredeten Plan ohne Gefahr mittheilen konnte. Er ließ also seinen Bruder, den Herrn von Chaulnes, der Gouverneur von Amboise war, schleunigst nach Paris kommen, um ihm Antheil an der Unternehmung zu geben. Der König war schon im Bette, als er ankam, und hatte niemand bey sich, als de Luynes, der ihn unterhielt. De Chaulnes ward vorgelassen und mit Freuden empfangen.

Digitized by Google

„Herr von Chaulnes," hub der König zu ihm an: „Sie „wissen durch Ihren Bruder, wovon die Rede ist. Der Entschluß, „den ich gefaßt habe, mich von der Tyranney des Marschalls zu „befreyen, ist der letzte und muß der wirksamste seyn. Alle meine „Handlungen sind beobachtet, und ich kann keinen Schritt thun, „von dem ich nicht Red' und Antwort geben müßte. Sie wissen, „daß er fast alle, denen ich mich vertrauen konnte, von mir ent„fernt hat, und Ihren Bruder möchte er gern allen übrigen nach„schicken; aber ich will lieber sterben, als dieß zugeben. Wenn er ihn mir, wie alle übrige, gewonnen hätte, wäre ich in seiner „Gewalt, wie mein Reich es schon längst ist. Verschwiegenheit „und Treue sind bey meinem Plan höchst nöthig, denn käme er „demselben auf die Spur, so finge er mit euch an, und ich selbst „wäre nicht sicher. Bis jetzt weiß noch niemand, als ich und „Ihr Bruder, um das Ganze, und wir sprachen, als Sie kamen, „gerade auch davon, und dachten nach, durch Wen wir den Baron „von Vitry auf unser Vorhaben sollten vorbereiten lassen."

De Chaulnes schlug dazu einen gewissen du Buisson vor. „Dieser Mann," sagte er, und man übersehe diesen Zug von der Einfalt jener Zeiten und von den noch kindischen Vergnügungen des jungen Königs nicht: „Dieser Mann wartet Ew. Maj. Vögel und macht Ihnen viel Vergnügen damit. Ich habe immer gefunden, daß er Sie sehr hoch schätzt. Er hat sogar noch vor wenig Tagen seinen eigenen Sohn zu jenem Dienste Ew. Maj. sich beygesellt: mithin können Sie fest auf ihn rechnen. Dazu kommt, daß er in dem väterlichen Hause des Barons von Vitry gewesen und mit diesem genau bekannt ist."

Der König und de Luynes billigten diesen Vorschlag. Du Buisson ward zu dem Könige geholt, und erhielt von ihm selbst den Auftrag, den Baron von Vitry vorzubereiten und ihm, wenn der Streich glücklich vollführt würde, die Stelle eines Marschalls von Frankreich in seinem Namen zu versprechen.

Dú Buisson entledigte sich dieses Auftrags treulich. Der Baron von Vitry nahm ihn mit Freuden an, und kam noch denselben Tag, um dem Könige für seine Wahl und sein Vertrauen bey einer so wichtigen und entscheidenden Unternehmung zu danken. Zugleich bat er ihn, zu erlauben, daß er seinen Bruder dú Hallier, der mit einer Brigade von den Gensd'armes vor Soissons stand, nach Paris dürfte kommen lassen, daß er ihn bey dem Vorhaben unterstützte. Der König erlaubte ihm dieß, und die Ausführung ward bis auf den nächsten Sonntag verschoben, weil dú Hallier bis dahin erst in Paris eintreffen konnte, und weil der Marschall gerade unpäßlich war und das Zimmer hüthen mußte, mithin nicht nach dem Louvre kommen konnte.

Ein kleiner Vorfall schien das Ganze aufheben zu wollen. Den Freytag Nachmittags, als der König in dem Garten der Tuilerien spatzieren ging, erschien der Herr du Pont de Courley, (ein Verwandter des Bischofs von Lússon, der nachmals als Kardinal von Richelieu Frankreich noch unumschränkter beherrschte, als der Marschall von Ancre,) nahm den Herrn de Luynes auf die Seite und sagte, er hätte mit ihm einige Worte im Vertrauen zu sprechen. Sie entfernten sich in eine Seitenallee, und hier erklärte de Courlay, daß er von dem Bischof von Lússon Auftrag hätte, dem Könige dessen unbedingte Treue und Ergebenheit zu versichern, und daß er, wenn er die Stelle eines Staatssekretairs von dem Marschall von Ancre angenommen hätte, dieß nur geschehen sey, um desto mehr Mittel in die Hände zu bekommen, ihm zu dienen. Er sähe, daß nicht alles so sey, wie es seyn sollte, und daß der König Ursache hätte, unzufrieden zu seyn. Seine Voráltern und Vorgänger hätten dem Königlichen Hause voll Treue und Ergebenheit gedient, und wenn der König ihn zu seinem Minister annehmen wollte, so sollte von allem, was bey seiner Stelle wie in andern Dingen, um die er Wissenschaft hätte, vorginge, dem Könige

Digitized by Google

getreue Nachricht gegeben werden. Der Bischof wünschte dieß dem Könige mündlich wiederhohlen und versichern zu können.

Dieser Antrag, der dem Könige von einem viel vermögenden Manne gerade zu einer Zeit gemacht wurde, wo er nirgends Hülfe und Rath fand, ward mit Freuden aufgenommen, und de Luynes war selbst eine Weile zweifelhaft, ob es nun noch nöthig sey, jenes gewaltthätige Vorhaben auszuführen. Denn da man bey demselben nichts, als das Wohl des Staats und die Sicherheit des Königs zum Zwecke hatte, dieser aber durch diese neue Verbindung, wenn auch etwas langsamer, befördert werden könnte, so glaubte man sich beruhigen zu können, zumal da der Bischof der hellste Kopf in dem Konseil des Marschalls war, und von diesem kein gewaltthätiger Entschluß gefaßt werden konnte, ohne daß jener darum wissen und mithin den König davor hätte warnen können. Auf der andern Seite führte sich de Luynes die ganze Gefahr, die mit jenem gewaltthätigen Schritte verbunden war, vor das Auge. Das Trauerspiel sollte im Louvre, unter den Augen der Königin, ohne Beystand, Macht und starker Hand, im Falle unvorhergesehene Zufälle einträten, gegeben werden! Wenn diese Betrachtung den ersten Entschluß bey ihm nicht umstieß, erschütterte sie ihn wenigstens, und er nahm sich vor, ihn vor der Hand so lange auszusetzen, bis man die Wirkungen von der Verbindung mit dem Bischof von Lüsson berechnen könnte.

Indessen theilte er dem Könige den Vorschlag zu dieser Verbindung mit. Er war gerade beschäftigt, Vögel zu schießen, und überließ das Ganze seinem Vertrauten zum Durchdenken. Dieser wandte sich an seinen Bruder, und theilte ihm die Gründe mit, die ihm eine Verzögerung jenes Vorhabens wünschenswerth machten. Dieser erklärte, daß er mit ihm gleicher Meinung seyn würde, wenn das Geheimniß unter ihnen dreyen geblieben wäre. Da aber schon du Buisson und Vitry und einige andre darum

wüßten, so wäre zu befürchten, daß besonders Vitry, wenn die Unternehmung zurück gesetzt würde, dieß einer Anwandlung von Mißtrauen zuschreiben möchte, das man gegen ihn gefaßt; und daß er, um sich zu retten, wenn über kurz oder lang sein Antheil an dieser Sache, ans Licht käme, selbst hingehen und den ganzen Verlauf entdecken möchte.

Sie stellten dieß dem Könige vor. Er fand die Meinung des Herrn de Chaulnes klug und überlegt; und nun blieb es dabey, daß den folgenden Tag, Sonntags den 24sten Aprill 1617, jenes Verhaben mit Muth und unerschütterlicher Fassung ausgeführt werden sollte.

Die Theilnehmer an dem Geheimnisse waren darum aber doch nicht ruhig und der König selbst nicht von aller Angst frey. Jene kannten seine Furcht vor der Königin-Mutter so gut, als er selbst, und sie wußten, daß die Fürsten gern verunglückte Unternehmungen auf die Rechnung derer fallen lassen, die sich aus bloßer Liebe und Ergebenheit für sie damit befaßt haben. Bey der Jugend und dem Leichtsinne des Königs, mußten sie alle Augenblicke gefährliche Zwischenfälle befürchten, die sich mit ihrem Verderben endigen konnten; und es war nun so viel Gefahr, wenn sie den Streich führten, und er verunglückte, als wenn sie ihn gar nicht geführt, sondern bloß im Sinne gehabt, aber dabey entdeckt worden wären. Diese Betrachtung trieb sie eben so kräftig zur Entschlossenheit, als das Wohl des Staats und des Königs und ihr eignes Interesse, das sie auf jenes im Begriff waren, zu bauen.

Es war also nöthig, daß sie den König eben so wenig aus den Augen ließen, als den Marschall selbst. De Chaulnes oder de Luynes waren beständig um den König, und wenn sich auch einer entfernte, blieb der andre bey ihm. Sie waren die letzten, wenn er zu Bette ging und die ersten, wenn er aufstand. Des Sonntags früh eilte Chaulnes zum König, noch eher, als

er gewöhnlich aufzustehen pflegte. Aber er war schon wach und ließ ihn herein kommen. Mit sichtbarer Unruhe fragte er ihn ganz leise, weil sein Kammerdiener zugegen war: Etwas Neues vorgefallen? — Nichts von Belange, erwiderte de Chaulnes: ich wollte nur sehen, wie Ew. Maj. geschlafen haben. — Kommen Sie näher, erwiederte der König immer noch leise: ich will nicht, daß Dürles (so hieß sein Kammerdiener) etwas hören soll. Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können und tausend Grillen haben mir den Kopf wüste gemacht. Ich bin angst, was ich dem Doktor sagen soll, denn wenn ich auch nicht geschlafen habe, bin ich doch nicht krank. — Sire, sagte de Chaulnes: nun hilft kein Bedenken mehr, wir müssen vorwärts, damit Sie wieder ruhig werden. Aufschub kann alles verderben. — Das fürchte ich eben auch, versetzte der König: denn wenn man den mindesten Verdacht schöpft, sind wir verloren. — Und Verdacht ist schon geschöpft, Sire, sagte de Chaulnes: und er ist vielleicht größer, als Sie glauben.

Nun erzählte er ihm, daß du Buisson die Nacht hindurch vor dem Hause des Marschalls auf der Lauer gewesen wäre, und ein beständiges Hin- und Herlaufen aus und in dasselbe bemerkt hätte, was vielleicht andeuten könnte, daß er dem, was ihm diesen Tag bevorstände, auf die Spur gekommen wäre. Der König gerieth in solche Bestürzung, daß er erschrocken im Bette in die Höhe fuhr, und daß es ihm an Athem fehlte. So kann ich, sagte er: so kann ich nicht eher zu meiner Mutter gehen, bis ich weiß, wie es steht. — Um Verzeihung, Sire, sagte de Chaulnes: das hieße sie in ihrem Verdachte bestärken, wenn sie schon dergleichen gefaßt hätte. Ew. Maj. müssen ihr, wie sonst, Ihren Morgenbesuch machen. — So lassen Sie wenigstens Ihren Bruder mit mir zu ihr gehen, sagte der König immer noch in Bestürzung. — Wenn es nach dem Lever der Königin wäre, versetzte de Chaulnes: so könnte er Ew. Maj. wohl zu ihr begleiten, aber zu einer

Digitized by Google

Zeit, wo Sie nur zu ihr kommen können, würde es beleidigend, sogar verdächtig seyn. — So soll, erwiederte der König: so soll wenigstens meine Leibwache vor ihr Zimmer treten, damit ich einen Rückenhalt habe, wenn man mir zu stark zusetzt, damit sie bey der Hand sind, wenn ich rufe, und selbst im Nothfall die Thür sprengen können. — Dazu glaub' ich, ist es nöthig, sagte de Chaulnes: daß Ew. Maj. mit dem Hauptmann Ihrer Leibwache sprechen. Lassen Sie ihn hohlen. Unterdessen erlauben Sie mir, Sire, Sie zu fragen, ob Sie sich für stark genug halten, den Bitten oder vielmehr dem Ansehn, das die Königin-Mutter über Sie hat, zu widerstehen? Ihr etwas abzuläugnen, was Ihnen Ihr Gewissen anders sagt? — O, sagte der König mit Feuer: ich bin so fest entschlossen, nichts zu entdecken, daß wenn ich wüßte, es kostete mir das Leben, doch nichts aus meinem Munde kommen sollte. — Wenn das ist, sagte de Chaulnes: so versichre ich Ihnen, Sire, daß Sie von heute an Herr Ihres Reichs seyn sollen. Unser Vorhaben ist nicht entdeckt, wird nicht geahndet. Wir machten Ew. Maj. diese kleine Angst nur, um noch einmal jene Versichrung aus Ihrem Munde zu hören. Jetzt belebt sie uns mit neuem Feuer, und mit Freuden wagen und geben wir unser Leben hin, wenn Ew. Maj. nur von Unterdrückung und Tyranney befreyt werden.

Der König nahm es nicht übel auf, daß ihn de Chaulnes so in Schrecken gesetzt hatte, weil er bey dieser Gelegenheit sah, daß seine Entschlossenheit stärker wäre, als seine Furcht vor der Königin-Mutter; und es däuchte ihm anziehend, mit seinen Freunden Angst und Gefahr zu theilen, wenn er auch seine Macht noch nicht mit ihnen theilen könnte. Er sprang voll Heiterkeit aus dem Bette, ließ sich ankleiden, und begab sich in die große Galerie, wo er die entscheidende Stunde erwarten wollte.

Unterdessen ließ der Baron von Vitry einige seiner Freunde, mit Pistolen bewaffnet, in das Louvre kommen. Sie gingen einzeln

auf dem Hofe umher. Ein Detaschement von der Garde du Korps hatt' er auch dahin befehligt, unter dem Vorwande, daß sie den König in die Messe begleiten sollten.

Aber der Marschall erschien diesen Morgen nicht zur gewöhnlichen Zeit im Louvre, und man wartete bis gegen zwölf Uhr vergebens auf ihn. Jetzt rieth de Luynes, der den König nicht aus den Augen ließ, daß er, um keinen Verdacht zu erwecken, in die Messe gehen und nicht länger warten sollte. Dieß geschah. Die Messe ging zu Ende, als du Buisson, der immer auf der Lauer gewesen war, erschien, und dem Herrn de Luynes meldete, daß die Person, die man erwartet hätte, in das Louvre gekommen und zur Königin-Mutter gegangen sey. De Luynes flüsterte dieß dem Könige zu, und bey dem Worte „Königin-Mutter" veränderte er die Farbe und ward sichtbar unruhig. Da er nicht gleich antwortete, so sagte es ihm de Luynes noch einmal und fragte ihn: Wie wollen Sie es nun gehalten wissen, Sire? Alles ist vorbereitet. — Nur nicht in dem Zimmer meiner Mutter, erwiederte er: aber der Marschall soll in meine Gewehrkammer kommen, da überlasse ich ihn dem Baron von Vitry, und dieser kann dann thun, was ich befohlen habe.

Als die Messe zu Ende war, begab sich der König gerade nach dem Zimmer seiner Mutter; aber während er die eine Treppe hinan ging, ging der Marschall die andre hinunter. Er hatte der Königin nur seinen Morgengruß überbracht und sich nicht länger bey ihr aufgehalten. Er schien nicht zu ahnden, was man wider ihn im Schilde führte.

Die Gelegenheit war verloren. Der König hielt an sich und zeigte weder Unruhe noch Mißvergnügen. Er ging zu Tische und befahl allen, die um ihn waren, ein gleiches zu thun.

De Luynes ging auf sein Zimmer, und war kaum dort, als ein Bote von dem Präsidenten Chevalier erschien und ihm ein Billet folgenden Inhalts aushändigte:

Digitized by Google

„Der Herr von Rissé war heute bey mir zu Tische, und hat „sich folgendes gegen mich verlauten lassen: Ich komme vom „Louvre, wo ich unter einigen Herren zu stehen kam, die sich „vor den Austritt der Treppe gestellt hatten, die zu den Zim„mern der Königin = Mutter führt. Ihre Bestimmung war, „den Trabanten des Königs beyzustehen, die Befehl hatten, „den Marschall von Ancre zu arretiren, wenn er herunter „käme."

De Luynes erschrack über diese Nachricht, eilte zum Könige, der sogleich von der Tafel aufstand, zeigte ihm das Billet und sagte, der Inhalt desselben verriethe, daß einer von denen, welchen er ihr Vorhaben anvertrauet, sich etwas habe verlauten lassen. Es wäre dringend nöthig, den Herrn von Rissé kommen zu lassen. Erführe man von ihm, daß die Edelleute, die man in das Louvre kommen lassen, etwas um die Sache wüßten, so wäre kein anderer Weg, als den Marschall in seinem eigenen Hause anzugreifen, weil von jenen leicht etwas zu ihm übergetragen werden könnte.

Der Herr von Rissé ward geholt. Der König unterhielt sich anfangs laut mit ihm von der Jacht, nahm ihn dann auf die Seite und befahl ihm, zu sagen, woher er das hätte, was er sich gegen den Präsidenten Chevalier verlauten lassen? Der Herr von Rissé war anfangs bestürzt, faßte sich aber und erklärte, daß er das, was er gesagt hätte, von niemand wüßte, daß es eine bloße Vermuthung gewesen sey, auf die er durch den Umstand gebracht worden, daß er ungewöhnlich viel Herren im Louvre gesehen und bey einigen sogar bemerkt hätte, daß sie Pistolen unter dem Mantel trügen, was im Königlichen Pallaste keine gewöhnliche Erscheinung sey. Dazu sey gekommen, daß die Garde du Corps längs der großen Treppe gestanden hätte. Alle diese Umstände hätten ihn auf einen Anschlag und eine geheimnißvolle Unternehmung zu gehen geschienen, und da er wohl wüßte, wie große Ursachen Se. Maj. hätten, mit dem Marschall unzufrieden zu seyn, so wäre er darauf

Digitized by Google

gefallen, daß das Ganze wohl auf diesen gehen könnte, und diese Vermuthung hätte er dem Präsidenten im Vertrauen mitgetheilt.

Der König that, als ob er mit dieser Erklärung zufrieden sey, entließ ihn, gab ihm aber bey Verlust des Lebens auf, nicht wieder von ähnlichen Dingen zu sprechen.

Wen de Luynes die Aeußerung des Herrn von Rissé und alle übrige Umstände, die sich diesen Morgen verdächtig hervorgethan haben könnten, zusammen nahm, so konnte er kaum glauben, daß der Marschall, bey seinem natürlichen Mißtrauen, nicht Verdacht geschöpft haben sollte. Um sich Auskunft darüber zu verschaffen, rieth er dem Könige, einen vertrauten Mann zu ihm zu schicken, der umhören sollte, was bey ihm vorginge, und ihm Warnungsweise sagen könnte, daß er seit ein paar Tagen mehr Herren als gewöhnlich um den Herrn von Luynes gesehen, daß er sich nach der Ursach davon erkundigt und erfahren hätte: es geschähe aus der Besorgniß, die ihm eine Nachricht eingeflößt hätte, daß man etwas gegen seine Person zu unternehmen Willens wäre.

De Luynes wählte zu diesem Auftrage einen Herrn, zu dem der Marschall Vertrauen zeigte, der aber von jenem durch versprochene Gnade des Königs gewonnen war. Er entledigte sich desselben sehr geschickt, fand keine Spur von Verdacht bey dem Marschall, hörte aber wohl die stolze Aeußerung von ihm: de Luynes hält sich für wichtiger, als er ist, aber von ihm zu mir ist so weit, daß wir beyde nicht nöthig haben, uns vor einander zu fürchten.

Als solchergestalt der König gewiß wurde, daß der Marschall aus dem, was um ihn vorgegangen war, keinen Verdacht gezogen, so gab man auch den Entschluß auf, ihn in seinem eigenen Hause anzugreifen, was überdieß nicht ohne großes Aufsehen und selbst ohne Gemetzel hätte geschehen können, weil sein Gefolge immer sehr stark war, und weil dieses den Angriff mehr als aus Privatgroll geführt, als wie vom Könige anbefohlen, hätte aufnehmen und

Digitized by Google

erwiedern können. Geschah es aber im Louvre selbst, so fand keine Mißdeutung Statt, und die Anhänger des Marschalls selbst fügten sich aller Erwartung nach höherm Befehle, weil ihnen nur der Marschall, so lange er lebte und herrschte, nützlich werden konnte. Die Ausführung ward also auf den folgenden Tag verschoben.

Unterdessen war de Chaulnes über den Erfolg der Unternehmung immer noch zweifelhaft, und jede Stunde, die sie aufgeschoben ward, dünkte ihn die Gefahr zu vermehren. Der König hatte niemand auf seiner Seite, als die wenigen, die um das Vorhaben wußten. Die Prinzen und Großen, die ihm mit Hülfe und Rath hätten zur Seite seyn können, waren entfernt, und was sich allenfalls noch für ihn erklären konnte, erwartete gewiß erst den Erfolg, eh' es seine Partey ergriff, weil das Machtwort der Königin und der Einfluß des Marschalls ihnen mehr gelten mußte, als der rasche Entschluß eines jungen Königs, um den man sich die Zeit her gar nicht bekümmert, und der, bey dem geringen Ansehen, das er im Reiche hatte, seine Anhänger, Falls es unglücklich ablief, auf das Schaffot führen sehen müßte, ohne ihnen etwas mehr als Bedauren gewähren zu können. Der furchtsame, unbesonnene und hier und da noch kindische Charakter des Königs selbst war auch keine große Ermunterung, sich mit ihm in wichtige Unternehmungen einzulassen.

Um ihm aber doch Einen Rückenhalt zu verschaffen, der ihm im Falle der Noth nützlich werden könnte, warf de Chaulnes seine Augen auf den Grafen von Soissons, den einzigen der Prinzen von Geblüt, den der Marschall nicht entfernt hatte, mit dem er aber schon in Unterhandlungen stand, um ihn in sein Interesse zu ziehen. De Chaulnes beschloß, durch die Gräfin von Soissons, seine Mutter, das Ganze einleiten zu lassen. Er ging zu ihr; und da er als ein alter Diener ihres Hauses ihr Vertrauen hatte, ward er sehr zuvorkommend empfangen. Er stellte der Gräfin vor, daß die Verbindung, die der Marschall mit ihrem Sohn

einzu-

einzuleiten suchte, heimtückische Absichten hätte; er wollte ihn dadurch von dem Könige abziehen, um ihn, wenn dieser sich sodann nicht mehr für ihn verwenden wollte, eben so zu entfernen, wie es mit den übrigen Prinzen von Geblüt der Fall gewesen wäre. Die rechtmäßigste und ehrenvollste Verbindung, die ihr Sohn eingehen könnte, wäre mit dem Könige, und dieser wünschte von ihr, daß sie dieselbe vorbereiten möchte.

Die Gräfin nahm dieses Zutrauen, das man ihr äußerte, um so freudiger auf, da sie wirklich sehr theilnehmende Gesinnungen für den König genährt hatte; sie ließ ihn durch de Chaulnes versichern, daß er fest auf sie rechnen konnte, daß ihr Sohn zu seinen Befehlen sey, daß eine Summe Geld bereit läge, und daß, im Fall er hülfreiche Arme brauchte, vier bis fünftausend Männer zu jeder Stunde fertig wären, einen schützenden Kreis um ihn zu schließen. Ihr Sohn würde auf das erste Wort bey ihm erscheinen.

De Chaulnes war voll Freude über den glücklichen Erfolg seiner Verhandlung. Er eilte zum Könige und gab ihm Nachricht davon. Dieser nahm das Anerbiethen der Gräfin mit offnen Armen auf und ein großer Theil seiner Aengstlichkeit verschwand.

Den Rest des Sonntags brachte der König, wie gewöhnlich, theils bey seiner Mutter, theils bey seiner Gemahlin zu; er fand aber auch Gelegenheit, sich mit de Luynes lange und ungestört über ihre Plane zu unterhalten. Nichts schien denselben mehr im Wege zu stehen, und de Luynes entfernte sich dießmal früher, als gewöhnlich von dem Könige, weil er keine so dringende Ursachen mehr zu haben glaubte, ihn unausgesetzt im Auge zu behalten.

Kaum war er auf seinem Zimmer, als du Buisson erschien und ihm meldete, daß ein Hauptmann von der Leibwache Befehl gegeben hätte, die Posten zu verdoppeln. De Luynes erschrack, eilte zum Könige und sagte ihm dieß. Er war schon im Begriff, sich niederzulegen. Sogleich verfügte er sich zur Königin-Mutter

und sagte ihr, daß er von dem Officier, der das Wort von ihm geholt, erfahren, daß die Posten verdoppelt werden sollten: ob etwa etwas neues vorgefallen sey, seitdem er sich ihr empfohlen hätte? Die Königin-Mutter machte eine leichte Entschuldigung darüber, daß man ihn von der Sache nichts hätte wissen lassen: sie hätte geglaubt, er wäre schon zu Bette und schliefe. Jene Ordre sey übrigens in Rücksicht des Kardinals von Guise gegeben worden, den man im Louvre erwarte: es verlaute, daß er das Volk in Paris aufwiegele und es für die Partey der verbannten Prinzen zu gewinnen suche. Der König erholte sich nach dieser Erklärung von seinem Schrecken, ging auf sein Zimmer zurück und beruhigte auch den Herrn von Luynes.

Den Montag Morgen stand der König früh auf, mit der Erklärung, daß er auf die Jacht gehen wollte, und daß seine gewöhnlichen Trabanten und Dragoner sich bereit zu halten hätten, ihn zu begleiten, und daß sie ihn an der Galerie der Tuilerien erwarten sollten. Dahin ward auch ein Wagen mit Sechsen für ihn bestellt. Indessen, seine Abreise verzögerte sich eine Stunde nach der andern. Er frühstückte, spielte Billard und machte sich mit andern Dingen zu schaffen, alles, um Zeit zu gewinnen. De Luynes und der Oberste Ornano waren den ganzen Morgen bey ihm. Der Königin, seiner Gemahlin, hatte er gesagt, sie sollte nicht erschrecken, wenn sie Lärm hörte.

Unterdessen hatte der Baron von Vitry einige Personen auf die Lauer gestellt, die ihm Nachricht geben sollten, wenn der Marschall nach dem Louvre käme. Du Hallier, sein Bruder, stand mit vier Männern an der einen Seite des Hofes, ein gewisser Herr von Persan auf einer andern mit eben so viel, ein gewisser La Chenaye vor dem ersten Thore. Er selbst blieb in dem Wachsaal der Schweitzer, wo er auf einem Kasten saß, und das ruhigste Gleichgewicht in seinem Aeußern erhielt.

Digitized by Google

Gegen zehn Uhr erhielt er Nachricht, daß der Marschall von Hause weggegangen sey, und in einer Begleitung von funfzig bis sechzig Köpfen, die größtentheils vor ihm hergingen, sich dem Louvre nähere. Sogleich fuhr er aus dem Wachsaal, den Mantel umgeworfen und einen Stock in der Hand, und eilte nach dem Eingange des Louvre. Dú Hallier und Persan mit ihren Leuten folgten ihm. Es waren ihrer ungefähr funfzehn. Er drückte sich allmählig durch das Gedränge, welches den Marschall umgab. Einige von der Begleitung redeten ihn an, scherzten mit ihm und beschäftigten ihn dergestalt, daß er nicht gleich von ihnen loskommen konnte, und daß der Marschall an seiner linken Seite vorbey ging, ohne daß er es bemerkte, und schon einige Schritte Vorsprung bekommen hatte. Wo ist der Marschall? fragte er endlich einen seiner Bekannten: Dort vor Ihnen, sagte dieser: Erliest einen Brief. Vitry drängte sich vor, ergriff ihn beym Arme und sagte: Der König hat mir befohlen, mich Ihrer zu bemächtigen! „Meiner?" sagte der Marschall verwundert, fuhr einige Schritte zurück und legte die Hand an den Degen. Ja, Ihrer! rief Vitry, indem er auf ihn zufuhr und seinen Begleitern einen Wink gab. Im Nu warfen sich dú Hallier, Persan, dú Buisson und zwey andre auf ihn und schossen zu gleicher Zeit ihre Pistolen auf ihn ab. Zwey Schüsse fuhren in das Geländer der Brücke, auf welcher der Angriff geschah, die drey andern einer zwischen den Augen in den Kopf, einer in den Schlund und einer in den Backen am rechten Ohr. Zugleich fuhren ihm einige Degen in den Leib und er sank an das Geländer todt hin. Jetzt schrye Vitry: es lebe der König! alle Thore des Louvre wurden geschlossen und die Leibwache stellte sich in Reih und Glieder. Zwey von dem Gefolge des Marschalls zogen die Degen, und wollten sich auf Vitry werfen, fuhren aber zurück, als man ihnen zuschrye: es sey auf Befehl des Königs. Einer brachte dem Könige den Degen des Marschalls und erhielt ihn zum Geschenke; ein anderer bekam seinen

Ring; ein dritter seine Schärpe und ein vierter seinen Mantel. Zwey Pagen des Marschalls knieeten bey seinem Leichnam nieder und weinten; aber die übrigen Pagen und Bedienten rissen sie von ihm weg und nahmen ihnen Mäntel und Hüte. Der Körper ward in die Wachstube der Garde geschleppt und vor einem Bildnisse des Königs niedergeworfen. Man drängte sich haufenweise hinein, um ihn zu sehen.

Unterdessen war der Baron von Vitry auf dem Hofe des Louvre beschäftigt, alles in Zaum und Zügel zu halten. Eine Kammerfrau, die den Lärm gehört hatte, riß ein Fenster im Zimmer der Königin auf und rief ihm zu: Was geht vor? — Der Marschall von Ancre ist umgebracht! erwiederte er. Wer hat das gethan? fuhr sie fort. Ich, auf Befehl des Königs! versetzte er, und sogleich schlug sie das Fenster zu und hinterbrachte es der Königin. Ich habe sieben Jahr regiert, sagte diese: Im Himmel erwarte ich eine andre Krone.

Ein Kammerdiener der Königin, Namens La Place, kam gleich darauf zu ihr hinein und fragte sie, wie man der Gemahlin des Marschalls die Nachricht beybringen sollte? Ob sie selbst die Mühe auf sich nehmen wolle? O, sagte sie: ich habe an andre Dinge zu denken. Wollt ihr es ihr nicht sagen, so singt es ihr!

Die Marschallin vernahm diese Nachricht, ohne eine Thräne zu vergießen. Sie schickte den Kammerdiener zur Königin zurück und ließ sie fragen, ob sie ihr erlauben wolle, zu ihr zu kommen, um sie zu trösten und sich ihren Schutz zu erbitten. Er fand die Königin in Gesellschaft einiger Damen auf ihrem Zimmer. Die Haare um den Kopf flatternd, mit gerungenen Händen ging sie in demselben auf und ab. Auf die Anfrage des Kammerdieners antwortete sie: Kein Wort mehr von diesen Leuten: ich habe mit mir selbst genug zu thun. Ich

Digitized by Google

habe es ihnen vorher gesagt. Sie sollten längst nach Italien zurück gegangen seyn!

Die Marschallin schickte darauf zur Prinzessin von Conti, und flehete sie um Hülfe und Schutz an; aber auch von dieser kam die Antwort zurück: sie sey zu schwach, sie gegen den König zu schützen. La Place lag ihr an, ihm etwas von ihren Kostbarkeiten zukommen zu lassen, weil sie schon längst versprochen hätte, ihn zu bedenken; man würde sie ihr doch bald abnehmen. O, sagte sie: der König wird mir den Rock nicht aufheben; das glaub' ich nicht. Sie nahm ihren Schmuck und ihre übrigen Kostbarkeiten zusammen, vergrub sie in das Stroh in ihrem Bette und legte sich darauf.

Der König war während des ganzen Auftritts in seiner Gewehrkammer gewesen und hatte den Ausgang mit Ungeduld und Zittern erwartet. Er hörte Pistolenschüsse und gleich darauf kam der Oberst Cornano, pochte an die Thür und rief: Es ist gethan! — Hurtig, meinen großen Vitry her! rief der König, und dieß galt einen Karabiner, den ihm Vitry geschenkt hatte. Er nahm ihn, zog seinen Degen, und eilte nach dem großen Saale des Louvre, dessen Thür man abschloß. Der König trat an eines der Fenster, die auf den Hof gingen. Damit er besser gesehen werden könnte, umfaßte ihn Cornano, hob ihn auf, und so rief der König dem Baron von Vitry und allen, die auf dem Hofe umher waren, mit lauter Stimme und voller Freuden zu: Großen Dank, großen Dank, Ihr Herren! Jetzt bin ich König! Darauf eilte er in die Galerie, die auf die Straße hinaus sah und rief: Zu den Waffen, zu den Waffen, Kameraden! Sogleich stellte sich die Garde vor den Ausgängen der Straßen in Ordnung. Alles freuete sich, den König munter und gesund zu sehen, denn die Pistolenschüsse hatten alles in Besorgniß für ihn gesetzt. Zu denen, die um ihn waren, sagte er: Gottlob, nun bin ich König. Laßt mir gleich die alten Diener

meines Vaters kommen! Was die mir rathen, will ich nun alles thun. Zugleich wurden Bothen an das Parlament, nach dem Hotel de Ville und nach der Bastille geschickt, um Auflauf und Unordnung zuvor zu kommen. Officiere zu Pferde, mit einigen Trabanten des Königs, sprengten durch die Stadt und riefen: Es lebe der König! Der König ist König geworden! Dieß beruhigte das Volk, welches in dem Wahne gewesen war, die Pistolenschüsse hätten den König gegolten und er sey todt. Im Parlamente hatte man dieß auch geglaubt und es war daselbst alles in der höchsten Bestürzung und Unordnung gewesen.

Noch war der König in Berathschlagungen begriffen, ob man der Königin-Mutter ihre Leibwache nehmen sollte, weil man bemerkte, daß sie ihre Musketen in dem Vorzimmer hinter den Fenstern angelegt hatten, als der Herr von Bressieux, von ihr abgeschickt, erschien und den König in ihrem Namen um Erlaubniß bat, daß sie ihm zwey Worte sagen dürfte. Der König verfärbte sich, faßte sich aber und sagte: Ich habe jetzt zu viel zu thun. Ein andermal. Versichern Sie ihr, daß ich sie beständig als meine Mutter ehren werde. Da mich aber Gott zum König hat lassen geboren werden, so bin ich entschlossen, von nun an selbst zu regieren und meine Pflicht zu thun. Von Stund an soll meine Leibwache ihre Leibwache seyn. Sagen Sie ihr das.

Bressieux ging zur Königin zurück, um ihr diesen Bescheid zu überbringen. Da es sich aber verzögerte, ehe man ihre Leibwache fortschickte, so erhielt Vitry den Befehl, sie zu entwaffnen. Ihr Hauptmann weigerte sich zu gehorchen, seine Leute auch. Vitry drohete, sie in Stücken hauen zu lassen, wenn sie auf den Befehl des Königs nicht achteten. Der Hauptmann pochte an das Zimmer der Königin und schrye, daß man Gewalt gegen ihn und seine Leute

Digitized by Google

brauchen wolle. Die Thür ging auf, und eine Kammerfrau sagte ihm im Namen der Königin: er solle dem Befehle des Königs gehorchen. Bressieux erschien zu gleicher Zeit und wiederhohlte es. Jetzt streckte die Garde die Gewehre und zog ab. Zwölf Leibtrabanten des Königs nahmen ihre Stelle ein.

Nun schickte Vitry einige Trabanten in die Wohnung der Marschallin. Sie lag immer noch im Bette auf ihren Diamanten. Man suchte überall und fand nichts; aber man wußte nur zu gewiß, daß sie eine Menge Kostbarkeiten besäße. Sie ward gezwungen, aus dem Bette zu gehen; man durchsuchte es und fand ihre Schätze. Zu gleicher Zeit hatten die Trabanten die großen Kasten weggeschafft und was an Kleidungsstücken herumlag, vertragen. Als sie sich anziehen wollte, fand sie nicht einmal einen Strumpf. Sie war gezwungen, zu ihrem Sohn, einem Kinde von dreyzehn Jahren, den man in einem andern Zimmer in Verwahrung hielt, zu schicken, und ihn fragen zu lassen, ob er nicht einen kleinen Thaler hätte, wofür sie sich Strümpfe kaufen könnte. Der arme Kleine schickte ihr einige Zwölfsousstücke, die er in seiner Tasche fand und die hinreichten, ein paar wollene Strümpfe zu kaufen. Er weinte bitterlich dabey, und als man ihm Geduld empfahl, sagte er: die muß ich wohl haben, denn alles, was mein Vater gethan hat, muß ich tragen.

Die Marschallin ward aus ihrer Wohnung in ein anderes Zimmer gebracht, worin sie so lange in Verhaft bleiben sollte, bis sie Platz in der Bastille fände. Einer vom Hofe, Graf von Fiesko, der anfangs etwas bey ihr gegolten, nachmals aber ihre Verfolgungen auszustehen gehabt hatte, war bey ihrer Ueberpflanzung zugegen und sagte: Wie nun? Sie haben gesagt, daß ich den Galgen verdiente: wer ist jetzt ihm am nächsten? Die Marschallin sah ihn an und erwiederte: Sie können nicht läugnen, daß ich Ihnen Gutes gethan habe; daran sollten Sie sich jetzt erinnern und nicht an das Böse.

Als sie Schwierigkeiten machte, in die Kammer hinauf zu steigen, die man für sie bestimmt hatte, sagte ein Soldat zu ihr: Nur hinan, nur hinan, es ist ja nur noch eine Sprosse, so bist du oben. Das alles hörte sie mit trocknen Augen und ohne im geringsten bewegt zu werden, an. Als das Gerücht lief, daß man ihr die Haare abgeschnitten hätte, geriethen die Kammerfrauen der Königin in großes Schrecken, weil sie über ihr eignes Schicksal noch ungewiß waren; aber die Königin sagte zu ihnen: Laßt sie machen. Schlimmer kann es uns nicht ergehen.

Unterdessen kam Bressieux zum Könige zurück, um ihm die Erklärung seiner Mutter in Absicht ihrer Garde zu überbringen; aber er ließ ihm sagen: wenn er käme, ihm etwas zu sagen, was ihn selbst beträfe, so wäre er willkommen; beträfe es aber die Königin, so sollte er sich keine Mühe geben: er würde sie behandeln, wie sie es von einem Sohne erwarten könnte. Bressieux kam noch einmal und der König ließ ihm sagen: es bliebe bey der vorigen Antwort, und er solle nicht wieder kommen. Geschäh' es doch, so würde er ihn an einen Ort bringen lassen, wo er ihn schon finden würde, wenn er ihm etwas zu sagen hätte. Zugleich gab er Befehl, daß den folgenden Tag die Thür, die aus der Wohnung der Königin-Mutter zur seinigen führte, vermauert, daß den Großen untersagt werden sollte, zu ihr zu gehen, daß die Prinzessinnen von nun an um die regierende Königin bleiben, daß die Königin-Mutter zwar, wie vorher, von ihren Damen und Officieren bedient werden, daß aber zwey Männer von der Leibwache des Königs so lange zugegen bleiben sollten, bis er sich ganz fest gesetzt habe.

Und dieß geschah ohne Schwierigkeit. Die Großen des Hofes drängten sich um ihn her und die Minister verließen alle die Partey der Königin. Der Spanische Gesandte, der viel bey der Königin vermocht hatte, erschien vor dem Louvre, und man ließ ihn herein. Er hatte den Hut in der Hand und wollte nach dem Zimmer der

Digitized by Google

Königin. Vitry, der auf dem Hofe auf und abging, bemerkte ihn und rief ihm zu: Wohin? Wohin? Dahin geht man jetzt nicht mehr; zum Könige mit Ihrem Morgengruß! Der Gesandte kehrte stillschweigend um und ging nach dem Zimmer des Königs.

Das größte Vertrauen setzte der König auf den Herrn von Villeroy und dem Präsidenten Jeannin. Als sie erschienen, umarmte der König den Herrn von Villeroy und sagte: da es Gott gefallen hätte, ihn aus der Gewalt des Marschalls von Ancre zu befreyen, und ihm seine Freyheit wieder zu geben, so gäbe er ihm die Stellen zurück, die er unter seinem Vater bekleidet hätte. Ihm, dem Präsidenten Jeannin und andern alten Dienern seines Vaters überließe er die Führung seines ganzen Reichs. Nach diesen Worten ging er mit ihnen in seine Bibliothek, wo die nöthigsten Geschäfte sogleich eingeleitet wurden: man schrieb an die Befehlshaber der Armee, an die Prinzen, Parlamenter und Statthalter der Provinzen, und traf Vorkehrungen zur Beruhigung und Versorgung von Paris.

Der Bruder des Königs, der Graf von Soissons, der Kardinal von Guise, die Herzoge von Nemours, von Vendome und eine Menge andere vom Größten bis zum Kleinsten eilten herbey, um dem Könige Glück zu wünschen. Das Gedränge ward so stark, daß es die große Galerie nicht fassen konnte. Der König war gezwungen, um aus demselben zu kommen, auf das Billard zu steigen. Sein Bruder und der Graf von Soissons stiegen mit ihm hinauf.

Der Oberste Cornano hatte Befehl gehabt, sich nach der Bastille zu verfügen, um dem Gouverneur derselben zu untersagen, daß er niemand hinein ließe, ohne ausdrücklichen Befehl vom Könige selbst. Der Gouverneur war schon im Louvre und der König rief ihn zu sich. Sind Sie mir immer treu gewesen? sagte

Digitized by Google

er zu ihm: Und wollen Sie es auch in Zukunft seyn? Der Gouverneur bejahete dieß. So gehen Sie, versetzte der König: und thun Sie Ihre Pflicht in der Bastille. Sie geben niemand Rechenschaft, als mir.

Cornano ward auch nach dem Parlamente geschickt. Die Sitzung war schon aufgehoben, aber die Präsidenten waren noch zugegen. Er trat zu ihnen hinein und meldete ihnen im Namen des Königs, daß er den Marschall von Ancre hätte aus dem Wege räumen lassen, um frey zu werden. Der König hoffe, sie würden ihm in Zukunft ihre treuen Dienste nicht versagen, und lasse ihnen versichern, daß sie an ihm beständig einen guten und gnädigen König haben sollten. Der erste Präsident antwortete im Namen des ganzen Corps darauf, und eilte zu Fuße nach dem Louvre, weil bey der Unordnung nicht gleich ein Wagen bey der Hand war.

Der Siegelbewahrer Mangot, eine Kreatur der Königin-Mutter und des Marschalls, hatte Muth genug, nach dem Louvre zu kommen. Er wollte nach dem Zimmer der Königin-Mutter, aber Vitry hielt ihn an und sagte: er müßte erst wissen, ob es auch der König wollte. Er schickte zum Könige und ließ anfragen, ob er ihm seine Ehrfurcht beweisen dürfte. Die Antwort „Nein" kam zurück, zugleich mit dem Befehl, die Siegel zu hohlen und auszuliefern. Sogleich entfernte er sich in dieser Absicht.

Man versicherte sich auch des Sürintendanten Barbin, der durch den Marschall zu diesem Posten erhoben worden war, und durch den er die Finanzen zu seiner Verfügung gehabt hatte. Unter seinen Papieren fand man eine Liste von den vornehmsten Beamten des Hotel de Ville und der Bürgerschaft überhaupt, die von allen Würden ausgeschlossen seyn sollten, weil sie nicht auf die Seite des Marschalls hatten treten wollen. Der Präsi-

Digitized by Google

dent Aubry, der bey der Verhaftung Barbins gebraucht wurde, und dessen Name einer der ersten auf der Liste war, sagte: wenn es nach dieser Liste geht, werde ich in meinem Leben nicht Prevot des Marchands. (Burgemeister.)

Der Bischof von Lüsson, Richelieu, kam in das Louvre, um zu versuchen, ob er mit den andern Staatssekretairen vor den König kommen könnte. Er stand lange weit von dem Könige entfernt, und hatte Mühe, jemand zu finden, der sich mit ihm unterhalten wollte. Endlich wagte er sich an das Billard, worauf der König stand. Sobald dieser ihn erblickte, sagte er: Nun, Lüsson, endlich bin ich von eurer Tyranney frey! Der Bischof wollte antworten: Fort, sagte der König: fort aus meinen Augen. Er ließ dem Könige noch sagen: Se. Maj. wüßten wohl, daß er schon seit vierzehn Tagen um seinen Abschied angehalten, da er die Unordnungen gesehen hätte, die im Schwange gingen; er erwarte die Befehle Sr. Majestät. Der König ließ ihm zurücksagen: er könne, wenn er wolle, in seinem Konseil bleiben, als Bischof oder als Staatsrath, aber seine Stelle als Staatssekretair sey vergeben. Der Herr von Villeroy hätte sie schon. Er solle die dahin gehörigen Papiere ausliefern. — Dieß war eben der Richelieu, der sich einige Jahre nachher dieses Königs so bemächtigte, und Frankreich und dessen Beherrscher so unumschränkt beherrschte, als der Marschall von Ancre nie gethan hatte.

Unterdessen kam der Siegelbewahrer Mangot zurück, und war Willens, die Siegel dem Könige selbst auszuhändigen. Als er im Begriff war, die große Treppe hinaufzusteigen, kam Vitry von hinten und hielt ihn beym Arme an: Wohin wollen Sie, Herr im Atlasrokke? sagte er zu ihm: Der König kann Sie nicht mehr brauchen! Mangot erklärte, seine Absicht sey, dem Könige die Siegel auszuhändigen. Nun ließ man

Digitized by Google

ihn in den großen Saal hinauf, wo er sehr lange warten mußte. Man sagte dem Könige, daß man ihm die Siegel überbringen wolle, aber er erklärte; er wolle den Herrn von Villeroy und den Präsidenten Jeannin erst erwarten, die irgendwo im Louvre zu Mittag aßen. Als sie kamen, befahl der König dem Baron von Vitry, die Siegel zu bringen. Er brachte sie und der König sagte: nun wir die Siegel wieder haben, bekommen wir auch wieder Finanzen. Ich will sie schon einem anvertrauen, der es gut mit mir meynt.

So kamen nach und nach alle Beamte des Staats und der Stadt in Haufen nach dem Louvre. Der Prevot von Paris erschien auch, und als er bey dem Könige gewesen war, kam er auch zur Königin-Mutter; aber sie sagte zu ihm: O laßt mich in Ruhe, und thut alles, was der König befiehlt.

Als der König zu Tische ging, zerstreuete sich das Gedränge. Die Gräfin von Soissons erschien, um dem König ihre Glückwünsche zu überbringen, und ward sehr gnädig empfangen. Nach Tische kam der Kardinal von Rochefoucault mit gleicher Absicht. Als er bemerkte, daß alle Augenblicke jemand kam, und mit dem Könige von Geschäften zu sprechen hatte, wodurch er in seiner Konversation unterbrochen ward, sagte er: Ew. Maj. werden es sich jetzt saurer werden lassen müssen, als vorher, verlassen Sie Sich darauf. O, erwiederte der König: es wurde mir weit saurer, Kind zu bleiben. Zu einem andern Herrn, der bey ihm stand, fuhr er fort: Ich habe sieben Jahre die Maulesel in den Tuilerien hüten müssen, es ist endlich Zeit, daß ich was anderes thue. Der Präsident Miron, der als Gesandter nach der Schweitz zu gehen bestimmt gewesen war, erschien und bat den

Digitized by Google

König um Verzeihung, daß er sich den Befehlen der Königin-Mutter gefügt hätte: er hätte geglaubt, was sie thäte, geschähe mit seinem Willen: Sie haben Ihre Pflicht gethan, erwiederte der König: aber ich habe auch meine gethan. Bald nachher versank er in Gedanken und spielte mit dem Messer auf dem Tische: Sire, was spielen Sie da? fragte ihn einer der Umstehenden. Ich spiele das Kind, versetzte er.

Den Nachmittag war das Gedränge im Louvre noch stärker, als den Vormittag, und da alles den König sehen wollte, war er gezwungen, wieder auf das Billard zu steigen. Er war in der heitersten Laune und erzählte öffentlich und laut eine Menge Dinge, welche die Sklaverey betrafen, worin ihn der Marschall gehalten, und die Anschläge, die er gefaßt, sich von derselben zu befreyen. Einmal hätte er mit dem Marschall Billard gespielt. und dieser gesagt: Ew. Maj. erlauben mir wohl, daß ich meinen Hut aufsetze. Er hätte es aber schon gethan gehabt, und er eine Weile darauf gesagt: Ja, setzen Sie nur auf! Als der Marschall weggegangen wäre, hätte er zu seinen Gesellschaftern gesagt: Habt Ihr wohl gesehen, wie der den Hut aufsetzte? Und ein andermal, als er etwas gethan, was ein wenig kindisch geschienen, hätte er gar gesagt: der Streich verdiene die Ruthe.

Gegen Abend ward unter Trompetenschall ausgerufen, daß alle, die in Diensten des Marschalls gestanden hätten, in vier und zwanzig Stunden die Stadt räumen sollten, bey Verlust des Lebens. Der Kammerdiener La Place und einige andre Kreaturen des Marschalls wurden in Verhaft genommen. Sein Sohn ward immer noch in Verwahrung gehalten; sein Körper ward jetzt besichtigt. Man fand kein Panzerhemd, wie man vermuthet hatte, und seine Wunden waren alle tief gegangen. Ueber dem Hemde trug er eine goldne Kette, an welcher ein weißes

Digitized by Google

Läppchen hing, das in vier Falten geschlagen und versiegelt war, vermuthlich eine Hexerey, die ihn vor Lebensgefahr sichern sollte. In den vier Taschen seiner Beinkleider fand man Obligationen, Kassenscheine und Wechsel, 1,900,000 Livres an Werth, alle sorgfältig in kleine Päckchen gesiegelt, die er beständig bey sich trug und entsiegelte, wenn er etwas davon brauchte. Man zog den Körper ganz nackend aus, wickelte ihn in ein Stück Zwillig, das nicht funfzig Sous kostete, und band die beyden Faden mit Bindfaden zu, um nicht die Mühe zu haben, sie zuzunähen. Um Mitternacht ward er auf Befehl des Königs nach der Kirche Saint Germain geschafft, wo er gerade unter der Orgel begraben wurde. Die Steine wurden so genau wieder zusammen gefügt, daß keine Spur da war, daß sie aufgerissen gewesen waren. Ein Geistlicher wollte ein De profundis für seine Seele anstimmen; aber man hielt ihm den Mund zu und sagte: ein Bösewicht, wie dieser, verdiene nicht, daß man für ihn bete, und wenn er es ja thun wolle, solle er es für sich thun, daß es niemand höre.

Ehe sich der König niederlegte, wurde die Nachlassenschaft des Marschalls ausgetheilt. Vitry bekam seine Stelle als Marschall von Frankreich, die Baronin Lusigny sein Haus in Paris und seine Pferde. De Luynes ward Oberkammerherr und Intendant von der Normandie; Persan erhielt die Hauptmannsstelle in der Bastille; du Hallier ward Hauptmann bey der Leibgarde; und so bekamen alle übrige, die Theil an der Ermordung des Marschalls gehabt hatten, von seinen Würden und Reichthümern etwas, und andre Große, denen er ihre Würden, Aemter und Besitzungen genommen hatte, kamen wieder in den Genuß derselben.

Während dieß alles bey Hofe vorging, war man in der Stadt nicht ruhig gewesen. Die Pistolenschüsse, die im Louvre gefallen waren, hatten, so lange man nicht wußte, wen sie gegolten, das Volk in Unruhe gesetzt. Es hatte geglaubt, die

Digitized by Google

Königin suchte sich ihres Sohnes, oder gar, der Marschall suchte sich der Königin und des Königs zugleich zu entledigen. Bey den Eingriffen, die er schon gethan, bey dem Einflusse, den er sich verschafft, bey den Gewaltthätigkeiten, die er an einigen Prinzen von Geblüt und andern Großen verübt, bey dem Stolze und der Herrschsucht, die er beständig gezeigt hatte, war es dem Volke, das über innern Hebel oder Hindernisse nie nachdenkt, weil es nur immer nach dem urtheilt, was es sieht, gar nicht unwahrscheinlich, daß er wohl nach der Königlichen Würde selbst trachten möchte. Es war also in einem wilden Aufruhr, so lange bis es erfuhr, daß der gefürchtete Marschall selbst gefallen, daß die Königin, die den Beyfall des Volks nicht hatte, weil sie jenen die Hände in alles mischen ließ, ihrer Regentschaft entsetzt, und der König, als rechtmäßiger Oberherr, endlich in den Besitz seiner Rechte getreten sey. Jetzt lenkte sich seine Wuth auf den wehrlosen Leichnam des Marschalls, den es gefürchtet hatte, so lange er athmete; den es anstaunte, so lange er in seinem Glanze war; den es jetzt henkte, da er niemand mehr henken lassen konnte. Dieß ist überall der Charakter des Volks, aber er scheint es ausschließend fest des Pariſischen Pöbels zu seyn.

Den andern Morgen brachten einige aus dessen Mitte die Kirche und den Ort heraus, wo der Körper des Marschalls verscharrt worden war. Sie liefen hin und ihnen folgten bald mehrere. Sie fingen damit an, daß sie auf das Grab spieen und die Steine darüber — mit Füßen traten. Andre, die dadurch erhitzt wurden und noch mehr thun zu können wünschten, kratzten mit den Nägeln rund herum die Fugen der Steine auf, und sie waren im Begriff, sie zu lüften, als die Geistlichen dazwischen traten, und sie zu verjagen suchten. Dieß regte das Volk nur desto mehr auf. Neue Haufen drangen herein, die schon Werkzeuge hatten, und in wenig Augenblicken war das Grab aufgerissen. Auf die Füße des Körpers kamen sie zuerst. Ihn aufzugraben, war

ihnen zu langweilig. Sie schlungen Klockenseile um die Füße und rissen ihn heraus, unter beständigem Geschrey: es lebe der König! Die Priester konnten dem Tumulte nicht mehr steuren, keine Messe mehr lesen. Auf allen Bänken, Galerien, Betstuben und Altären drängte sich ein lärmendes Volk, und wo die Säulen Vorsprünge hatten, da halfen sie sich hinauf, und fielen zum Theil auf die Köpfe der übrigen wieder herab. Der Lärm war unbeschreiblich.

Einige Patrouillen kamen herbey, um das Volk zu verjagen, richteten aber nichts aus. Der Chef der Polizey erschien mit seinen Leuten, aber das Volk schrie: Hinein mit ihm, lebendig hinein mit ihm, wenn er näher kommt! Es hatte ihm den Platz des Marschalls in der Erde zugedacht. Er mußte sich zurückziehen.

Nun ward der Körper durch die Kirche zur großen Thüre hinausgeschleppt. Von da nach der Wohnung des Sürintendanten Barbin, der noch Stubenarrest hatte. Vor derselben machten sie Halte. Sie schryen ihm fürchterliche Drohungen und Schimpfworte auf Schimpfworte zu, und ohne die Posten von der Garde du Corps, die vor seinem Hause standen, hätten sie ihn herunter geholt und eben so gemißhandelt, als den Körper seines ehemaligen Beschützers. So viel erhielten sie indessen, daß er an das Fenster treten und der gräßlichen Scene mit zusehen mußte, die ihn in Angst und Schrecken setzte.

Von da schleppten sie den Leichnam, den sie immerfort zertraten und zerschlugen, über den Pont-Neuf zu einem Galgen, der am Ende desselben stand, und der dort einige Monate vorher auf Befehl des Marschalls war errichtet worden, für die, welche gegen ihn murrten.

Unter der Menge befand sich ein Schottischer Lakey, dessen Kameraden auf Befehl des Marschalls waren gehenkt worden. Dieser brachte es zuerst in Vorschlag, daß man ihn henken sollte. Ein anderer Lakey, stark und groß von Figur, der erst vor wenig Tagen

die

die Dienste des Marschalls verlassen hatte, weil er ihm auch mit dem Galgen gedrohet, meldete sich zu der Ehre, Henkers Stelle zu vertreten, und schrye: Wer mich hat henken wollen, soll nun selbst gehenkt werden. Damit aber ein Unterschied zwischen einem Sch** und einem ehrlichen Kerl gemacht werde, henk' ich ihn bey den Füßen: mich hätte man beym Kopfe gehenkt. Das Volk gestand ihm den Vorrang zu, hob ihn auf den Galgen hinauf, und er knüpfte den Körper bey den Füßen an.

Eine Kompagnie von der Königlichen Garde war über den Pont-Neuf gekommen, hatte aber dem Volke keinen Einhalt gethan, sondern den Rasenden, die um einen Strick verlegen waren, ihre Lunten zugeworfen, um sich deren zu bedienen.

Sie ließen den Körper nur eine halbe Stunde hangen, während derselben der Lakey, der den Henker gespielt, den Umstehenden den Hut hinhielt und etwas für Den forderte, der den Marschall von Anere gehenkt hatte. Man fand diese Forderung so billig, daß alles, bis auf die ärmsten Bettler, ihm Geld in den Hut warf, der bald bis oben angefüllt war. Man gab es als eine Art von Dankopfer für die Befreyung des Landes von dem hochmüthigen und habsüchtigen Despoten.

Der Körper ward wieder heruntergerissen, man zerstach und zertrat ihn, hieb ihm Arme und Kopf ab, schnitt ihm Nase und Ohren herunter, stach ihm die Augen aus und mißhandelte die Reste mit Tritten, Faustschlägen, Degen- Dolch- und Messerstichen. Die einzelnen Theile des Körpers wurden triumphirend auf Piken durch die Stadt getragen und mit einem Geschrey begleitet, das alles vor diesen rasenden Ungeheuern in Schrecken setzte.

Ihr Geschrey drang auch bis zur Marschallin vor, und sie fragte: was vorginge. Die Wache sagte, man hätte ihren Mann gehenkt. Sie schien bewegt, aber ihre Augen blieben trocken, und sie sagte: er sey ein zudringlicher, hochmüthiger Mensch gewesen,

und hätte das alles verdient; seit drey Jahren hätte er nicht mehr bey ihr geschlafen; es wäre ein schlechter Mensch gewesen, und sie hätte vorgehabt, den kommenden Frühling nach Italien zu gehen, das wolle sie beweisen.

Als sich das Geschrey nach der Gegend hinzog, wo ihr Sohn in Verwahrung gehalten wurde, fragte sie, ob man ihn etwa auch umgebracht hätte. Man verneinte dieß und versicherte ihr, es könnte ihm nichts geschehen. O, sagte sie: es wäre besser, wenn man ihn umbrächte, denn er wird Zeitlebens ein elendes Geschöpf seyn. Freude hat er noch nicht gehabt, so lange er denken kann. Selten kam er von Vater und Mutter ohne Stöße und Ohrfeigen weg.

Die Wächter des unglücklichen Knaben öffneten die Fenster des Zimmers, worin er war, und hoben ihn auf, damit er das Gewimmel der Rasenden, die den Körper seines Vaters zerfleischten, übersehen könnte, und gaben ihm die Warnung, ein besserer Mensch zu werden. Er hob beyde Hände flehend empor, alles zitterte an ihm und über die Wangen liefen ihm die hellen Thränen.

Die Wuth des Volks war noch nicht gemäßigt, ward vielmehr mit jedem abgehauenen Gliede, mit jedem zerfleischenden Hiebe gräßlicher. An der Straße Arbresec schoß ein Mann, in Scharlach gekleidet, aus dem Haufen schäumend hervor, stieß die Hand in den Körper, zog sie blutig heraus, sog daran und verschluckte ein Stück Fleisch, das er mit herausgerissen hatte. Ein anderer holte ihm das Herz heraus, briet es auf Kohlen und aß es öffentlich mit Weineßig. Diese Gräuel steckten die andern mit neuer rasender Wuth an und verwandelten Tausende in reißende Thiere.

Den Rest des Körpers schleiften sie nach dem Greveplatz, wo sie ihn noch einmal an einem andern Galgen henkten, den der Marschall hatte aufrichten lassen, und zu gleicher Zeit henkten sie die Marschallin in einer Puppe, die sie aus dem Zwillig, worein der Körper ihres Mannes gewickelt gewesen war, verfertigt hatten. Sie schnitten

ihn wieder herab und schleppten ihn nach der Bastille, wo sie ihm die Eingeweide heraus rissen, einen Theil davon verbrannten und den andern nach seinem Pallaste schleiften, um ihn dort in Asche zu verwandeln. Noch einmal zogen sie mit dem Reste nach dem Pont-Neuf, verbrannten noch einen Theil davon vor der Statue Heinrichs des Vierten und mit dem übrigen rannten sie nach dem Greveplatz zurück und verbrannten ihn auf einem Feuer, das aus lauter Galgen, die sie ausgerissen und zerbrochen hatten, empor loderte. Die Asche streueten sie in die Luft, damit keine Spur von dem Unglücklichen auf der Erde zurück bliebe.

Unterdessen ward die Marschallin immer noch im Louvre bewacht. Man befragte sie über ihre Diamanten und andre Kostbarkeiten. Sie erklärte, daß sie den Tag vorher dem König ein Kästchen geschickt hätte, worin für 200,000 Livres Diamanten gewesen wären, wovon aber wohl ein Theil unterwegs geblieben seyn könnte. Auch ihre Perlen hätte sie noch (und sie zog sie aus einem Versteck hervor, wo sie niemand gesucht haben würde) drey hundert und sechzig tausend Livres an Werth, die sie dem Könige zu Füßen legte. Sie siegelte das Ganze ein und bat, daß man es in die eignen Hände des Königs liefern möchte. Uebrigens sprach sie mit einer Ruhe, als ob sie gar nichts zu befürchten hätte, und bat die Herren, die ihre Sache untersuchten, ihre Unschuld in ihr gehöriges Licht zu setzen. Sie erklärte, daß sie die Hoffnung noch nicht aufgegeben hätte, wieder zu Gnaden zu kommen, und versprach ihnen die höchsten Stellen und jedem einige hundert tausend Livres, wenn sie dazu beytragen wollten. Wie nun, Madame? sagte einer der Herren zu ihr: Wenn wir Sie noch vor vierzehn Tagen so angesehen hätten, wie jetzt, würden Sie Sich sehr über uns erboßt haben. Wir hätten Sie doch wohl mit den Augen beheren wollen? — O, erwiederte sie: damals war ich eine Närrin.

Digitized by Google

Der Graf von Fiesko, dessen wir oben erwähnt haben, hatte gehört, daß ihr Sohn von seinen Wächtern hart gehalten würde, und daß er nicht essen noch trinken wollte, um Hungers zu sterben. Dieß rührte ihn, und er bat den König, das Kind ihm, auf sein Ehrenwort, zu übergeben. Es ward ihm zugestanden. Er ging also selbst hin und holte ihn ab. Man hatte ihm seinen Hut und Mantel genommen; er gab ihm den Hut seines Bedienten und führte ihn auf sein Zimmer im Louvre. Die regierende Königin schickte ihm Konfituren, ließ ihn zu sich bringen und tröstete ihn. Sie sagte zu ihm, sie hätte gehört, daß er gut tanzte, sie wünschte, es zu sehen. Der arme Kleine schickte sich mit Schmerz und Angst im Herzen dazu an, und gab seine Kunst willigsich zum Besten.

Unterdessen waren die Geschäfte des Reichs in ihrem neuen Schwunge. Die neuen Minister arbeiteten in ihren Fächern, das Parlament war in Thätigkeit, alle Stellen, die mit des Marschalls Kreaturen besetzt gewesen waren, wurden von denselben gereinigt, die Schlüssel von Soissons, wovor des Königs Armee stand, wurden ausgeliefert, die verbannten Prinzen zurückgerufen, die Bastille wurde von den Gefangenen, die der ermordete Günstling hatte hineinführen lassen, geleert, und den untreuen Beamten, wie der Marschallin selbst, der Prozeß gemacht.

Die Königin war allein, von allen ihren Günstlingen, von allen Großen verlassen, und auf ihr Zimmer eingeschränkt. Ihre Lage war so, daß es ihr mit jeder Stunde beschwerlicher und demüthigender ward, in einem Pallaste zu bleiben, worin sie sonst mit Glanz und Willkühr thronte. Sie hatte noch mehreremal vergebens versucht, ihren Sohn zu sprechen, aber es schien, als ob er sich immer noch nicht stark genug fühlte, ihren Anblick zu ertragen. Endlich ließ sie ihm ihr Verlangen schriftlich vorlegen, und es bestand in folgendem: daß er ihr erlauben möchte, nach Moulins, oder in eine andere Stadt ihre Appanage zu ziehen und zwar binnen zwey

Digitized by Google

oder drey Tagen; daß er angeben möchte, wer sie dahin begleiten solle; daß sie den Etat ihrer Einkünfte erführe, um ihre Ausgaben darnach anordnen zu können; daß sie freye Gewalt über die Stadt hätte, wohin sie ziehen sollte; und endlich, daß sie ihn vor ihrer Abreise noch einmal sehen könnte.

Der König ließ ihr schriftlich antworten: wenn er sie seit einigen Tagen nicht besucht hätte, so wäre ihm dieß so schmerzlich gewesen, als ihr selbst kaum; aber die Lage der Sachen und seine Geschäfte hätten es nicht erlaubt. Er hätte nicht daran gedacht, sie zu entfernen, ihr vielmehr in wenig Tagen allen Theil, den er einräumen könnte, an der Regierung geben wollen. Wäre sie aber entschlossen, aus Paris zu gehen, so könnte sie nach Gefallen nach Moulins, oder wohin sie sonst wollte, gehen; niemand sollte sie begleiten, als wen sie selbst wählte; die Stadt und Provinz, wo sie sich niederließe, wäre ganz zu ihrer Verfügung; was ihr zum Leibgedinge ausgesetzt sey, solle sie alles haben, und er selbst würde sie vor ihrer Abreise noch einmal sehen.

Die Königin schien mit dieser Antwort sehr zufrieden und beschloß vor der Hand nach Blois abzugehen und dort so lange zu bleiben, bis das Schloß zu Moulins ausgebessert und eingerichtet wäre. Am Tage ihrer Abreise schickte sie dem Könige schriftlich, was sie ihm beym Abschiede sagen wollte, und verlangte schriftlich zu sehen, was er ihr antworten würde. Der König las es und schickte ihr seine Antwort schriftlich zu. Nach Tische ging er, nur von wenig Personen begleitet, nach ihrem Zimmer. Als er herein trat, kam ihm die Königin entgegen:

„Mein Herr," hub sie an (in ihrer Schrift hatte „mein Sohn" gestanden, was sie mündlich in „mein Herr" verwandelte.) Mein Herr, ich habe gethan, was ich konnte, meine Pflichten als Regentin des Reichs zu erfüllen. Wenn der Erfolg nicht so glücklich gewesen ist, als ich wünschte, wenn Dinge vorgefallen sind, die Ihren Absich-

Digitized by Google

ten zuwider waren, so thut es mir sehr leid; aber versichern muß ich Ihnen, daß es nicht aus Mangel an gutem Willen von meiner Seite gekommen ist, und mehr daher, daß ich Ihren Willen nicht wußte. Ich freue mich, daß Sie Selbst die Regierung Ihres Staats übernommen haben, und bitte den Himmel, daß Ihnen alles glücklich von Statten gehen möge. Für die gütige Erfüllung meiner Bitte danke ich Ihnen. Erinnern Sie Sich meiner als mein guter Sohn und mein guter König."

Der König war sichtbar gerührt. Er antwortete mit bebenden Lippen: Madame, ich weiß, daß Sie die Regierung meines Reichs mit möglichster Sorgfalt und Treue geführt, und gethan haben, was Sie konnten. Ich danke Ihnen von Herzen dafür. Sie haben Sich entschlossen, von hier zu gehen, und ich habe nichts dagegen, weil Sie es wollen. Wären Sie hier geblieben, so hätten Sie beständig Theil an meinen Geschäften behalten sollen. Nie werde ich aufhören, Sie zu schätzen und zu lieben, und Ihnen als Sohn bey jeder Gelegenheit zu gehorchen.

Sie sagte noch einiges von ihrem Zurückzuge nach Blois und Moulins und bat für den Sürintendanten Barbin. Bald war sie ihrer Thränen nicht mehr Meisterin. Sie näherte sich dem Könige und küßte ihn, ohne ihn zu umarmen. Seinen Bruder umarmte sie und küßte sie zweymal, und weder er noch sie konnten ein Wort hervorbringen. Der König entfernte sich in Thränen.

Die Marschallin sollte nun nach der Bastille geschafft werden, um dort ihr Schicksal zu erwarten. Du Hallier und ein anderer Officier erhielten Befehl, sie dahin zu führen. Man befragte sie noch einmal, ob sie noch Ringe und Kostbarkeiten besäße. Sie erwiederte unwillig, daß man sie schon bis auf die Haut untersucht hätte, hob plötzlich den Rock bis über den Nabel auf und stand so vor ihnen da. Sie hatte aber Beinkleider von rothem Fries an.

Digitized by Google

Dú Hallier konnte vor Lachen nicht sprechen, und sagte, man würde die Beinkleider auch untersuchen müssen. Zu keiner andern Zeit hätt' ich dieß gelitten, sagte sie, aber jetzt ist alles erlaubt.

Man setzte sie in einen Wagen und fuhr mit ihr zur Bastille. Unterwegs fragte sie, ob das Zimmer, das man ihr einräumen würde, mit Tapeten ausgeschlagen sey, und ihr Ton hatte, wie ihr Wesen, immer noch sehr viel zuversichtliches. Als sie aber in der Bastille ankam, bemächtigte sich ihrer Schrecken und Angst. Sie ließ sich vor dú Hallier auf die Kniee nieder und flehete ihn, sie zu retten und für sie zu sprechen, auch dem Könige, als einen triftigen Grund ihr zu verzeihen, den anzuführen, daß sie ihn hätte sehen zur Welt kommen.

Dieß Gemisch von Stolz, Zuversichtlichkeit und schlechter Erziehung verläugnete das seltsame Weib nicht, und sie gab Proben davon bis zu ihren letzten Augenblicken. Sie war so armselig nach der Bastille gekommen, daß ihr die Gemahlin des Herrn von Persan, der ihren Mann mit hatte ermorden helfen, zwey Hemden schicken mußte. Diese Dame besuchte sie auch in ihrem Gefängnisse und fand ihren ehemaligen Stolz ganz verschwunden. Sie wollte sich in ihrer Gegenwart nicht setzen, und zeigte alle Merkmale der tiefsten Demüthigung, Angst und Reue.

Da das Parlament beschäftigt war, ihr den Prozeß zu machen, so ward sie einige Tage nachher aus der Bastille in die Gefängnisse desselben abgeliefert. Sie mußte fort, wie sie ging und stand, und hatte nichts als ein kleines Bündel Wäsche, kaum Kopfs groß, und außer diesem einen Muff, worin sie noch etwas Geld aufbewahrte. Beym Eintritt in das Gefängniß, ward sie in die Register desselben eingeschrieben, und man befahl ihr, zu unterzeichnen. Um dieß zu thun, legte sie ihren Muff auf einen Seitentisch, und indem sie die Augen auf das hatte, was sie schrieb,

Digitized by Google

verschwand ihr Muff und kam nicht wieder zum Vorschein. Als man sie in den Kerker schob, schrye sie: O, Himmel, nun bin ich verloren!

Nach vielen Inquisitionen und Zeugenverhören erkannten ihre Richter dahin, daß sie des Verbrechens der beleidigten göttlichen, der beleidigten menschlichen und göttlichen, und der beleidigten königlichen Majestät, nicht minder eines Meuchelmordes, an dem Sergeant-Major von Amiens, Pruille, schuldig sey. Man bewies ihr, daß sie von dem christlichen Glauben zum jüdischen übergetreten und daß sie eine Hexe sey, welche die Königin behext hätte, um sie desto mehr zu ihrem Willen zu haben. Auf diese Beschuldigung antwortete sie: Ich habe nie andre Hexerey gebraucht, als meinen Verstand. Ist es ein Wunder, daß die Königin in meiner Gewalt war, die gar keinen hatte. Ihre Todessentenz fiel dahin aus, daß sie enthauptet, und daß Kopf und Rumpf verbrannt werden sollten.

An eben dem Tage, wo diese Sentenz gefällt wurde, sollte sie auch hingerichtet werden. Der Schließer hohlte sie aus ihrem Gefängnisse nach der Kapelle, wo sie ihr Urtheil vernehmen sollte. Es ist das letzte Mahl, Madame, sagte er zu ihr; Noch heute kommen Sie von hier weg. Sie hatte nicht geglaubt, daß ihr Urtheil auf den Tod gehen würde, sie vermuthete bloß Verbannung aus Frankreich; also folgte sie ihm ziemlich gefaßt und heiter. Als sie aber in die Kapelle kam und die große Menge von Zuschauern sah, fing sie an zu zittern und sagte: über die Menge Volks! Sie mußte sich auf die Kniee niederlassen, um das Urtheil anzuhören. Als der Kriminalwärter zu den Worten kam; und soll gedachte Galigai den Kopf auf dem Schaffot verlieren — sprang sie auf und rief: aber ich bin schwanger! Man konnte den Rest des Urtheils nicht vorlesen und sie wollte nicht hören.

Digitized by Google

Sogleich ließ man Wundärzte und Wehemütter kommen, um zu erfahren, ob ihr Vorgeben gegründet sey. Man fand es ungegründet, und sie wurde den Händen der Henker übergeben. Unter einem unermeßlichen Gedränge von Volk ward sie nach dem Grevcplatz gefahren. Auf demselben bemerkte sie vom Schaffot herab einen Herrn, der in Diensten des Komthurs von Sillery war, gegen den sie sich beständig als eine erbitterte Feindin bewiesen hatte. Sie rief ihn laut bey seinem Namen, und als er näher trat, bat sie ihn, dem Komthur und einigen seiner Freunde zu sagen, daß sie ihr Benehmen gegen sie bereue, und daß sie um ihre Fürbitten ersuchen ließe.

Vom Schaffot herunter bat sie Alle um Verzeihung, die sie beleidigt und verfolgt hätte. Der Scharfrichter drückte sie auf die Kniee nieder, um ihr die Augen zu verbinden. Als er die Binde zu kurz fand und noch ein Band daran befestigte, rief sie den Geistlichen, die sie begleiteten, zu: Sprecht laut, meine Herren, und laßt das Volk mit beten. Man sagte ihr vor: In deine Hände befehle ich — und als sie das Wort „befehle" aussprach, fiel der Streich, der den Kopf vom Rumpfe sonderte. Der Körper ward bis auf das Hemd ausgezogen, und mit dem Kopfe verbrannt.

Friedrich Schulz.

Digitized by Google

II.

An

Herrn Johannes Abel,

Hofrath und Doktor der Arzneygelahrtheit zu Düsseldorf;

bey

Uebersendung meiner neuen poetischen Briefe.

Halberstadt, den 13 May 1780.

Du forschest, mit dem Geist der Celsus und Galene,
Der Menschenrettung nach! Heil, o mein Abel, Dir!
Du wirst, im Lobgesang der Söhne
Dereinst unsterblich seyn dafür,
Daß ihre Väter jetzt durch Deine Kunst genesen;
Indeß die Töchter Blumen lesen,
Sie weinend hinzustreun vor Deines Grabes Thür!

Ich aber träum' an Freundschaft und an Liebe
Nur Briefchen hin. Und wüßt' ich auch, es bliebe
Von meines Herzens Träumereyn
Nicht Eine mehr im kommenden Jahrhundert;
Doch würd' ich nie dieß kleine Buch bereun!
Geliebt wollt' ich schon jetzt von Freunden, die verzeihn,
Nicht klassisirt, und nicht bewundert
Von einer späten Nachwelt seyn!

Klamer Schmidt.

Digitized by Google

III.

Friedrichs Religionssystem.

Einfluß des Umgangs und Briefwechsels mit Französischen Gelehrten.

So hatte Friedrich also, wenigstens von 1733 an, wo man die ersten, gewiß durch Ihn veranlaßten, Versuche machte, den Hallischen Philosophen wieder ins Brandenburgische zurückzuziehn, Wolfs Philosophie kennen lernen, und sich in der Folge so vertraut damit gemacht, als wir im Vorhergehenden (St. III. S. 267-274) gesehen haben. Gesetzt auch, daß er die Schriften des Deutschen Philosophen späterhin nur als einen Katechismus der Dialektik (ebds. S. 272.) betrachtete: so hatten sie ihm doch, wie man sich sehr einleuchtend überzeugen kann, die Dienste eines guten Katechismus gethan, und ihn mit sichern Grundideen versehn, die ihn nie wieder verließen, ihn bey seinem Nachdenken über philosophische und theologische Gegenstände leiteten und seinem Geist die Festigkeit gaben, durch die er ein so fühlbares Uebergewicht über seine Französischen Freunde hat, daß Friedrichs Schriften jetzt selbst in Frankreich mit mehr Enthusiasmus und Bewunderung als Voltaire's

Digitized by Google

Werke gelesen werden. Ueberhaupt leisten die Metaphysik und Geometrie — vernünftig studirt — dem guten Kopf, auch ohn' ihn zum Ontologen oder Mathematiker von Profession zu bilden, dadurch den wichtigsten und wesentlichsten Dienst, daß sie seiner ganzen Denkungsart die metaphysische Abstraktionskraft, die geometrische Schärfe und den Geist des Calculs geben, durch die er Wahrheit und Schein sondert, Wahrscheinlichkeiten berechnet, unterscheidet, was er weiß oder nicht weiß, und so in seinem Denken — und folglich auch in seinem Handeln — die vesten Schritte thun lernt, die ihn immer vorwärts führen, und ihn vor der Gefahr sichern, aufs Ungewisse herumzuschwärmen, und vielleicht nach falschen Schritten weiter zurückgehn zu müssen, als er vorwärts gekommen war. Ein solcher Grund fehlte Joseph dem Zweyten. Daher seine Befehle, davon der folgende aufhob, was der vorhergehende gewollt hatte; daher seine Ungewißheit, ob er einer Sache genug gethan habe, oder vielleicht schon zu weit gegangen sey; *) daher seine mangelhaften Begriffe vom Werth der Wissenschaften überhaupt. Daher endlich die traurigen Folgen, denen er seine Unternehmungen aussetzte, durch die der größte Theil seiner herrlichen Talente, seiner großen, aber nur nicht genug begründeten Ideen und seiner rastlosen, unermüdeten Thätigkeit für seine Zeitgenossen verloren ging! Aber wo kein rechter Grund einfacher Wahrheit ist, kann keine Vestigkeit des Geistes, wo keine Vestigkeit ist, kann keine Entschlossenheit, und wo keine Entschlossenheit ist, kann kein Zutrauen und keine Hochachtung seyn. Friedrich genoß dieß Zutrauen und diese Hochachtung in hohem Grad; und gewiß nicht bloß

*) S. Gött. hist. Mag. B. 6. St. 4. Nr. 5.

Digitized by Google

als Folge seiner großen natürlichen Anlagen, sondern es waren Vortheile, die ihm sein früheres wissenschaftliches Studium der Philosophie und Geometrie zur Ausbildung dieser Anlagen und Bevestigung seines Geistes gewährte.

Wie viel oder wie wenig seine Theilnehmung an der Freymaurerey, deren erster und stärkster Eifer gleichfalls in die Zeit seines Rheinsbergischen Aufenthalts fällt, zu dieser Bevestigung seiner Begriffe beygetragen hat, ist für einen Layen schwer oder vielleicht unmöglich zu bestimmen, da, selbst in den sichtbaren Wirkungen, sich mit einem profanen Auge nicht unterscheiden läßt, was aus dieser oder einer andern Quelle fließt. Denn wenn Friedrich auch die sechs Kardinaltugenden, deren der Mensch fähig ist, und die der Orden als Haupteigenschaften von seinen Mitgliedern fordert, Redlichkeit, Brudertreue, Wohlthätigkeit, Wahrheitseifer, Uneigennützigkeit und Verschwiegenheit *) besaß, wie er sie denn besessen hat: so glauben wir Andern, die wir das Neue Testament und die besten alten und neuen Philosophen studirt haben, auch mit zwey gesunden Augen uns selbst und die Welt um uns her ansehn, doch an diese und noch mehr Tugenden gleichfalls, und mancher vom Orden hingegen scheint nicht mit so ganz inniger Ueberzeugung, als man wol erwarten sollte, daran zu glauben. Wenn der Orden das ist, was Herr von Bielefeld in einer der schönsten Stellen seiner Briefe, von seiner Freundin darunter

*) S. Friedrich der Große; Versuch eines historischen Gemäldes. (Zuerst im Deutschen Merkur; hernach auch besonders abgedruckt, Weimar 1786.) Heft 1, S. 38. — Doch scheint obige Classification der Tugenden nicht mit der geometrischen Schärfe bestimmt zu seyn, die zu wünschen wäre, um die Grundlage eines Systems zum Besten der Menschheit abgeben zu können.

Digitized by Google

gedacht haben will *): „Die feyerlichſte Verbrüderung, die je „mals war, in der man die Menſchen nicht nach der Verſchie„denheit der Sprachen, die ſie reden, der Kleider, die ſie tra„gen, des Rangs, darin ſie geboren ſind, oder der Würden, die „ſie bekleiden, unterſcheidet; für die die ganze Welt nur Eine „Republik iſt, davon jede Nation eine Familie, und jeder ein„zelne Menſch ein Kind ausmacht; die auf dieſe Weiſe die ur„ſprünglichen Grundſätze der Menſchheit in ihrer größten Voll„kommenheit wiederherzuſtellen ſich bemüht; die alle aufgeklär„ten, tugendhaften und wohlwollenden Menſchen unter ihre „Fahne zu vereinigen ſucht; deren Mitglieder ſich gegenſeitig durch „ihre Einſichten aufklären, ſich untereinander jede perſönliche „Empfindlichkeit aufopfern, von ihren Verſammlungen alles „entfernen, was die Ruhe des Geiſtes ſtören oder den Sitten „nachtheilig werden kann, und in den Zwiſchenzeiten ihrer glück„lichen Arbeit die unſchuldigen Freuden des Lebens genießen;" — wenn der Orden das war und iſt: ſo iſt er würdig, Friedrich zum Mitglied gehabt zu haben; und hat er auch nur etwas beygetragen, die Begriffe von Menſchenwerth, — Menſchenliebe, — Menſchenglück — veſter, unveränderlicher und allgemeiner in ſeiner Sache zu machen, ſo iſt dieß ſchon einer der ſchönſten Triumphe deſſelben. Inzwiſchen iſt doch, auch ſelbſt die ganze obige Erklärung des Herrn von Bielefeld

*) S. Lettres familières de M. l. B. de Bielefeld. Lettre I. — Dieſe Definition iſt zwar ſchon von 1738, und ſeit 1763 gedruckt; aber neuere Schriften über den Orden ſtimmen vollkommen damit überein. Schade nur daß der Verfaſſer, anſtatt zu ſagen: comme cette ſociété, *eſt* la confrairie &c. ſagt. *ſi vous conſidérez* cette ſociété comme la confrairie &c. *ſi vous enviſagez* la Maçonnerie *ſous le point de vue*, vous conviendrez &c.

Digitized by Google

in ihrem umfassendsten Sinn vorausgesetzt, die Gesellschaft auf Grundsätze gebaut, die ihr nichts weniger als ausschließlich eigen sind; die den Glauben, Genuß und Hoffnung jedes ächten Sokratischen Weltbürgers ausmachen; die endlich schon lange Friedrichs Grundsätze und tief in seiner Seele eingewurzelt waren. Man darf nur das lesen, was er vom 17 März 1736 bis auf die Nacht vom 14 zum 15 Aug. 1738 geschrieben hat, d. i. den Anfang des Briefwechsels mit Suhm und mit Voltaire, die Betrachtungen über den Zustand von Europa, und mehrere Gedichte und einzelne Briefe, die wir noch haben. Auch selbst die Idee zu seinem Antimachiavell war früher gefaßt. Dem sey, wie ihm wolle, Friedrich wurde *) zu Loo, bey einem Besuch, den sein Herr Vater zu Anfang Augusts 1738 dem Prinzen von Oranien machte, durch die Lobreden des Grafen Albert Wolfgang zu Lippe-Bückeburg, der den Orden gegen Friedrich Wilhelm vertheidigte, **) für den Orden eingenommen, erklärte nach der Tafel dem Grafen seinen Wunsch, Mitglied dieser Gesellschaft zu werden, ***) und ward zu Braunschweig, während der Messe, in der Nacht vom 14 zum 15 August, von einer Loge dahin beorderter Hamburgischer und Hannöverscher Brüder aufgenommen. Er forderte selbst, nach aller Strenge der Regeln behandelt, und als bloßer Privatmann betrachtet zu werden. Braunschweig, die Messe,

*) Durch eine sonderbare Kette von Begebenheiten; wie Herr von Bielefeld sich ausdruckt.

**) Ohne sich durch den Glanz der Majestät blenden zu lassen; wie eben derselbe hinzusetzt.

***) Die so freymüthige und wahrheitliebende Glieder hätte. Friedrich der Große ꝛc. Heft. 1. S. 40.

Digitized by Google

und fremde Mitglieder wählte man aber, um die Sache desto sichrer als Geheimniß zu halten; da Friedrich Wilhelm, wie seine Theologen, die Freymaurer damals für nichts anders, als eine Sekte geheimer Atheisten hielt. Um eben dieses Geheimnisses willen hatte man die Visitation des Koffers mit Maurerischen Geräthschaften auf dem Packhof durch einen Dukaten verhindert; niemanden der fremden Mitglieder, als den Grafen von Lippe-Bückeburg, bey Hofe erscheinen lassen; und einen Herrn von W., der im Gasthof dicht neben dem Zimmer wohnte, wo die Feyerlichkeit vorgehn sollte, durch Wein zu einem vesten Schlaf befördert. Der Prinz, sagt man, ward ein eifriger Maurer:*) doch immer noch im tiefsten Geheimniß, bis zu seiner Thronbesteigung. Nun erklärte er sich, in den ersten Tagen nach dem Tod seines Herrn Vaters, öffentlich dafür, hielt selbst, als Meister vom Stul, zu Charlottenburg eine Loge, darin er unter andern drey Prinzen zu Mitgliedern aufnahm, und versicherte so die Gesellschaft seiner Achtung und des Schutzes in seinem Lande. Dennoch wurden von der Zeit an seine eignen Besuche der Logen immer seltner, und hörten endlich ganz auf. Ob er schon Befriedigung genug gefunden hatte, weil es ihm nicht um Mysterien, sondern um die praktischen Grundsätze der Gesellschaft, und den freyen Umgang mit würdigen Menschen zu thun gewesen war? oder, ob er nicht genug Befriedigung fand, weil sein Stand ihn vielleicht nur der Aufschlüsse bis auf einen gewissen Grad fähig machte? oder ob, wie man im Publikum sagte, die Indiscretion einiger Brüder, die vom Bruder zu wissen verlangten, was ihnen der König nicht sagen konnte, ihn aus der Loge vertrieben, und selbst zu Spott über dieselbe gereizt habe? darüber hat

*) Ebendas. S. 47.

hat sich der König, wenigstens in dem, was wir von ihm haben, nirgends auch nur ein Wort entschlüpfen lassen, das Aufklärung geben könnte. Die natürlichste Auflösung scheint mir indeß diese zu seyn: So lange Friedrich seine eigne freyere Meynung zurückhalten mußte, um nicht der Irreligion, des Atheismus, und Gott weiß, welcher abscheulichen Dinge mehr beschuldigt zu werden, war es ihm Wohlthat und Bedürfniß, einen Kreis zu haben, in dem freyere und größere Ideen herrschten, als etwa in einem Hofzirkel Mode sind, und wo er sich zugleich auf die Verschwiegenheit der Mitglieder verlassen konnte: so bald er aber eben dieß nach seiner bloßen eignen Wahl genießen konnte, kehrte sich der Fall um, und was ihm vorher Freyheit gewesen war, ward ihm nun Zwang und Abhängigkeit von fremder Regel, und also ihm entweder lästig, oder wenigstens überflüssig: so wie sich überhaupt das Gute aller solcher Gesellschaften endlich mit dem allgemeinen Guten, was unter den Menschen ist, verschmelzen, die Form aber, die bloßes Mittel war, dieß Gute zu gewinnen, vest zu halten, und auszubreiten, dereinst von selbst überflüssig werden wird. Ich bin übrigens zufrieden, wenn ich durch die wenigen hier gemachten Bemerkungen irgend jemanden, der etwas Bestimmteres darüber zu liefern im Stand ist, auf diesen Theil der Geschichte Friedrichs aufmerksam gemacht haben sollte; da das, was ein Uneingeweihter vom Einfluß dieser Verbindungen auf seine Denkungsart sagen kann, doch immer nur Vermuthung bleibt. Sind dadurch seine Begriffe von Gleichheit der Menschen, von Heiligkeit der Pflicht, vom Zweck der obrigkeitlichen Gewalt, von der Wichtigkeit praktischer Religion, u. d. g. m. auch nur um ein Zehntheil noch vester und lebendiger in seiner Seele geworden, als sie ohne dieß gewesen seyn würden, so hat die Gesellschaft durch ihn auf

eine sehr ehrenvolle Art zum Besten der Menschheit mitgewirkt. —

Herrschte im Vorigen einige Dunkelheit: so kommen wir nun hingegen auf einen Theil seiner philosophischen und theologischen Geschichte, der in desto hellerm Lichte steht; denn die Akten davon liegen der Welt vor Augen. Der Einfluß des Umgangs und Briefwechsels mit Französischen Gelehrten ist so offenbar, daß es ehedem viele Leute gab, die nichts weiter vom Könige wußten, als daß er ein gewaltiger Krieger und ein großer Freund der Franzosen sey. Er ist ferner so groß und viel umfassend, dieser Einfluß, daß er die Hauptgeschichte seines Geistes und seiner litterarischen Laufbahn ausmacht; denn seine Sprache, Denkungsart, Philosophie, Grundsätze in Absicht auf Religion, gesellschaftliche Freuden ꝛc. wurden größtentheils dadurch bestimmt. Endlich war dieser Einfluß auch so ununterbrochen und fortdauernd, daß, wenn er auch in seinen spätern Jahren zuweilen mit Franzosen und Französischer Litteratur unzufrieden war, dennoch seine einmalige Vorliebe blieb, und bleiben mußte, indem er selbst die Litteratur andrer Völker größtentheils nicht anders als durch das Medium der Französischen Sprache kannte.

Ob ein Deutscher nicht bedauern muß, daß der größte Mann seines Vaterlandes nicht Freund und Kenner der Deutschen Litteratur und klassischer Schriftsteller unsrer Sprache war? ist nun wenigstens eine ganz überflüssige Frage. Man hat alles Nöthige darüber gesagt, und ich selbst habe schon an einem andern Ort meine Gedanken darüber auseinanderzusetzen versucht. *) Wenn

*) S. Friedrich der Beschützer der Wissenschaften. Berlin bey Maurer. 1786.

die Sprache unsre Muttersprache ist, in der wir unsre Gedanken und Empfindungen von Jugend auf am vollkommensten und mit allen Schattirungen ausdrucken lernen: so war die Französische Friedrichs Muttersprache; und den Grund davon haben wir im Vorhergehenden schon gesehn. Es war also besser, daß er in dieser gut, als in einer andern schlecht schrieb. Und gesetzt, er hätte die Sprache schreiben gelernt, die von 1712 bis 1740 in Deutschland noch die herrschende war, (wie wir sie denn in seinen Deutschen Briefen, Kabinetsordern u. d. g. wirklich finden,) so würde man seine Schriften ins Lateinische, Französische oder in andres Deutsch übersetzen müssen, um sie dem Mann von Geschmack oder dem bloßen Liebhaber lesbar zu machen. Und dann würd' er doch immer des großen Königs Gedanken nicht so haben, wie sie aus seiner Seele geflossen sind. Vorzüglich aber müssen folgende wichtige Gesichtspunkte nicht aus den Augen gelassen werden, wodurch es, nach der ganzen Lage der Sachen, für die Geschichte des menschlichen Geistes in Europa ein höchst wichtiges Ereigniß wird, daß der König, durch die Umstände bestimmt, die Französische Sprache zu seiner Lieblingssprache wählen mußte. Zuerst war es für seine eigne Ausbildung von der äußersten Wichtigkeit, eine nicht erst sich bildende, sondern schon gebildete Sprache, die das war, was sie werden konnte, vorzufinden. Dieß beförderte die schnellere Ausbildung seines eignen Geistes, das vestere Auffassen der Begriffe, den ungehindertern, und unbedenklichern Ausdruck im Reden und Schreiben. Friedrich war sicher der Mann, der Kraft hatte, auch der Sprache einen neuen Schwung zu geben, und die Deutsche, wenn er ihrer einmal vollkommen mächtig war, in der Vollkommenheit zu reden und zu schreiben, als die Französische; und wirklich war auch in seinen Deutschen

Unterredungen und ist in seinen Deutschen Aufsätzen die Bestimmtheit des Ausdrucks, die mit seinen hellen Begriffen harmonirte, unverkennbar. Aber welches neue Studium, und welchen Aufenthalt in den Fortschritten seines Geistes würde ihm späterhin die Wahl der Deutschen Sprache gemacht haben! Ferner: Wenn man von Deutschen Gelehrten auch nicht so ganz ungünstig denkt, als der Herr Ritter Zimmermann, (ob man gleich durch sein eignes Exempel fast in dieser Meinung bestätigt wird,) so ist doch einleuchtend, daß die Männer, die sich Friedrich aus der Französischen Nation zum Unterricht und Briefwechsel wählte, weit mehr dazu gemacht waren, als die gleichzeitigen Deutschen Gelehrten. Mochten doch diese zum Theil viel gelehrter seyn, als jene: jene verstanden dafür die Kunst, das, was sie wußten, besser zu brauchen, und besser zu sagen, und schlossen dreist aus ihren Prämissen, wo sich der Deutsche mit Zusammentragung des gelehrten Apparats und der Prämissen begnügte, und die Resultate, die darin lagen, als besondre Meinungen anstaunte, oder gar als gefährliche Meinungen fürchtete. So brauchte der König den Rektor Küster, um ihm historische Data in der Brandenburgschen Geschichte zu berichtigen; aber der gute Küster hat sich gewiß selbst oft gewundert, was der König aus den Materialien, die er ihm verschafft hatte, heraus fand. Zwar erwachte nun die Sorge, der Deutschen Sprache ihre ganze Reinigkeit und Wohlklang zu geben; aber doch erst vollkommen nach dem zweyten Schlesischen Kriege, und die ersten Freunde der bessern Musen fürchteten sich zum Theil sogar, sich merken zu lassen, daß sie es waren, um dadurch an ihrem anderweitigen Glück nicht gehindert zu werden. Denn das Vorurtheil war allgemein, daß sich Litteratur, schöne Wissenschaften, bessere Sprache ꝛc. mit den Geschäften nicht

Digitized by Google

vertrugen; *); ein Vorurtheil, das viele niederschlug und zurückhielt. Was vom Adel gebildeter war, war es durch Reisen und die Französische Sprache, von der Aufklärung der übrigen kann man sich zur Noth aus dem Einen Zug einen Begriff machen, daß der König die ausdrückliche Erklärung nöthig fand: daß es einem Edelmann keine Schande sey, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu werden. Ein Offizier, der sich merken ließ, daß er nur mit Zirkel und Reißzeug, oder Landcharten umzugehn wisse, oder gern Bücher lese, war gewiß der Spott aller übrigen. Dieß alles sind Gründe, warum Friedrich bey den Deutschen, wenigstens in seinem Gesichtskreise, das nicht finden konnte, was er bey seinen Französischen Gesellschaftern fand. Diese waren übrigens noch dazu fast durchgehends Männer von gutem Stande, mit der großen Welt und ihrem Ton vertraut, waren ihm durch Schriften bekannt, denen wir damals nichts entgegen zu setzen hatten; und, was noch ein nicht zu übersehender Vortheil für sie ist, sahn es zum Theil als Gefälligkeit von ihrer Seite an, daß sie zum König gekommen waren, und konnten daher so frey und unbefangen sprechen, als nach damaligem Ton, der noch in manchen kleinen Fürstenthümern herrscht, kein Ihro Majestät allerunterthänigster Knecht gesprochen haben würde. Endlich, was das wichtigste ist, — wenn das Geständniß davon auch

*) In diesem ihm bekannten Vorurtheil scheint der Grund zu liegen, warum auch Friedrich selbst anfangs seine Liebe zur Dichtkunst so sorgfältig verbarg, und seine Gedichte nur seinen Freunden im Vertrauen mittheilte. — Ein Gemälde von dem Zustand der Litteratur und Schönen Wissenschaften zu Berlin um diese Zeit, und wie sie sich von 1730–40, und noch mehr von 1740–50 erhoben, was dazu am meisten beygetragen, welche Schriften die erste und stärkste Sensation gemacht, u. d. g. m. würde sehr anziehend seyn: aber ich zweifle, daß noch jemand vorhanden ist, der es liefern könnte.

Digitized by Google

Deutschem Patriotismus wehe thun sollte, — gerade diese Sprache hat unendlich viel dazu beygetragen, ihm seinen großen Wirkungskreis zu bilden, und ihn für das Ganze zu dem zu machen, was er dafür gewesen ist, und seyn wird. Es ist hier, und kann hier nicht die Frage von ihrer innern Vollkommenheit seyn; sie hat vielmehr, nach meiner Ueberzeugung, in ihrem mechanischen und grammatischen Band so wesentliche und, nun sie einmal vestgesetzt ist, unheilbare Mängel, daß sie ihre jetzige Herrschaft unmöglich auf immer behaupten kann. Auch kam es nicht bloß darauf an, daß Friedrich Französisch sprach und schrieb; denn viele sprechen's und schreiben's, und wirken so wenig damit, als wenns Arabisch oder Chinesisch wäre. Die Sache war: Daß ein solcher Geist eine so herrschende Sprache fand, durch die er rings um sich herum, durch Unterredung mit allen wichtigsten Personen, die in seinen nähern Wirkungskreis kamen, und durch Briefwechsel und Schriften in der Entfernung so unmittelbar mit seinem Geist und eignem Ausdruck wirken konnte! Er stand dadurch mit allem, was in Europa groß und gelehrt war, in einer Art von unmittelbarer Verbindung, die — wenigstens von Seiten Europa's — keines Dollmetschers bedurfte. Dieß ist, wenn man weiß, was Sprache dem Menschen ist, und wie sie wirkt, ein Vortheil von unübersehbarem Umfang. Der Unfall bey Hochkirchen durch Ein nicht verstandnes Französisches Wort in einer Order an den General von Retzow veranlaßt: so viel kommt darauf an, sich überall unmittelbar verständlich zu machen! Eine Bemerkung, die in diesem einzelnen Fall wider die Französische Sprache, im Ganzen aber gewiß sehr dafür beweis't. Gleich ausgebildet übrigens für Philosophie und für das Leben durch Originalwerke und Uebersetzungen, für alle Wissenschaften und Schreibarten schon bereichert genug, mit weniger Etikette über-

Digitized by Google

laden und doch für alle wahren Feinheiten einer guten Gesellschaftssprache vollkommner, als irgend eine andre Europäische Sprache wenigstens damals war: hatte sie gerade die Eigenschaften, durch die Friedrichs Geist in seiner allgemeinen Wißbegierde und Thätigkeit möglichst unterstützt wurde. Und darf ich noch eins hinzusetzen, — worin ich zwar meine Privatüberzeugung keinem Menschen aufdringen kann oder will, aber gewiß mehr als Einen finden werde, der meiner Meinung ist: — ich glaube, in dem allen selbst Spuren einer besondern göttlichen Vorsehung zu sehn. Sie, die zur ersten Ausbreitung unsrer Religion eine Sprache vorbereitet hatte, die durch die ganze damalige gebildete Welt ging: gab dem Mann, den sie offenbar zu so großen Absichten bestimmt hatte, der dem menschlichen Geist seine volle Freyheit verschaffen, und Fürsten und Völker über ihre Pflichten und Rechte durch Wort und That aufklären sollte, eben in dieser Sprache ein Werkzeug in die Hand, dadurch die Wirksamkeit seines Geistes leichter und vollkommner die allgemeine Ausbreitung, die wir vor Augen sehn, erhalten konnte.

Aber wie? Sind da Spuren der Vorsehung sichtbar, wenn er in die Verbindung mit Leuten gerieth, die, um ihn von Aberglauben und Fanatismus abzuführen, ihn zur Irreligion führten? die ihn so weit ins Verderben brachten, daß er weder Himmel noch Hölle, und vielleicht keinen Gott glaubte? die jeden Mann von Religion und Christenthum aus seiner Nähe verscheuchten? „Denken Sie Sich einen Christen, sagte Haller zu Zimmermann, „denken Sie Sich einen Menschen, der an die Religion Jesu „glaubt und sie von ganzem Herzen bekennt, nach Potsdam, „zwischen den König, Voltaire, Maupertuis und „d'Argens! — das klingt erschrecklich, ich muß es selbst gestehen; aber das Schreckliche verschwindet, wenn man Personen

und Sache beſſer kennt. — Der Vorwurf der Irreligion und des Atheiſmus war um die Zeit, da Friedrich ſelbſt zu denken anfing, große Mode. Wer Freymäurer war, war Atheiſt; wer keine Geſpenſter glaubte, glaubte keinen Gott; wer die Schönen Wiſſenſchaften trieb, war verdächtig; wer eigne Meinungen zu haben wagte, hatte den Glauben verleugnet, der die Vernunft gefangen nimmt; und wer nicht alles glaubte, was die Kirche glaubt, war ein Menſch ohne Religion, der ſich nur von dieſer läſtigen Aufſeherin losmachen wollte, um ſeinen Lüſten und Begierden nach dem Wunſch ſeines verderbten Herzens deſto ungehinderter fröhnen zu können. Mit ſolchen Vorwürfen war der große Haufe der Undenker gegen jedermann freygebig, der bey der hergebrachten Denkungsart und Sprache keine Befriedigung fand. Ja, ich weiß ſelbſt Theologen, die zur Verbeſſerung der Lehrart und des Vortrags der Religion mitgewirkt haben, die ſich dennoch von dieſen Vorurtheilen hinreißen ließen, und ihren Freunden mit Bedauern das Geheimniß anvertrauten, daß der König im Grunde ein wirklicher Atheiſt ſey. Ein andrer verſicherte mir ſelbſt, aus guter Quelle zu wiſſen, wie der König bey ſeinem Unglauben einer der unglücklichſten Menſchen in ſeinem Reich und von beſtändiger innrer Unruhe geplagt ſey. Dabey hatte man Anekdoten zur Hand, die zum Theil des Anführens nicht werth ſind, aber von Mund zu Mund gingen, und hier und da ſehr viel dazu beytrugen, dergleichen Meinungen von ihm zu unterhalten. „Welches gute Mütterchen wird den noch einmal bekehren!“ ſollte ſeine Frau Mutter von ihm geſagt haben. Man hoffte nemlich aus chriſtlicher Liebe, daß es mit ſeinem Unglauben ein eben ſo glückliches Ende nehmen würde, wie mit dem bekannten ſtarken Geiſt in Gellerts Fabel. Doch wurde man auch daran wieder zweifelhaft; denn als ſich Jordan auf ſeinem Sterbebette noch bekehrt, und den König gebeten habe, ſeines Heils

Digitized by Google

bey Zeiten besser wahrzunehmen, habe der König es für Irreden erklärt: „Il radote déjà!“ Eine Anekdote, die gewiß falsch ist; nach Versicherung eines Manns, der Jordan selbst noch sehr genau gekannt hat, hat weder Jordan's Familie, noch Gualtieri, sein Schwager, der seine letzten Unterredungen mit dem König im Nebenzimmer mit angehört, das geringste davon gewußt. — Im Anfang des siebenjährigen Kriegs ging ein Glaubensbekenntniß des Königs von Preußen in Deutschland herum, das sehr begierig gelesen wurde; und in den Beyträgen zu den Anekdoten (Heft 3. S. 73. ff.) mit abgedruckt steht. Der König machte sich zuweilen das Vergnügen, in fremdem Charakter zu schreiben, wie der bekannte Hirtenbrief des Bischofs von Aix und so viele andre Stücke beweisen; aber diesem seyn-sollenden Glaubensbekenntniß sieht man gleich die Unächtheit auf den ersten Blick an. Indeß man las es damals, als Etwas vom König von Preußen, und wenn auch der gemeine Mann mit den rechtgläubigen Ausdrücken darin und der Erklärung, daß er ohne Papistisch, Lutherisch oder Calvinisch zu seyn, ein Christ sey, zufrieden war, so waren dagegen andre, die desto mehr über des Königs Indifferentismus und Gleichgültigkeit gegen alle Religion seufzten. — Und so haben dergleichen Vorwürfe, unter verschiednen Modificationen allerdings, bis auf die neueste Zeit, und bis auf zwey der neuesten merkwürdigsten Schriftsteller über Friedrich, Herrn Ritter Zimmermann und Herrn Oberconsistorialrath Büsching fortgedauert; davon der erste entscheidend behauptet, daß Friedrich keine Unsterblichkeit der Seele glaubte, und ein blindes Ungefähr für die einzige Ursach seines Daseyns hielte;*) der andre ihm zwar mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt,

*) Dieß steht wirklich und wahrhaftig im dritten Bande der Fragmente, S. 111. — Es ist entsetzlich und man traut seinen Augen nicht!

Digitized by Google

aber doch sogar die Worte des Königs an den Kriegsrath Buchholz: „Gott gebe, daß wir uns gesund wiedersehn!“ und: „Gott behüte ihn!“ mit zu Hülfe nehmen zu müssen glaubt, um zu beweisen, daß der König doch wenigstens vom Daseyn Gottes überzeugt gewesen.

Zu diesen Vorwürfen gaben nun zum Theil allerdings der König und seine Französischen Gesellschafter und Correspondenten, so weit ihre Denkungsart auch bey Lebzeiten des Königs bekannt wurde, mit Veranlassung. So vertraut auch ihr Zirkel und ihr Briefwechsel war, so kann doch ein König zu wenig unbemerkt handeln, als daß nicht mehr oder weniger davon sich unter das Publikum verbreiten sollte; zumal ein König, auf den schon von seinen Kronprinzlichen Jahren an die allgemeine Erwartung so hoch gespannt war, von dem die eine Partey so viel hoffte, und die andre so viel fürchtete, beyde ohne den Umfang von Friedrichs Toleranz ganz zu kennen. Nun wußte man, wie frey und ohne Rücksicht auf allgemein angenommene Sätze in den Abendgesellschaften des Königs und in seinen Briefen gesprochen wurde. Der Philosoph aber, der alles prüft, ohne vor irgend einer Wahrheit oder irgend einem Irrthum zu erschrecken, ist immer in Gefahr, für einen Mann ausgeschrien zu werden, der nichts glaubt. Zuweilen brauchte der König auch dergleichen Ausdrücke öffentlich, z. E. besondre Anwendungen biblischer Worte, empfindliche Anmerkungen gegen Geistliche u. d. g., und, anstatt sie für das zu nehmen, was sie wirklich nach seiner Absicht waren, niederschlagende Mittel für den geistlichen Stolz, den er unter seinem Vater noch so wirksam gesehn hatte, machte man Angriffe auf die Religion selbst daraus. Daß er seine Religion bloß in der pünktlichen Ausübung seiner Pflichten setzte, wobey ihm auch kein Tag oder Stunde von seiner gewöhnlichen Ord-

Digitized by Google

nung verloren gehn sollte, und daß er daher am öffentlichen Gottesdienst nur so höchstselten und bey außerordentlichen Gelegenheiten Antheil nahm, war ein neuer Grund; davon wir aber wieder den noch weitern Grund im Vorhergehenden schon gesehn haben. Endlich der Charakter und die Schriften der Französischen Gelehrten, Jordan, Voltaire, Maupertuis, d'Argens, la Mettrie, d'Alembert und andrer, die Nebenrollen neben jenen Hauptrollen hatten, vollendeten das, wozu der König etwa selbst Gelegenheit gab. Mit wie vielem Unrecht zum Theil ihnen eben so wol, als dem König, Beschuldigungen von Atheismus u. d. g. gemacht worden sind, ist jetzt, nach der seit einem halben Jahrhundert so sehr veränderten allgemeinen Denkungsart anerkannt genug. „Eben der Voltaire," sagt der König in seiner Lobrede auf ihn, „der alle Triebfedern seines Geistes in Bewegung gesetzt „hatte, um das Daseyn Gottes mit Stärke zu beweisen, hörte „sich, zu seinem großen Erstaunen, anklagen, daß er sein Daseyn „geleugnet habe." Keiner zwar von allen ist dem König an Festigkeit der Begriffe, Gewalt über seine Empfindungen und Vollkommenheit der Gesinnungen gleich zu schätzen: aber jeder hatte eigenthümliche Vorzüge, die der übersehn mußte, der sie unter dem Namen von Freygeistern u. d. g. alle zusammen verdammte. Jeden wußte daher der König, — dessen großes königliches Talent überhaupt darin bestand, jeden nach seinem Charakter zu dem zu machen und zu brauchen, wozu er zu machen und zu brauchen war; — jeden wußt' er so zu benutzen, daß er, ohne seinem eignen Charakter untreu zu werden oder sich in seinem Gang stören zu lassen, von allen lernte und das Beste nach seiner Ueberzeugung von ihnen annahm. Aber wenn sie Dinge von ihm forderten, die nach seiner Ueberzeugung

unrecht waren, so richteten sie so wenig aus, als ob sie seine Feinde wären; wenn sie ihn für ihre Meinung gern in Harnisch gebracht hätten, so war er es, der sie in die Schranken zurückwies; und wie wenig er selbst dem, den er unter allen am meisten verehrte, wie wenig er, so bald es auf Ernst ankam, Voltairen selbst nachsah, beweisen mehrere Briefe, die er im J. 1752 an ihn geschrieben hat, vorzüglich der sehr kräftige Brief vom December dieses Jahrs. „Ihre Unverschämtheit setzt mich in Erstaunen. „Nach dem, was Sie gethan haben, und was „klar ist, wie die Sonne, bleiben Sie noch immer dabey, *) „anstatt Ihr Unrecht zu gestehen. Bilden Sie Sich doch nicht „ein, daß Sie jemanden weis machen werden, daß schwarz weiß „ist! Wenn man nicht sieht, so ist's bloß, daß man nicht alles „sehen will: aber wenn Sie die Sache aufs äußerste treiben, „so werd' ich alles drucken lassen, und man wird sehn, daß, „wenn Ihre Schriften verdienen, daß man Ihnen Ehrensäulen „errichte, so würde Ihr Betragen der Fesseln würdig seyn." Und an Darget schrieb der König um eben diese Zeit: „Ich „schäme mich, um des menschlichen Verstandes willen, daß ein „Mann, der so viel besitzt, einen so bösen Willen hat." Und in einem andern Brief: „Voltaire taugt zu nichts, als daß „man ihn lies't!" (Voltaire n'est bon qu'à lire.) Um eben diese Zeit entwarf er auch dessen Charakterschilderung (Basler Suppl. Th. 3. 425. Berl. Th. 1. S. 381.), die der größte Beweis ist, wie sehr Friedrich seine Freunde von allen Seiten kannte. Nach dieser Zeit sah ihn der König zwar nicht wieder; aber vom J. 1757 ging doch der Briefwechsel wieder fort, bis

*) Bezieht sich auf die Voltairen bekannte Sache.

an den Tod des Patriarchen von Ferney. In diesem Briefwechsel kommt der König noch mehr als einmal auf die alten Geschichten zurück. „Ich weiß wol," sagt er (Briefw. vom 18. Jul. 1759.), ich habe Sie vergöttert, so lang ich glaubte, daß Sie weder Chikane machen noch schlecht handeln könnten u. s. w. Man sieht, auf welche große Meinung nicht nur von dem Geist, sondern auch von dem Herzen des Philosophen, sich Friedrichs Freundschaft gründete! Und überhaupt kann man sich leicht überzeugen, sonderlich durch das Studium seiner frühern Geschichte, — die nur leider noch so viele Lücken hat, indeß daß uns die wenigen, die uns etwa noch Aufschlüsse darüber geben könnten, einer nach dem andern verlassen, — man kann sich, wie gesagt, sehr leicht überzeugen, daß solche Gründe überall seine Wahl bestimmten. Er forderte von dem, der sein Umgang seyn sollte, zwar vor allem Geist und Lebhaftigkeit, aber eben so wol Redlichkeit und Treue, Friedfertigkeit, und den Willen — es sey unmittelbar oder durch Dienste, die er ihm dazu leistete — zum allgemeinen Besten beyzutragen. Wen er so fand, der war, — so sehr ein König Freunde haben kann, — sein Freund; durch den er seine freyen Stunden aufheiterte. Und wie wohlthätig sind sie dadurch allein dem Lande geworden! Denn warlich niemand mehr, als ein Fürst, der seiner Pflicht ergeben ist, bedarf Aufheiterung, und Heil dem Fürsten, der sie da findet, wo sie Friedrich fand!

Aber bey dem allen, ihr Einfluß auf Friedrichs Religion! — Abhängig von ihnen war er auch darin nicht; und die philosophischen Episteln, die man im vorigen Jahr von ihm angekündigt hat, werden uns, wie es scheint, neue Beweise

Digitized by Google

davon geben. *) Aber man kann nicht in der Sonne gehn, ohne gefärbt zu werden, sagt Cicero, wenn man auch nicht die Absicht hat, sich färben lassen zu wollen. Wenn also der König auch nicht die ausdrückliche Absicht gehabt hätte, den Geist und die Kenntnisse dieser Männer zu benutzen, und von ihnen zu lernen, so würde, bey aller seiner Selbstständigkeit, doch ihr Umgang und Briefwechsel gewiß seinen Einfluß auf ihn gehabt haben. Und er ist sichtbar genug, dieser Einfluß; ob es gleich eben so sichtbar ist, daß er, wenn ich mich so ausdrucken darf, immer unter der Leitung von Friedrichs Selbstständigkeit blieb.

*) Epitres philosophiques & morales de Frédéric le Grand, qui n'ont point été compriſes dans la collection de ſes œuvres poſthumes & qui doivent leur ſervir de ſuite. Ankündigungen davon wurden von drey Buchhandlungen herumgeſchickt, und ſie ſollten ſchon Johannis 1789 erſcheinen. In dieſen Ankündigungen ſtand ein Brief des Königs an den ungenannten Herausgeber (Potsdam, vom 10. Dec. 1779), der folgende merkwürdige Stelle hat: „Sagen Sie mir frey Ihre Meinung über die verſchiednen Stücke, die ich Ihnen hier beylege. Ich habe ſie zum Unterricht meiner Petitneven's aufgeſetzt, wenn ſie im Stande ſeyn werden, ſie mit einigem Nutzen zu leſen. Sie werden darin Grundſätze der Metaphyſik und vorzüglich der Moral finden, die ihnen nützlich ſeyn werden. Sie ſind der erſte, dem ich ſie mittheile. Voltaire und d'Alembert hätten mir gewiſſe Stellen darin, deren Lehre der ihrigen gerad entgegengeſetzt iſt, niemals vergeben; und deswegen hab' ich ihrer in meinen Briefen an ſie niemals erwähnt. Aber — alles zuſammengenommen, — da in der Metaphyſik nichts gewiß oder wenigſtens nichts demonſtrirt iſt, hab' ich geglaubt, da ich hier junge Kinder unterrichten wollte, daß nichts beſſer wäre, als mich nach den gewöhnlichen und allgemein aufgenommenen Meinungen zu richten." Dieſe Stelle hat ausnehmend viel Auffallendes; ich erwartete daher die Erſcheinung dieſer Briefe mit großer Sehnſucht wenigſtens dieſe Oſtermeſſe. Sie ſind indeß auch da nicht erſchienen; ſo ſehr ich gewünſcht hätte, ſie vorher haben leſen zu können, eh ich die gegenwärtige Fortſetzung lieferte, die ich eben deswegen noch bis jetzt zurückhielt.

Digitized by Google

Die erste, in die Augen fallende, Wirkung ihres Einflusses war, daß er sich die hohe Klarheit und Deutlichkeit der Gedanken und Sprache zu eigen machte, durch die sich vorzüglich Voltaire auszeichnet. Dadurch lernte er den großen Unterschied machen zwischen dem was er wußte oder nicht wußte, verstand oder nicht verstand, was ihm wahr oder wahrscheinlich, gewiß oder ausgemacht war; und befriedigte sich dann freylich nur auch mit dem, was ihm nach deutlichen und unläugbaren Principien als vollkommen wahr und ausgemacht erschien; oder welches einerley ist, er nahm nichts als Wahrheit an, als das, was er selbst begriff und verstand. — Hieraus entstand dann zweytens, nothwendig und natürlich, Zweifel über sehr viele Dinge, die der auf Treu und Glauben andrer annimmt, der nicht so geometrisch verfährt. Wer so verfährt, verliert dann freylich manchen Satz, bey dessen Annahme sich andre wohl befinden, und kaum begreifen, wie das Gegentheil davon nur möglich seyn oder ein Mensch sich gleichfalls dabey wohl befinden könne? Wie viele wissen überdieß Zweifel und Unglauben schlechterdings nicht zu unterscheiden. Daß Friedrich dabey nicht manche stille Stunde der Unruh und des Kummers gehabt haben sollte, die bey dem, dem es so ernstlich als ihm um reine unleugbare Wahrheit zu thun ist, sich mit Zweifel und Ungewißheit vereinigt, wer wollte daran zweifeln? Ich habe daher immer den Zweifel an manchen Sätzen, von deren Wahrheit ich selbst innigst überzeugt bin, und mich im Genuß derselben erfreue, bey Ihm als wahren Verlust angesehn; aber zugleich auch als Aufopferung für das Beste der Menschheit, dazu ihn die Vorsehung bestimmt hatte, um eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen, und den menschlichen Geist von den Fesseln des willkührlichen Dogmatismus, der fast in allen Wissenschaften herrschte, zu seiner

Digitized by Google

angebornen Freyheit und der reifen Erkenntniß der ewigen nothwendigen Gesetze der Natur und seiner Bestimmung überzuführen. Mich dünkt, es mußte einmal ein solcher Mann auf den Thron kommen, — und jetzt war die Reife der Zeiten dazu! — der, auch mit solcher eignen Aufopferung, zum allgemeinen Gewinn das Mittel ward. Die Vorsehung hatte und hat Mittel genug in Händen, ihm — hier und dort — seinen Verlust überschwänglich zu ersetzen. Einen Theil des Ersatzes fand er schon in dem, was ihm als klare und ausgemachte Wahrheit ein sichrer Grund seiner großen Wirksamkeit war, in den praktischen Wahrheiten, denen er mit so unerschüttertem Glauben anhing. — Denn eben das war eine dritte Wirkung, die in dem Briefwechsel mit Voltaire, d'Alembert u. a. m. so sichtbar ist, daß er von der bloßen Speculation, die er nur bloß zur Abwechslung und zu seinem Vergnügen noch unterweilen mit verfolgte, abgeleitet, und mehr für praktische Philosophie gestimmt wurde. Es ist unverkennbar — von den ersten Briefen an Voltaire und seinem Anti-Machiavell an bis zu seinem Versuch über die Regierungsformen oder seinen Traktat mit den Staaten von Nord-Amerika, — daß er dann ganz in seinem Element ist, wenn er von praktischer Weisheit, von Menschlichkeit und Menschenliebe, von Freyheit des Geistes, von Recht und Unrecht, von Pflicht und Tugend, von Völkerglück und allgemeinem Besten spricht. So herzlich er im zweyten Brief an Voltaire (vom 9 Sept. 1736) spricht: „Der „Reiz Ihrer Beredsamkeit ist die geringste Schönheit Ihrer „Schriften; alles, was die Stärke der Gedanken und das Feuer „des Ausdrucks Vollendetes hervorbringen können, wenn sie vereinigt sind, findet sich darin. Diese wahren Schönheiten vergnügen Ihre Leser, rühren sie! So athmet bald eine ganze „Welt

„Welt jene Liebe des menschlichen Geschlechts, die durch Ihren „glücklichen Anstoß in ihr aufzukeimen anfing. Sie bilden „gute Bürger, treue Freunde und Unterthanen, „die, Rebellion und Tyranney gleich verabscheuend, „nur für das allgemeine Beste eifrig sind. Kurz, „Sie sind es, dem man die Verbreitung aller der Tu„genden schuldig ist, die die Sicherheit und den „Reiz des Lebens ausmachen. Wie viel hat man „Ihnen nicht zu danken!“ So herzlich hier Friedrich, der Jüngling, sprach: mit eben solcher Herzlichkeit und Wärme spricht Friedrich, der Greis. Ich weiß gewiß, wer folgende Stelle aus seinem Versuch über die Regierungsformen (vom Jahr 1781) auch schon hundertmal gelesen hat, wird sie, in diesem Licht betrachtet, hier nicht wiederlesen können, ohne daß ihm eine Thräne der Freude und des Danks ins Auge tritt. „Dieß sind „im Allgemeinen die Pflichten, die ein Fürst zu erfüllen hat. „Damit er sie nie aus den Augen lasse, muß er sich erinnern, „daß er ein Mensch ist, wie der geringste seiner Un„terthanen. Wenn er der erste Richter, der erste General, „der erste Finanzier, der erste Minister der Gesellschaft ist: so „soll er dieß alles nicht bloß vorstellen, sondern „alle damit verbundnen Pflichten erfüllen. Er ist „nichts, als der erste Diener des Staats, und ist „verbunden, mit aller Rechtschaffenheit, Weisheit „und Uneigennützigkeit zu verfahren, als wenn er „jeden Augenblick seinen Mitbürgern über seine „Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen sollte. „So ist er strafwürdig, wenn er das Geld seines Volks, das durch „die Auflagen einkommt, in Aufwand, in Pomp und zu Aus„schweifungen verschwendet; er, der für die guten Sitten wachen

„soll, die die Aufseherinnen der Gesetze sind, er, der die National-
„erziehung vervollkommnen, und nicht sie durch böse Exempel
„verderben soll. Die Erhaltung der guten Sitten in
„ihrer Reinheit ist einer von den wichtigsten Ge-
„genständen. Der Regent kann dazu sehr viel beytragen,
„wenn er die Bürger, die tugendhafte Handlungen gethan haben,
„vorzieht und belohnt, und dagegen denen seine Verachtung be-
„weis't, deren Verdorbenheit nicht mehr über ihre Ausschweifun-
„gen erröthet. Der Fürst muß laut alle schändlichen Thaten
„mißbilligen, und denen, die unverbesserlich sind, Vorzüge ver-
„sagen. Noch ist es eine Sache von Wichtigkeit, die man nicht
„aus den Augen verlieren darf, und die den guten Sitten, wenn
„man nicht darauf achtete, einen unersetzlichen Nachtheil verur-
„sachen würde: nemlich, wenn der Fürst allzusehr Personen vor-
„zieht, die, ohne Verdienste zu besitzen, große Reichthümer haben.
„Diese am unrechten Ort verschwendeten Ehrenerweisungen bestä-
„gen das Publikum in dem gemeinen Vorurtheil, daß man nur
„Vermögen besitzen dürfe, um geachtet zu werden. Und dann
„werfen sogleich der Eigennutz und die Habsucht den Zügel ab,
„der sie sonst zurückhielt; jeder will nur Reichthümer häufen;
„man bedient sich der allerungerechtesten Mittel, um sie zu erlan-
„gen; Verderbniß der Sitten gewinnt freyes Feld, es schlägt
„Wurzel, und wird allgemein. Leute von Talenten und von
„Verdienst werden verachtet, und das Publikum ehrt niemand,
„als Midas Enkel, durch deren großen Aufwand und Pracht es
„verblendet wird. Um zu verhindern, daß die Nationalsitten
„nicht bis zu diesem abscheulichen Grad verderbt werden, muß
„der Fürst unaufhörlich aufmerksam seyn, daß er nur das persön-
„liche Verdienst auszeichne, und dem Reichthum ohne Sitten
„und Tugend nichts als Verachtung beweise. Da übrigens

„der Regent eigentlich das Haupt einer Familie „von Bürgern, und der Vater seines Volks ist: so „muß er bey jeder Gelegenheit die letzte Zuflucht „der Unglücklichen seyn, bey den Waisen Vaterstelle „vertreten, den Wittwen beystehn, theilnehmendes „Gefühl für den niedrigsten Armen, wie für den „ersten Hofmann haben, und freygebig gegen die„jenigen seyn, die, von aller Hülfe entblößt, keine „Unterstützung, als bey seiner Wohlthätigkeit, zu „finden wissen.“ — So dachte und empfand Friedrich bis an den letzten Odemzug seines Lebens; und es würde allein ein guter Band werden, wenn man nur die Stellen dieser Art aus seinen Werken ausziehn wollte. — Hierauf gründete sich nun ferner seine so allgemeine Duldung, wie sie noch kein Fürst vor ihm aus eignem Trieb und eigner inniger Ueberzeugung anerkannt und ausgeübt hat! Und wenn dieß allein Einfluß von dem Umgang und Briefwechsel mit Voltaire und den andern Französischen Gelehrten wäre, (der doch ohne das vorige unmöglich war, so wär' er warlich mit dem höchsten Dank aller Denker und Menschenfreunde zu erkennen! Man sage nicht, daß es dazu dieser neuen Philosophen nicht bedurfte; daß uns das Evangelium eben diesen Geist der Duldung und Liebe lehre! Das letzte ist sehr wahr; aber Friedrich wußte das selbst. „Doch wir wollen noch weiter gehn, (sagt er in der „Lobrede auf Voltaire *,) und die Moral, die in seinen „Schriften herrscht, mit der Moral seiner Verfolger vergleichen.

*) Aus der man überhaupt deutlicher, als aus aus irgend einem andern Theil seiner Schriften sieht, wie der große König von diesen Männern lernte.

Digitized by Google

„Die Menschen müssen sich als Brüder lieben, sagt er; ihre „Pflicht ist, sich gegenseitig die Last dieses Lebens ertragen zu „helfen; ihre Meinungen sind so verschieden als ihre Physiogno„mien; weit entfernt, sich untereinander zu verfolgen, weil sie „nicht gleich denken, müssen sie sich darauf einschränken, das „Urtheil derer, die im Irrthum sind, durch Unterricht zu berich„tigen, ohne Schwert und Flammen an die Stelle der Gründe „zu setzen; mit Einem Wort, sie müssen sich gegen ihren Näch„sten so verhalten, wie sie wünschten, daß er sich gegen sie ver„hielte. Ist es Herr von Voltaire, der so spricht, (setzt der König hinzu,) oder ist es der Apostel Johan„nes und die Sprache des Evangeliums?“ Und warum war es so nöthig, daß diese Lehren, die das Evangelium so deutlich lehrt, von diesen Männern aufs neue so laut gepredigt wurden? Warum ist es unabsprechliches Verdienst, daß sie es thaten? Warum sind sie beynah als neue Erfinder einer verloren gegangnen Kunst anzusehn? Darum, weil gerade die, die diese Lehre hätten ausbreiten sollen, weil die Diener des Evangeliums selbst, sie schmählich verkannten und die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhielten! Wer sind denn die, — wenn man die ganze Kirchengeschichte durchgeht, — die Religionshaß und Unduldsamkeit in den Gemüthern der Menschen ausbreiteten? Sind es die Layen, die überall dem folgen, was sie aus dem Mund ihrer Lehrer von Jugend auf als Wahrheit lernen? Waren es nicht die Schriftgelehrten und Pharisäer, die das Volk aufwiegelten, das Kreuzige über Jesum zu rufen? Und waren es nicht Bischöfe, Priester, Mönche, seynsollende Theologen und Religionslehrer, die mit Anathema's um sich warfen, und die Fahne der Verfolgung vortrugen? Leider ist es wahr,

Digitized by Google

und paßt nur auf zu viele von denen, die Lehrer der Religion der Liebe seyn wollten, was Friedrich gleich auf die angeführte Stelle hinzusetzt: „Nun wollen wir diesem die praktische Moral „der Heucheley oder des falschen Eifers entgegensetzen. Sie „druckt sich so aus: Laßt uns diejenigen ausrotten, die nicht „denken, was wir wollen, daß sie denken sollen! Laßt uns die „unterdrücken, die unsern Ehrgeiz und unsre Laster enthüllen! „Gott sey der Schild unsrer Ungerechtigkeiten; die Menschen „mögen sich zerreißen, das Blut mag fließen, was liegt daran? „wenn nur unser Ansehn wächst! Laßt uns Gott unversöhnlich „und grausam machen, wenn nur Fegfeuer und Paradies unsre „Einkünfte vermehren! — So muß die Religion, (setzt er „hinzu,) den menschlichen Leidenschaften oft zum Vorwand die„nen, und durch ihre Verkehrtheit die reinste Quelle des „Guten zum Uebel werden!“ Auf diesen Gründen beruhte sein Geist der Duldung. Darum war er so allgemein und unausschließend: „Bey mir kann jeder singen, was er will; „wenn er nur ein guter Bürger ist.“ Er war selbst vester und lebendiger als bey seinen philosophischen Freunden; wie sich aus mehrern Stellen ihres Briefwechsels beweisen läßt, die mich hier zu weitläuftig machen würden. — Daher war er nun ferner, aus Grundsätzen, allem dem von Herzen feind, was er als Sektentheologie ansah, weil er eben darin den Grund alles Religionshasses und aller Unduldsamkeit zu finden glaubte. Daher seine Lossagung von allem, was er für unbegreiflich und problematisch hielt, weil er glaubte, daß eben dieß zuerst den Streitigkeiten und dann der Erbitterung Thür und Thor öfnete. Mit welchem Recht oder Unrecht, überlaß' ich meinen Lesern zu entscheiden. Eins indeß ist's, worin er in manchen Stellen seiner Schriften

unterweilen zu weit zu gehen scheint; daß er alle Parteyen fast gleicher Verdammniß schuldig zu halten scheint, Er, der dennoch den Geist des Protestantismus so treflich kannte. Dieß beweisen viele Stellen aus seiner Abhandlung über Aberglauben und Religion, die den Denkwürdigkeiten von Brandenburg angehängt ist; vor allen aber folgende herrliche Stelle aus der Vorrede zum Auszug aus Fleury's Kirchengeschichte: — „Aber wenn wir das Werk der Reformation im „Ganzen betrachten, so muß man eingestehn, daß der mensch„liche Geist ihren Arbeiten einen Theil seiner Fortschritte zu „danken hat. Sie haben uns von einer Menge Irrthümer be„freyt, die den Geist unsrer Väter verdunkelten. Indem sie ihre „Nebenbuhler vorsichtig machten, erstickten sie vielen neuen „Aberglauben, der aufzukommen bereit war; und weil sie ver„folgt wurden, wurden sie duldsam. Unter dem heiligen Schutz „dieser Duldsamkeit, die in den protestantischen Staaten sich „niederließ, konnte sich die Vernunft entwickeln, Weise studirten „Philosophie, und die Gränzen unsrer Kenntnisse erweiterten „sich. Hätte Luther auch nichts gethan, als daß er „die Fürsten und Völker von dem sklavischen Joch befreyte, worin sie der Römische Hof gefangen hielt: so hätte er verdient, daß man ihm, als einem Befreyer des Vaterlandes, Altäre errichtete! *) „Hätte er nur die Hälfte des Schleyers des Aber„glaubens zerrissen, welchen Dank ist ihm die

*) — Noch haben Fürsten nicht
In Marmor ihn und ewig Erz gegraben.

Cramers Ode auf Luther.

Digitized by Google

„Wahrheit dafür nicht schuldig!“ Wie kommt es nun, daß er doch zuweilen gegen die Protestanten ungerecht zu seyn, und alle Parteyen zu vermischen scheint? Ich glaube aus zwey Gründen. Zuerst hatte er ja, leider Gottes, auch unter Protestanten Exempel der Unduldsamkeit gesehn! (Videatur Lange und Consorten.) Protestanten waren es, deren Intoleranz er zum Theil selbst erfahren hatte, die ihn verketzerten, der Irreligion und des Atheismus beschuldigten, u. s. w. Und dann, was auch Einfluß hatte, waren die meisten der angeführten Französischen Gelehrten — Katholiken. Und bey diesen war Verwechslung von Katholizismus und Christenthum oft unvermeidlich; und ging dadurch unvermerkt in das Urtheil des Königs über. Manches daher, was in den Schriften des Königs, so wie seiner Freunde, wider die Religion zu gehen scheint, geht nur gegen den Katholizismus, und das zuweilen wider den Katholizismus der finstersten und barbarischsten Jahrhunderte; trift hingegen die Religion des Protestanten oder des Christen, der seine Religion unmittelbar aus den Worten Jesu und der Apostel schöpft, so wenig, daß es wirklich innigst damit übereinstimmt. Das, was sie wünschen, daß es Religion seyn möchte, ist daher oft wirklich Religion, ist Christenthum. Und das, wowider sie eifern, ist keine Religion, kein protestantisches Christenthum. Dem Aufmerksamern kann dabey eine Bemerkung nicht entgehn. Katholiken, wenn sie einmal den Ungrund von dergleichen Dingen gefunden haben, reden viel heftiger und erbitterter dagegen, als Protestanten; weil sie der unmittelbare Anblick des Schadens empfindlicher dagegen macht. So hört' ich einen ehrlichen Katholiken, einen gelehrten Mann, mit der größten Empfindlichkeit gegen den Schaden der lateinischen Sprache eifern. Er

wünschte ihr Studium ganz aus der Welt hinweg; und alles mein Protestiren, daß sie uns den Schaden nicht thäte, daß wir so viel Vortheil daraus zögen, half nichts. Einiges von Empfindlichkeit dieser Art, dünkt mich, ist auch in des Königs Schriften bemerkbar, als Folge, daß er die christliche Religion zum Theil durch diese Männer kennen lernte. Sie mochten nun auch so schlechte Katholiken seyn, als sie wollten; die Katholische Welt war doch der Theil der Christenheit, den sie am besten kannten. Eben diese Katholiken fanden eine Bibelauslegung, die, anstatt das Dunkle in der Bibel durch das Helle zu erklären, vielmehr das Dunkle noch dunkler machte, und fast aller Hülfsmittel einer wahren Auslegungskunst beraubt war. Man empfindet das nicht stärker, als wenn sich Voltaire zuweilen einfallen läßt, aus dem Ebräischen oder der ältesten Geschichte erklären zu wollen. Ohne diese Hülfsmittel aber läßt sich weder ein wahrer Gesichtspunkt im Ganzen fassen, noch der richtige Verstand tausend einzelner Stellen bestimmen. Man vergleiche Michaelis, Eichhorn, Teller mit Voltaire's Kommentaren über die Bibel. Die letzten sind ungefähre Ideen, wie es einem Pariser von heut zu Tage vor zwey- oder dreytausend Jahren im gelobten Land vorgekommen seyn würde. Aus solchem Gesichtspunkt betrachtet, kann nicht nur leicht, sondern muß nothwendig vieles in diesen ehrwürdigen Urkunden des Alterthums lächerlich und widersinnig erscheinen. Dieß widerfuhr denn auch Friedrich zuweilen, der übrigens in seiner Bibel nicht schlecht bewandert war, und sie mit in seiner Kabinetsbibliothek hatte, aber freylich in seinem ersten Unterricht, und zu Küstrin, und durch die Predigten, die er vor Alters gehört hatte, sie weder sehr hatte verstehn lernen, noch ihre Lesung liebgewinnen

Digitized by Google

können. Haller hätte daher Gelegenheit gehabt, sich ein großes Verdienst zu erwerben, wenn er den König über das alles in den rechten Gesichtspunkt versetzt hätte. Aber leider war Haller, wenn er auch gleich noch nicht der fürchterliche und hyperorthodoxe Christ war, der er nach Herrn Ritter Zimmermanns Ausdruck (Fragm. 1. S. 195.) in der Folge ward, doch schon der melancholische und ängstliche Christ, wie man ihn aus seinem Tagebuch kennen lernt. Und dieß melancholische Christenthum würde freylich bey Friedrich wenig Eingang gefunden haben; und ist, wie überhaupt für jeden Menschen, so insbesondre für einen Fürsten, der zur Ausübung seiner schweren Pflichten heiteren Geistes und fröhlichen Herzens seyn muß, gar kein gutes Christenthum. — Endlich bildete sich durch diese Männer auch seine philosophisch-theologische Sprache, ohne deren Kenntniß man das, was er sagen will, natürlicherweise nicht richtig verstehn kann. Ich will nur Ein Exempel anführen, das aber gerade ein paar Hauptbegriffe betrift. Unter Religion verstehn die Französischen Philosophen und der König mit ihnen, was unsre Deutschen Gottesgelehrten positive Form, kirchliche Dogmen, menschliche Zusätze nennen würden. Vielleicht hat Lucrezens schon sehr oft übel angebrachter Vers: Quantum Relligio suadere malorum, die Hauptveranlassung zu diesem Sprachgebrauch gegeben. Was wir aber Religion, und selbst Religiosität nennen, das nennt der König Moral. Wo wir fragen würden: „Hat der Mann Religion?“ da fragte der König: „Hat er Moral?“ Ich verkenne die Nüancen nicht, durch die dieser Französische und und Deutsche Sprachgebrauch unterschieden ist; aber ich glaube auch, die Harmonie der Hauptbegriffe im Ausdruck beyder

Sprachen ist eben so wenig zu verkennen. Dieß ist der Schlüssel zum Verstand vieler Stellen; und so würde sich ein Kenner beyder Sprachen ein — nicht allzugroßes — Wörterbuch sammeln können, durch das es sehr erleichtert werden würde, so klar er überall an sich selbst scheint, den richtigen Sinn des Königs in vielen seiner Gedanken und Urtheile noch vollkommner zu fassen.

Ich habe mich hier bemüht, so deutlich und unparteyisch, als mir möglich war, (denn beydes hängt nicht von unserm guten Willen, sondern von dem Maß unsers Verstandes ab,) eine Materie auseinander zu setzen, über die die Urtheile seit einem halben Jahrhundert so verschieden und widersprechend gewesen sind. Denn indem die einen diese Männer hochgepriesen, und ihren Einfluß auf den König für das Glück unsers Jahrhunderts hielten, waren andre, die sie beynah zu Unwissenden herabwürdigten, und, selbst bey Bewunderung des großen Königs, nur das Eine bedauerten, daß seine Bildung und Liebe zu den Wissenschaften diese Wendung genommen hatte. Die Zeit sondert Wahrheit und Irrthum; und ich wünschte, einer der Glücklichen zu seyn, der in der Materie, wovon hier die Rede war, zu dieser Sonderung mit beygetragen hätte.

Fischer.

Digitized by Google

IV.

Die Villeggiatura,

und

eine Seligsprechung auf dem Kapitol.

Rom, den 14 Sept. 1787.

Gewiß ist der Herbst Italiens Frühling. — Nichts kann auffallender seyn, als die plötzliche Verwandlung, welche nach dem ersten Regen am Ende des Augusts oder im Anfange des Septembers, hier in der ganzen Natur entsteht. Es ist, als ob alles sich aus einem langen Schlummer erhohlte; als ob die erschlafften Fibern sich wieder stählten und jugendlicher Muth und neue Lebenslust in jedem Busen sich ergösse.

Der Uebergang vom Sommer zum Herbste erweckt hier fast eben die Empfindung, wie bey uns der Uebergang vom Winter zum Frühlinge, so entgegengesetzt sich auch diese Abwechselungen sind.

Und man freuet sich hier des ersten Herbsttages eben so, als wenn bey uns der Schnee zerschmilzt, und wir die jungen Keime aus dem feuchten Boden sprossen sehen.

Dagegen ist der Uebergang zum Frühlinge, weil kein eigentlicher Winter vorhergeht, hier lange nicht so schön und auffallend, wie im nordischen Klima. — Deßwegen ist hier auch der

Digitized by Google

Herbst die eigentliche Jahrszeit des Vergnügens, wo alles aufs Land eilet, um keinen dieser schönen bald vorbeyfliehenden Tage ungenutzt zu lassen.

Ein ganz eignes Vergnügen in dieser Jahrszeit ist das Vergnügen der Jagd, woran ein jeder, so gut er kann, Theil zu nehmen sucht. Dieß Vergnügen besteht nehmlich vorzüglich darin, Wachteln zu schießen; und selbst der Papst erlaubt sich auf seiner Villa zuweilen diese Lust, und gehet mit seinem Beyspiele der übrigen Klerisey vor, die auf eine Zeitlang ihrer Gravität und ihres Zwanges vergißt.

Der Abbate legt seinen schwarzen Habit ab, und spatziert mit der Flinte und der Jagdtasche vors Thor hinaus — man sieht Leute aus allen Ständen im Jagdhabit; denn alles will in diesen Tagen wenigstens scheinen auf die Jagd zu gehen.

Es gibt in diesem Klima keinen angenehmern Begriff, als den der Villeggiatura, oder Landlust, mit welcher die Idee von Muße, von Befreyung von allem Zwange, und von der schönsten Jahrszeit, unzertrennlich verknüpft sind. Es liegt zugleich etwas Vornehmes in dieser Idee, und wer daher nur irgend das Geld dazu auftreiben kann, der macht im Herbst eine Villeggiatura.

Ich habe meine Villeggiatura vorweggenommen, indem ich im vergangenen Frühjahr und Sommer eine Zeitlang in Frascati und Tirioli zugebracht habe.

Indeß entbehre ich dieß Vergnügen nicht sehr, denn Rom selber fesselt mich jetzt mehr wie jemals, und ich fühle kein Bedürfniß, diesen Aufenthalt mit irgend einem andern zu vertauschen. Es ist mir wie Schuppen von den Augen gefallen, und

Digitized by Google

ich fange an, den Werth eines Tages einzusehen, den man hier mit ruhigem Geiste und eröffneten Sinnen zubringt.

Und ist es ein Wunder, wenn der Reichthum von Gegenständen, der sich hier zusammendrängt, den Ankommenden zuerst in ein dumpfes Erstaunen versetzt? — Das Schöne ist mächtiger, als die Einbildungskraft, und rächt sich an ihr durch Betäubung, wenn sie es auf einmal fassen will.

So wie man aus dieser Betäubung erwacht, enthüllet sich allmälig den ruhigern Sinnen, was vorher nur dunkel vor der Seele schwebte. Ein sanftes Gefühl des Schönen tritt an die Stelle der unruhigen Begier. Man greift dem Moment der Empfindung nicht mehr vor, und das Gemüth bleibt jedem Eindruck offen.

Ich habe nun meine Wanderungen aufs neue angefangen, und setze sie in einer gewissen Ordnung fort.

Wenn ich des Morgens aus meiner Wohnung trete, bin ich mit ein paar Schritten auf dem Korso, so wie ich den Korso hinauf nach dem Kapitol zu gehe, komme ich vor dem Platz Kolonna und der Säule des Antonin vorbey, welche rechter Hand liegen bleiben; vor mir sehe ich die hervorragenden Häuser des Kapitolinischen Berges, und wenn ich mich umkehre, blicke ich die schnurgrade Straße bis nach der Porta del Popolo und dem großen Obelisk hinunter.

Und dieser Anblick wird einem nie alltäglich, er erinnert einen beständig neu und lebhaft, daß man in Rom sey, von dem man mit einem Male den lebhaftesten Theil übersieht.

Daher mag es auch wohl kommen, daß der Korso so etwas Anziehendes hat. Man fühlt sich in dieser Straße gleichsam wie zu Hause.

Digitized by Google

Auch ist mir der Weg über den Korso noch nie langweilig geworden, so oft ich nach dem Kapitol hinaufgewandert bin, das freilich seinen Aufgang nicht geradezu vom Korso hat, welches sonst den prächtigsten Anblick machen würde, den man sich denken kann.

Nun ist aber der Kapitolinische Berg gerade da, wo er an den Korso stößt, mit unansehnlichen Häusern verbaut, und man muß sich rechter Hand wenden, wo ein breiter Stufengang zum jetzigen Kapitol und links eine Marmortreppe von 124 Stufen zu der Kirche Ara Cöli hinaufführet, auf deren Grunde der Tempel des Jupiter Feretrius stand, wovon noch zwey und zwanzig schöne Marmorsäulen den christlichen Tempel schmücken, in welchem ich das erstemal, als ich hineintrat, einen Franziskaner Mönch predigen hörte, der seinen Heiligen, und die gänzliche Verläugnung und Hingebung seiner selbst, als eine heroische Tugend, mit wirklich schönem Enthusiasmus, bis in den Himmel erhob, indem er von der reinen Flamme sprach, die alle Eigenheit zerstört, und von deren Hauch durchglüht, die Gottgeweihte Kreatur sich selbst zum Opfer darbringt.

Wenn der tapfre Decius mitten im Treffen sein Haupt den unterirrdischen Göttern weiht, um durch seinen freywilligen Tod sein Vaterland zu retten, so liegt doch auch das Heldenmäßige seiner That, in der Aufopferung und Hingebung, nur mit dem Unterschiede, daß diese einen großen Endzweck hatte, jene Aufopferung aber, wovon der Franziskanermönch predigte, für das Leben unnütz und zwecklos ist.

Dessen ungeachtet bleibt die Idee von Aufopferung im poetischen Sinne noch immer schön, und läßt sich mit den reitzendsten Farben ausmahlen, wie es denn dieser Mönch wirklich in der

Digitized by Google

Schilderung seines Heiligen that. — In dieser Kirche, auf dem Kapitolinischen Berge, geschah vor einiger Zeit die Seligsprechung dreier Franziskanermönche, wovon ich Ihnen des sonderbaren Kontrastes wegen gern ein Bild entwerfen möchte.

Zu dem Ende aber muß ich Sie auf dem Schauplatze, wo diese Scene vorging, erst einigermaßen zu orientiren suchen: Der Kapitolinische Berg hat nehmlich zwey beträchtliche Erhöhungen, und in der Mitte eine Vertiefung, deren Fläche den eigentlichen Platz des jetzigen Kapitols ausmacht, in dessen Hintergrunde man den Pallast des Römischen Senators erblickt; an der rechten Seite ist der Pallast der Konservatoren, welche gewissermaßen den Stadtmagistrat von Rom ausmachen, und an der Linken das Kapitolinische Museum, welches die Sammlung der Alterthümer enthält; in der Mitte des Platzes steht die berühmte Bildsäule des Mark-Aurel zu Pferde. Am Aufgange ist eine mit antiken Trophäen und Bildsäulen verzierte Balustrade; und am Fuß des Aufganges sind zwey Sphynxe von Basalt, welche Wasser speien.

Zu den Erhöhungen auf beyden Seiten des Kapitolinischen Berges führen Stufen, Links zu der Kirche Aracöli, und Rechts zu dem Tarpeyischen Felsen, auf dem der Tempel des Jupiter Kapitolinus stand.

Der Tempel des Jupiter Feretrius hat auch in seiner jetzigen Verwandlung noch einige Siegeszeichen aufzuweisen, dieß sind nehmlich verschiedene von den Türken erbeutete Fahnen, welche die Sieger der Feinde der Christenheit als ein glorreiches Denkmal in diesem erhabenen Tempel geweihet haben, der noch jetzt einen schönen und seiner Lage angemessenen Namen führt, und der Jungfrau Maria auf dem Altare des Himmels (in ara cœli) geweihet ist.

Digitized by Google

Hier war es also, wo die von Königen erbeuteten Siegeszeichen dargebracht wurden, wo Kamillus triumphirend seinen Einzug hielt, und wo auch am 25sten August des Jahrs 1787 drey selig gesprochenen Franziskanermönchen zu Ehren ein glänzendes Fest gefeyert wurde; welchem ich denn auch mit . . . . bis um Mitternacht beywohnte

Bald nach Mittage begann das Fest. — Die Wände der Kirche Ara Cöli waren von außen und innen mit kostbaren Teppichen behangen; die schönen antiken Marmorsäulen waren mit Gold durchwirkten rothem Sammt umwunden. Der Fußboden war in der Kirche und auf dem Platze umher mit Blumen bestreut; und von dem in der Kirche aufgebaueten Chore erscholl, mit den gottesdienstlichen Ceremonien abwechselnd, eine rauschende volltönende Musik, welche zuweilen durch die sanften einzelnen Stimmen der Sänger unterbrochen ward. Auf dem Platze des Kapitoliums aber waren schon die Zurüstungen zu einem Feuerwerk errichtet, und Bänke und Stühle für die Zuschauer in Bereitschaft.

Auf der hohen Marmortreppe, wozu die Stufen aus einem berühmten Tempel des Romulus genommen sind, saßen die Verkäufer der kleinen Bücher, worin das Leben und die Thaten der drey selig gesprochenen Franziskanermönche beschrieben waren; wovon der eine aus Subiako, in der Verläugnung und Wegwerfung seiner selbst so weit gegangen war, daß er sich aus Demuth vor der Thüre des Speisesals in seinem Kloster auf die Erde gelegt hatte, so daß die Mönche, welche das Essen heraustrugen, und ihn nicht gleich bemerkten, über ihn fallen mußten.

Dieß hatte er deßwegen gethan, damit auch diese Demüthigung ihm ja nicht möchte als etwas Gutes angerechnet

werden,

Digitized by Google

werden, sondern daß ihm selbst dafür wieder eine neue Büßung aufgelegt würde, weil er doch Schuld wäre, daß die herausgehenden Mönche über ihn gefallen wären, und das Geschirr, welches sie trugen, zerbrochen hätten.

Zu lauter dergleichen Erfindungen nahm er seine Zuflucht, damit ihm nur immer neue Büßungen möchten aufgelegt werden, weil sein Beichtvater ihn gar nicht mehr für einen Sünder erkennen, und er doch mit Gewalt für einen der allergrößten Sünder gehalten seyn wollte.

Für diese grenzenlose Demuth wurde er denn auch einmal vor dem Altare in der Kirche in Subiako im Angesicht der ganzen Gemeine, in die Höhe verzückt, so daß man fürchtete, er würde sich an der Decke der Kirche den Kopf zerstoßen; und einmal hatte sich bei der Vorzeigung der Monstranz ganz offenbar sein Gesicht verklärt, welches alles durch die verstorbenen Augenzeugen bekräftigt war.

Das Volk bekümmerte sich nun freilich nicht sowohl um die Geschichte dieser Heiligen, als daß es sich vielmehr auf das Feuerwerk freuete, wovon die Römer besonders große Liebhaber sind.

Ich brachte den Nachmittag mit *** bey einer immerwährenden Abwechselung in angenehmen Gesprächen zu. — Bald gingen wir auf dem Platze des Kapitoliums unter dem übrigen Haufen spatzieren — bald stiegen wir wieder die Stuffen nach Ara Cöli hinauf, und hörten eine Zeitlang der Musik zu, welche immer fortdauerte — dann genossen wir wieder von der Höhe des Anblicks über das ganze alte Rom, das Kollosseum, den Friedenstempel und den Palatinischen Berg. —

Am Abend begann nun erst das eigentliche Leben; die Haufen der Spatzierengehenden wurden immer gedrängter, und schon in der Dämmerung war das Kapitol erleuchtet. —

Nach und nach fing man an sich zu setzen, und die Stuhlvermiether schrieen, daß einem die Ohren gellten: luoghi, luoghi! Wir nahmen uns nun auch Stühle. Das Feuerwerk begann, und machte auf diesem Platze, und zwischen den Antiken Trophäen und Bildsäulen auf der Balustrade, die sich in der dunkeln Luft darstellte, einen schönen Effekt.

Alles war heiter und froh und genoß dieses reitzenden Schauspiels und des schönen Abends mit ganzer Seele. — Familien, Freunde und Bekannte hatten sich nebeneinander gesetzt, oder vielmehr alles schien hier eine große Familie zu seyn; man lachte, scherzte und freuete sich der schnell verfliegenden Stunden, und an die schweren Büßungen — und Kasteyungen der Seliggesprochenen, denen man dieß Fest zu verdanken hatte, ward nun nicht mehr gedacht, als in so fern man ihre Abtödtungen und harte Büßungen durch frohen Genuß des Lebens gleichsam wieder gut zu machen, und den Himmel darüber zu versöhnen suchte.

Um Mitternacht war die ganze Scene wieder verdunkelt, wir stiegen auf der andern Seite am Abhange des Kapitols unter schattichten Bäumen die alte Via sacra, oder den heiligen Weg hinunter, und in der Ferne beleuchtete der Mond den Triumphbogen des Titus, und die Ruinen von dem Pallast des Nero.

M.

Digitized by Google

V.

Ueber
Größe und Erhabenheit.

In dem kleinen Werke: Ueber das Erhabene (Göttingen 1788.) hab' ich einige meiner Ideen über diesen Begriff der Natur und Kunst zu zergliedern gesucht. Man hat in ihm den philosophischen Zusammenhang und die Begründung, welche die Entwickelung aus den Principien des Verstandes hätte erhalten sollen, und gewiß mit einigem Rechte, vermißt. Die Bestimmung dieser Zeilen ist es daher, ihm die mangelnde Philosophie zu geben, oder vielmehr: auszufüllen, wo ich Lücken ließ; zu verbinden, wo nur Theile stehen; hinzusetzen, wo ich vergaß; zu verändern, wo ich jetzt anders empfinde. Denn viele von den Ideen, woran ich sonst mit einiger Wärme hing, haben sich selbst im Lauf der Zeit verwischt, und der Gang der Gefühle hat durch die Einwebung neuer Gedanken sowohl selbst mehr Bestimmtheit und Feinheit erhalten, als auch in die Vorstellungen selbst mehr Licht hineintragen müssen.

Eine vollständige ausführliche Theorie des Erhabenen zu geben, kann indeß hier meine Absicht nicht seyn, und alle die Vorschriften der Kunst, es in der Seele aufzuwecken, oder den Geist überhaupt nur auf den Augenblick dieses Genusses zu leiten, sind meiner Absicht hier nur untergeordnet, weil nur allein

Entwickelung der Empfindung in den Ursachen, die in der Seele des Menschen selbst liegen, nur Zergliederung des Hauptbegriffs mein Augenmerk ist. Aesthetik des Erhabenen muß ich daher auf meinem Wege zurücklassen, und kaum die Bildung zur Empfänglichkeit für das Gefühl desselben darf ich einigermassen berühren.

Zuerst eine kurze Anzeige der vorhandenen vorzüglichen Theorien, die mit seinem Namen bezeichnet sind; eine Methode, die aus dem, was die Läuterung als brauchbar oder unbrauchbar aussondert, unvermerkt eine Endtheorie aufbauen wird. Sie wird uns dann auch zuletzt belehren, ob es einen allgemeinen immer anwendbaren Urbegriff von Größe und Erhabenheit geben könne, und wie er sich in einer möglichst deutlichen Erklärung mit Bequemlichkeit darstellen lasse. Nur das, was die Schriftsteller über den Grund der Seelenerhebung gesagt haben, als über den eigenthümlichen philosophischen Theil meines Gegenstandes, soll das einzige Subjekt einer Critik seyn; ihre andere Ideen werde ich nur als Berührungspunkte ansehn, an welchen die Zweige sich wieder zum Stamme herabneigen, und sie in meine Vorstellungen verweben, um dieser oder jener eine Aufklärung mehr zu gewähren.

Die älteste, uns übrig gebliebene Theorie vom Erhabenen ist die, welche uns Longin angibt. Longin ward gerade in einem Zeitalter geboren, in dem der Umsturz des Griechischen und Römischen Reichs, die von seinen Ruinen erdrückte Kraft, der Mangel an allen großen erhebenden Beyspielen, zahllose Zwiste, die selbst aus dem Krieg in die Philosophie übergingen, aller der Urkraft beträchtlich schadeten, die jenen Ländern sonst ursprünglich als ein angestammtes Eigenthum anhing. Dieß war eine von den Perioden, welche gewöhnlich die guten Köpfe

aus dem Staat den Wissenschaften zudrängen. In jener kriegerischen Philosophie selbst erzogen, die mehr zerstört, als wieder erbaut, von seinen Talenten, die mehr selbst handeln konnten, unter den Drangsalen eines mühhevollen Lebens verlassen, ward er endlich Kritiker. Da er nicht mehr selbst handeln konnte, fing er an, zu beurtheilen. Aber es lebt auch in der Beurtheilung der Beyspiele des Erhabenen, die er angibt, in dem Scharfsinn und dem Geist von Feinheit, in der allgemeinen Natur seiner Sprache bis in die geheimsten Falten seines Ausdrucks eine solche Fülle von Größe und hohen Gefühlen, daß er öfter erhabener ist, als seine beurtheilten Schriftsteller. Indeß gerade in der Philosophie des Erhabenen, d. i. in Bemerkungen über die Entstehung des erweiterten Seelengefühls, die mich hier allein angehn, ist er am ärmsten und nur etwa auf folgende Ideen beschränkt.

„Nichts ist groß, als was man mit weit mehr Würde ver„achtet, als besitzt. Daher derjenige, welcher die Güter aus „Großmuth verachtet, weit mehr als derjenige zu bewundern ist, „der sie besitzt. Von Natur schon erhebt das wahre Große unsere Seele. Sie wird aufgespannt, und mit einer gewissen „Freude, einem Edelmuth belebt, eben als wenn sie selbst ge„than hätte, was sie wahrnimmt. Nur das ist wahrhaftig groß, „was sich immer, je öfter man es wahrnimmt, tiefer und tiefer „eindrückt, und endlich der Seele unabläßig anhängt. — Ueber„haupt das wahre Schöne und wahre Erhabene muß immer „und überall gefallen, und nur das, was diese Eigenschaft hat, „ist erhaben.“

Hierzu macht der Uebersetzer Longins Herr Schlosser die Anmerkung, „daß die meisten Theorienschreiber immer darin fehlten, daß sie, statt die akkordirende Empfindung des empfangen-

den mit der Empfindung des gebenden zu beobachten, glaubten, jener verſetze ſich in die Stelle von dieſem. Home ſage ſogar, die Seele rauſche mit dem Bache dahin, und ſteige mit dem Berge empor. Dieſe Wirkung der Einbildungskraft, fährt Hr. S. fort, iſt aber nicht mit der Empfindung zu verwechſeln. Eine Empfindung erweckt die andere, wie ein Akkord den andern. Oft iſt die geweckte Empfindung beſtimmt, oft aber nur Genuß des Herzens, Selbſtbewußtſeyn, Gefühl der Energie ſeiner Seele. Andre nennen dieß Sympathie. Hierauf beruht alle Kritik des Geſchmacks. Und in Hinſicht des Satzes, daß, wenn etwas allgemein gefalle, es bewundert zu werden verdiene, ſetzt Hr. S. hinzu, daß dieſer Charakter allem Schönen gemein ſey. Indeß ſchiene er beſtimmter in dem Gefühle der Erhebung der Seele geſucht werden zu können. Unter allen Menſchen herrſche eine Aehnlichkeit des Gefühls, das der Menſchen-Natur eigen ſeyn müſſe, und nur durch verſchiedene Nationalgebräuche auch verſchiedentlich modificirt werde."

Hierzu fürs erſte nur einige beyläufige Anmerkungen, die in der Geſchichte der Seele ſich uns ſo nahe befinden. Denn ſie beſtätigt es, daß dieſe eine gewiſſe Kraft der Anſpannung habe, ein Vermögen beſitze, bey dem Reitz eines unbegreiflichen Gegenſtandes gleichſam ſich zu entfalten, und zu ſeinem Genuß ſich auszudehnen. Dieß beweiſen ſelbſt alle Gefühle und Erſcheinungen der Phantaſie, die dem Dichter während ſeiner Arbeit erwachen, alle Empfindungen gereitzter Leidenſchaft und erhobener Neigung. Um ſich dieſe Anſpannung zu verſchaffen, und des dadurch geweckten Gefühls ſich zu bemächtigen, bedarf ſie jener leiſen Sympathie, die auch Herr Schloſſer der Erweckung des Gefühls unentbehrlich erachtet. Sympathie aber entſteht nicht anders, als wenn unſre Aufmerkſamkeit, durch irgend ein

Digitized by Google

verwandtes Gefühl gereitzet, unser Selbstgefühl dahin anleitet, sich neben den Gegenstand zu stellen, und seine Kräfte zu messen. Die Seele hält dann die ganze Masse ihrer Empfindung, das ganze Bewußtseyn der Stärke ihres Willens an den Gegenstand an, sie spannt ihr Vermögen zur möglichsten Anstrengung, sie erhebt sich zu der erreichbarsten Höhe, und versucht in ihr dieselben Gefühle zu fassen, welche die Quelle der gegenüberstehenden Größe waren. Wird sie sich derselben in dem gleichen Maß, in derselben Reinheit bewußt, und liegt auch nicht die leiseste Schattirung mehr außerhalb dem Kreis, den sie mit ihren Armen umfaßt, so hört es auch auf, ihr erhaben zu seyn, sie begreift es, sie kann das nicht mehr erstaunlich finden, was ihr gleich scheint. Daraus fließt schon ein Theil der Unrichtigkeit von dem Satz Longins: die Seele glaube alles selbst gethan zu haben, was sie wahrnehme. Denn eben, daß sie die Empfindungen, welche dazu veranlassen konnten, in ihrem Schatz nicht vorfindet, bilden das Erhabene und das ihr Unerreichbare. Eben daß sie keine Stufe in ihren Gefühlen bemerkt, an den Gegenstand jemals zu reichen, wirkt die Todtenstille in ihrer Empfindung; und die ängstliche Beklemmung, welche immer das Erstaunen begleitet; gleich gebundenen Armen, die einen geliebten Freund erwarten.

Auch erniedrigt die öftere Uebung dieses Gefühls und die Spannung zu einer weitern Fassungskraft das Erhabene daher zum Großen herab. Eine längere und innigere Bekanntschaft, jedes bequemere Anschauen und jede müßige Betrachtung dreht unaufhörlich wechselnd die Dinge an einem Kreise herum, man macht sich jede ihrer Flächen bekannt, und bekommt für das Ganze ein genaueres Begreifungsvermögen. Darum fesselt das Erhabene, der Gegenstand, der uns sogleich beym erstenmale mit einem heiligen Staunen ergriff, die Seele nicht bey genauerer

Bekanntschaft inniger, wie Longin es will, sondern er verliert bey jedem Schritt der Annäherung.

Mitlautender Akkord einer Empfindung beym Ertönen einer fremden, wie Hr. Schlosser meynt, findet auch niemals Statt, ohne daß man von der ersten Empfindung geneigt gemacht werde, sich in ihre Stelle zu setzen. Die Seele rauscht nicht in gleichem Sturme fort, weil der Wasserfall stürmt, lispelt nicht darum ruhig im klaren, ungetrübten Bach, der ohne Welle bey ihr vorbeyschleicht, weil er sie zu gleichen Empfindungen, zu gleichen Modulationen erweckt, — nein, sie verkörpert sich in dem Augenblick der Beobachtung und des Genusses, und wenn das Auge den schleichenden Gang verfolgt, berührt sie selbst leise die glatte Fluth, und läßt sich von ihr melodisch zwischen Blumen hinabziehn. So auch bey den Empfindungen, welche den Naturgegenständen auch nur in einiger Entfernung gleichen. Jedes Elend reißt sie in seine Lage; in jedem Rausch wird sie sich selbst vergessen; in jedem Sturm von Empfindungen, den sie berührt, scheint sie eine zarte Welle zu seyn, welche die strömende Fluth mit sich fortzieht. Schon ihr Unvermögen, sich von diesen Angriffen frey zu erhalten, die gänzliche Schwäche, dem Strom in entgegengesetzter Empfindung zu widerstehen, ihre Ermattung nach einigen Schlägen, lassen es uns deutlich wahrnehmen, daß sie gleichsam nur körperlich leide, daß sie sich in die Lage fortgerissen fühle, die vorher sie an sich fesselte. Diese Bewegung erweckt ihre Kräfte, sie erhält von dem Staunen die Veranlassung, ihren eignen Gehalt zu wiegen, und bewundert — im Unvermögen ihr Ziel zu erreichen.

Es läßt sich hieraus mit vollkommner Klarheit der Schluß folgern, daß das Gefühl der Energie unsrer Seele und das Bewußtwerden ihres innern Gehaltes eine ganz andere Handlung

Digitized by Google

ausmache, als der Flug zum Gegenstand hinan, und als das Aufbieten seiner höchsten edelsten Kräfte. Den Fall ausgenommen, daß dieß Gefühl das begriffene Große eine niedrigere, oder vielmehr, wie sich unten zeigen wird, eine sehr wesentlich verschiedene Klasse des Erhabenen bezeichne, scheint es nur die zweyte Handlung zu seyn, und nichts mehr als ein leiser Trost, der uns in der Empfindung, ohne Erfolg gearbeitet zu haben, nicht ganz sinken läßt. Denn, wenn wir nun am Punkt stehen, wohin alle Kräfte zusammentrafen, wenn wir alles versucht, und gleichsam alle unsere Arme ausgebreitet haben, alles was da ist, in unserm Busen aufzufassen, und wir dennoch nicht begreifen, dennoch bewundern müssen, wenn unser Geist zu gespannt, zu ermüdet und schwankend, um auf dem höchsten Punkt länger ausdauern zu können, etwas sich senkt, so erzeugt eben dieses Gefühl verminderter Anstrengung einen Ueberblick über genossene Empfindungen, und es gibt dann wieder das hohe Bewußtseyn, einmal zur Anspannung aller Kräfte gelangt zu seyn. Dieß ist daher nur zweyte Handlung. Diese sanfte Stille erheitert die entzückte Seele nun nach einem vorübergezogenen Gewitter zu dem lächelnden Genuß ihrer eignen Gefühle. Sich selbst vergessend, wiewohl sanft in sich selbst geschmiegt, scheint sie in den leisen Hauch aufgelößt zu werden, der den Abend ihrer Empfindungen mit der holdesten Röthe bekränzt.

Diese Einflüsse einer Sympathie, die unser Herz unwillkührlich mit einer fremden Lage fortreißen, nachmals in unser Unvermögen, in das Gefühl kleinlicher Schwäche das Gefühl des Erhabenen und nach ihm ein Bewußtseyn innern Vermögens zu unserer Beruhigung legen, sind aber weder so unfehlbar, noch so allgemein, als Longin und Schlosser behaupten. Weder das Erhabene wirkt auf alle, oder auch nur auf die meisten Menschen,

noch ist das immer erhaben, was den größten Theil der Empfänglichkeiten bezaubert. Ganz anderer Gattung ist das Erhabene eines Geistes von höherm Adel, als das einer niedrigern Klasse. Engel und Menschen haben nicht gleiche Gegenstände, gleiche Empfänglichkeiten, gleiche Entfernungen. Schon diese kleine Betrachtung stellt es dar, wie schwierig es seyn muß, bey der niemals zu überwindenden Relativität unserer Empfänglichkeit zu der Bestimmung eines allgemeinen Begriffs der Erhabenheit zu gelangen.

Weit mehr über den eigentlichen philosophischen Theil meiner Untersuchung hat Burke. Indeß, da er wieder von einem falschen Grundsatz ausgegangen ist, sich nie von ihm losmacht, und gleich anfangs alle Beobachtungen darauf berechnet zu haben scheint, so ist er noch weit weniger befriedigend. „Alles behauptet er, was irgend die Vorstellung von Gefahr und Schmerz zu erregen geschickt ist, sey erhebend, alles Schreckliche, in einiger Entfernung wahrgenommen, sey immer ohne Ausnahme die Quelle des Erhabenen; denn es errege der Seele das stärkste, hinreissendste Gefühl.“ Hierin beschränkt sich seine ganze Theorie, und da ich nachher noch oftmals in meinem Gang auf ihr stoßen werde, so fasse ich das Uebrige in möglichster Kürze zusammen. Die Leidenschaft, welche durch das Erhabene erregt wird, ist Erstaunen und Bewunderung oder die Hemmung aller Seelenbewegungen mit einem Grade von Schrecken. Aus der vollkommenen Abziehung der Seele von allen andern Gegenständen entsteht die unwiderstehliche Gewalt des Erhabenen, die alles Nachdenken darüber ganz zerstört. Denn Furcht beraubt die Seele am vollkommensten ihres Bewußtseyns. Alle schrecklichen Gegenstände sind also erhaben. Nichts Gefährliches ist klein und verächtlich, und in allen Fällen ist Schrecken immer das herrschende

Prinzipium des Erhabenen. Hieraus fährt er fort die Eigenschaften der Dinge zu entwickeln, die zur Erweckung der Seelenerhebung dienen, und mit dem Schrecken vergesellschaftet, wenigstens in naher Verbindung erscheinen, oder von ihm allein mit Erhabenheit bezeichnet werden. So erklärt er Dunkelheit, Kraft, Ausdehnung, Unendlichkeit, Einförmigkeit und Succession, Schwierigkeit u. s. w.

Aber eben diese Aufzählung der Quellen des Erhabenen, und die Bewahrung des Einflusses, den sie von dem Schrecken in der Empfänglichkeit des Sehers gewinnen, ist seiner Theorie der nachtheiligste Gegner. Denn das, worin diese Quellen zusammentreffen, dieß Allgemeine in ihrer Natur, (und nur dieß allein kann Erhebung wirken), ist nicht Schrecken oder Furcht. Diese machen nur das Aeußere von einem kleinen Theil dieser Erscheinungen aus, indeß der andere Theil mit einer solchen Sanftmuth und Milde beseelt erscheint, daß man mit demselben Rechte Schönheit als den eben so wesentlichen, einzigen Grund des Erhabenen ansehen möchte. Alles, was schreckt, drückt in dem Augenblick der Wahrnehmung alle Gefühle zu einem einzigen zusammen. Dieß ist der Trieb der Selbsterhaltung. So lange sich diese noch nicht außer aller Gefahr fühlt, und das Bewußtseyn die Schreckniße nicht unter sich sieht, ist die Seele keiner Erweiterung fähig. Denn Selbsterhaltung ist der reinste und dringendste Instinkt, ein Gefühl das alle andere außer dem Bewußtseyn seines Ichs verhüllt. Um aber seine Kräfte zu spannen, und in seiner Spannung sogar noch sich erhoben zu fühlen, muß der Geist nur seinen Gegenstand wahrnehmen, in ihm allein sich seiner bewußt werden.

Fast dieselbe Meynung äußert Beattie, nur daß er noch den Gedanken hinzufügt: „Das Erhabene bestehe in dem

Digitized by Google

Schrecklichen, wenn es nicht unmittelbar verderblich sey; wie dieß der Anblick einer Zuckerplantage, die in Feuer aufgehe, erweise, ein Schauspiel, das darum erhaben zu seyn aufhöre, weil dieser sonst majestätische Brand den armen Pflanzer in Kummer und Elend versetze.“ Hierüber darf ich nichts weiter hinzusetzen, da er diesen armen Pflanzer zwar mit keinen erhabenen Betrachtungen über seinen Jammer erfüllen kann, aber doch dem fernen sichern Beobachter niemals das Gefühl der Erhebung in Gegenständen absprechen kann, die selbst mit Elend von Millionen unzertrennlich verknüpft sind. Was kümmert diesen die verwüstende Lava, wenn der tobende Vulkan sich ergießt, was ein einzelnes, geängstigtes Schiffchen, das an der Spitze schäumender Fluhten hängt? Mitleid ist nur eine sanfte wankende Flamme, welche im Sturme der Gefühle immer erlischt.

Hr. Kant hat in seinen Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen sehr viel feine Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten der letztern Empfindung, über die Gegenstände, sie zu erwecken, über die Mannichfaltigkeit, sie zu empfangen, und über die Gründe dieser Empfänglichkeit; aber er scheint, sich nur darauf allein beschränkt haben zu müssen, denn er hat nichts, was mir zur Erklärung der allgemeinen Seelenerhebung und ihrer Aktion nur einige Auskunft gäbe. Sein Buch ist daher nur ein Theil der ganzen Theorie, da er sich allein auf den empfangenden und fühlenden, (wie dieß auch der Titel bemerkt,) erstreckt, und nichts von den Einflüssen des Gebenden anzeigt.

Schon mehr über meinen Gegenstand, den eigentlich philosophischen Theil der Untersuchung, hat Hugo Blair in seinen vortreflichen, von Hrn. Prof. Schreiber meisterhaft übersetzten Vorlesungen, wo er behauptet: „Der Eindruck des Erhabenen bestehe in einer lebhaften Bewunderung, in einer gewissen Erwei-

Digitized by Google

terung der Seele, die sich über ihren gewöhnlichen Zustand erhöhet, und von einem Erstaunen ergriffen fühle, das sich in Worten nicht ausdrucken lasse. In dem höchsten Grad werde es von einem gewissen Schauder begleitet. Umfang und Ausdehnung sey ein nothwendiges Erforderniß jeder Art von Größe, die sich auf Raum beziehe. Und man habe daher geglaubt, sie sey der Grund alles Erhabenen. Aber es gebe Gegenstände ohne diese Eigenschaften. Der Ausdruck beträchtlicher Kraft sey wol die ergiebigste Quelle desselben. Alles sey auch erhaben, was an das Ehrfurchteinflößende, ja selbst an das Schreckliche gränze. Durch diesen Weg sey es auch Verworrenheit." — Diese Sätze fassen alles zusammen, was er über diesen Theil des Erhabenen Merkwürdiges hat, und ihm fehlt daher ebenfalls die eigentliche Erklärung und genauere Bestimmung aller Erhebung. Auch ist die Kraft nicht allein die hauptsächlichste Quelle aller Erhabenheit, sondern die einzige. Diese Annahme trägt in die ganze Theorie ein weit helleres Licht, weil alle Erscheinungen dadurch in Einem Punkt sich vereinigen lassen, und ein einziger Grund psychologischer Erscheinung weit glücklichere und treffendere Erläuterungen zuläßt.

Jener Meinung des Hrn. Blairs pflichtet im Ganzen auch Sulzer bey, der auf diesen Punkt einige Mühe verwandt hat, und er zieht das Erhabene schon näher in meinen Gesichtspunkt durch die Bemerkung herab, „daß es nur nahe genug liegen müsse, um uns zu einer Vergleichung mit demselben Kräfte und Aufmunterung zu geben, und die Seele selbst einer Erhebung fähig zu machen." Diese bey ihm nur leicht hingeworfne Beobachtung ist so sehr wahr, und dem Ganzen anpassend, daß die ganze Theorie aller Sympathie und der darauf gegründeten Erweiterung sich allein aus ihr herleiten läßt.

Digitized by Google

Mit einem und dem andern von diesen stimmen endlich in diesem oder jenem Punkt noch Home, Gerard, Meiners so ziemlich überein. Wo sie indeß noch abweichen könnten, wird es die folgende Auseinandersetzung berühren müssen.

Mendelssohn nennt das ins Unermeßliche ausgedehnte Schöne erhaben. Aber unten wird es sich ergeben, wie Dunkelheit, Unregelmäßigkeit und eine leise Verwirrung Hauptquellen alles Erhebenden sind. Gerade das Gegentheil von diesen Eigenschaften bezeichnet das Schöne. Licht, Regelmäßigkeit und Uebereinstimmung mannichfaltiger Theile zu einem geordneten Ganzen sind ihm unentbehrliche Stücke. Veränderung des Schönen zum Erhabenen, Uebereinstimmung des Erhabenen ins Schöne kann daher niemals ohne eine gänzliche Zerstörung seiner Theile, ohne Aufhebung des Ganzen geschehn. Beyde sind also einander gerade entgegengesetzt. — Dehnte man überhaupt nur das Schöne zum Unermeßlichen aus, so liegt es ebenfalls in dem Punkt, in dem es den Gesichtskreis des Beobachters überschreitet, um erhaben zu werden, alle diejenigen Eigenthümlichkeiten des Charakters ganz ab, mit denen es vorher ausgestattet erschien.

So erklärt auch Schlosser in seinen Zusätzen zur Uebersetzung des Longin ebenfalls das Erhabene, doch nur in seiner Wirkung, nicht in seiner Substanz. Erhaben nennt er deßwegen alles, was größer ist, als dasjenige, womit es in Verhältniß gesetzt wird, und den Charakter erhabner Empfindnisse gibt er so an, daß durch sie ungewöhnliche, edle Kräfte zu ungewöhnlicher Thätigkeit mit Wohlgefallen gereitzt werden. Alles, was sie erweckt, ist erhaben. Wie sie erweckt werden, getrauet er sich nicht zu bestimmen. Der Gegenstand, der sie erregt, muß außer denen, die instinktmäßig Akkorde in Bewegung setzen,

Digitized by Google

selbst Größe besitzen, und in ungewöhnlicher Kraft und Thätigkeit sich darstellen. Dasselbe schien Mendelssohn unter Unermeßlichkeit in der Vollkommenheit zu verstehn. Die Art, sie zu empfinden, hängt von der verschiednen Empfänglichkeit ab.

Jene Erklärung ist indeß, wie man leicht fühlen muß, zu relativ, und auf die Verschiedenheit des empfangenden Wesens zu sehr beschränkt, um allgemein geltend werden zu können, so wie die Anstrengung ungewöhnlicher Kräfte nichts ist, als Wirkung und Folge der Erhebung. Beydes ist nun aber hier nicht brauchbar, weil die eigentliche Aktion es ist, die ich in ihrem Umfang und in ihrer Reinigkeit aus der Natur der Seele zu entfalten versuchen will. In dieser Entwickelung wird auch zugleich immer die Prüfung und Läuterung einer großen Anzahl von Sätzen enthalten seyn; die, weil sie von irgend einem System ausgingen, anstatt sich ihm nur allgemach zu nähern, mehr verschlimmerten, als besserten.

Gleich zu Anfang hab' ich es schon erinnert, daß ich die Trennung des Erhabenen, in so weit diese von Natur und Kunst, von Original und Nachahmung, von der Art, wie sie erweckt, und von dem, wodurch sie erweckt wird, abhängt, schon gänzlich voraussetze. Mich geht hier nichts an, als die Erklärung des Gegenwärtigen; der Aufschluß zur Schöpfung einer Zukunft. Alle Kritiken über die Werke des Geschmacks, wie alle Nachahmungen der Natur überhaupt liegen außerhalb meiner Straße, und weit jenseit meines Zieles. Ich habe vorher nichts mehr zu thun, als Größe von der Erhabenheit zu trennen, deren Verschiedenheit meinem Bedünken nach in folgenden schon oben einmal berührten Sätzen befindlich ist.

Größe ist dem ersten Anschein nach nur ein Grad des Erhabenen, steht nur um eine Stufe tiefer auf der Leiter unsrer Em-

Digitized by Google

pfindungen, sowohl in Hinsicht ihres Umfangs und ihrer Stärke, wie auch als die zweyte Empfindung, die allezeit das Stillstehn im Erhabenen begleitet. Betroffen von einem Gegenstande strecken wir unsere Arme darnach aus. Ist er nicht zu weit für uns, so umfassen wir ihn, und hätt' es uns auch eine noch so große Anstrengung gekostet, so erhalten wir doch das Selbstgefühl der Größe. Haben wir zu wenig Kraft, ihn zu berühren, dann bleibt er erhaben. Die Verschiedenheit der Empfindungen stützt sich daher auf die Verschiedenheit des Bodens, aus dem sie entstehn. Die Quelle der Größe bin ich selbst, ist mein Selbstgefühl, ist der Rausch, in den mich das Anschauen meiner Kräfte versenkt. Die Quelle der Erhabenheit ist das stärkere Gefühl der überwiegenden Kraft meines zu berührenden Gegenstandes, in das sich allenfalls noch das Gefühl meiner Schwäche und vergeblichen Anstrengung mischt. Mit diesem letztern ist das Gefühl der Größe schon mehr verwandt, und es ist ein Uebergang, der immer beyde Empfindungen einander ähnlich erhält, und sie oft sehr enge verbindet.

Die meisten Begriffe von denen, die der innere Sinn von dem äußern abzog, wird man noch immer mit dem Gepräge ihres Ursprungs vereinigt finden. So auch das Erhabene. Die erste Empfindung, welche die Erhebung erzeugte, entstand bey dem Anblick des körperlich Hohen. Man gewöhnte sich daran, allmählich beyde, den Namen des Gegenstandes mit der Empfindung immer verbunden zu fühlen, und daraus entstand endlich ihre Vereinigung. Alles, was erhaben und groß war, sah man mit Ehrfurcht an, alles, dem man mit Verehrung begegnen wollte, nannte man erhaben und groß. Man ging aus dem Lande zur Stadt hinauf, und von der Stadt ins Land hinab. Selbst alle Zeichen der öffentlichen Verehrung, wie Bildsäulen und Denkmäler, der Thron der Könige, die Zeichen der Volksfreyheit und Volksdank-

dankbarkeit erhielten einen erhabenen Platz, um jedem in die Augen zu fallen, und um einem jeden Beschauer die Anlagen zu erhöhen, für die es bestimmt war, die Anlagen tiefen unerschöpflichen Muths und eines thätigen Freyheitssinns, oder die eingepflanzte Sklaverey der Herrschaft und der Begriffe.

In dieser erhabnen Stellung, aus einer großen Tiefe oder von einer ansehnlichen Höhe betrachtet, verliert das Erhabene schon einige Eigenschaften des Schönen, und um so deutlicher, je unermeßlicher es sich ausdehnt, je tiefer es sich senkt, oder je höher es sich erhebt. Eine Fläche von einer kleinen Höhe und in einiger Nähe betrachtet, gewinnt an schönerer Ebenheit und Glätte; alle Rauhigkeiten des Erhabenen; alle große stark ausgedruckte Falten werden nur dem Geist bemerklich, wenn er zu einem Ueberblick gelangt. Alle Seelengröße und die Verwickelung erhabener Leidenschaften, Handlungen und Begriffe enthüllt die allmählige Näherung, die dem Schönen so zuträglich ist, zu dem kleinlichen Ganzen, das uns zu keiner vollen Empfindung erhebt. Jeder Schritt bringt es zwar unserm Herzen näher, so wie es unsern Begriffen und Leidenschaften gleicher wird, wir lieben es inniger. Unser Herz fühlt sich für dasselbe in süßern, geheimern Wallungen fortgerissen, aber wir bewundern nur die Gegenstände außerhalb unsrer Umarmung, wir schätzen nur das, was über uns ist, wir beten nur an, wenn wir unter ihm stehn.

Hieraus folgt indeß nicht, daß das Erhabene ganz außer dem Wirkungskreis unsrer Begriffe und Leidenschaften befindlich seyn müsse. Verwirrung und Undeutlichkeit sind ihm zwar zuträglich. Aber wir können nichts sehn, was völlig im Dunkeln liegt. Das Erhabene muß unsere Kräfte auffordern, sich mit ihm zu messen, und nur einige Gleichheit selbst in weiterer, wenn nur empfundener, Annäherung, gibt der Seele das Bewußtseyn inneren Ver-

mögens, dessen sie zum Versuch eines Fluges zur höchsten Spannung der Kräfte, zum vollen Gefühl ihres Unvermögens, zum berauschenden Genusse des Erhabenen und selbst des Großen bedarf.

Hängt daher nun das ganze Gefühl des Erhabenen von dieser Annäherung zum Gegenstand, und diese vermeintliche Nähe wieder von dem Schatz großer und edler Empfindungen, von der durch diese und durch öftern Genuß, lange Erfahrung und häufige Betrachtung des Großen reitzbar gemachten Empfänglichkeit ab, so sieht man die Mannichfaltigkeit, in der sich alles Erhabene der Natur und der Sitten den Empfindungen einer jeden Empfänglichkeit mittheilen muß. Was den edlern Geist mit unwiderstehlicher Allmacht, und wie auf Zauberwort und Schlag hinreißt, ist zum Begreifen der niedrigern Menschenklasse viel zu entfernt, und des Weisen und Großen Eigenthum ist es, alle die Leidenschaften und Aufmunterungsmittel verächtlich wegzuwerfen, welche den Pöbel der Geister anregen, seinen Bildungsgang beschleunigen, und in deren inniger Betrachtung er alle Reitzungen zu einer Thätigkeit findet. Diese Regel darf weder dem Staatsmann noch dem Lehrer entfallen, wenn sie ihr Volk erziehn; — und zum Begreifen erhabener Vorstellungen, zur geläutertsten Empfänglichkeit für die edelsten Handlungen, für alle feine Grundsätze reiner Moral, für die höhere Wissenschaft einer erhabenen Religion gehören in fleißigen Bestrebungen und sanft geleiteten Anstrengungen grau gewordene Jahrhunderte.

In seinen Wirkungen äußert sich daher das Erhabene nach Hrn. Schlossers Anmerkung immer so, daß es ungewöhnliche edle Kräfte zu einer ungewöhnlichen Thätigkeit, (wenn gleich nicht immer mit Wohlgefallen, sondern öfter noch mit einer ängstlichen betäubenden Beklemmung der Seele,) aufregt; aber dieß ist keine

Digitized by Google

Erklärung seiner Substanz. Denn wenn regt es diese Thätigkeit auf? Und welche Verhältnisse zwischen dem gebenden und empfangenden gehören dazu, diesen für jenes fühlbar zu machen? — Auch ist das nicht immer erhaben, (nemlich in unserm Begriff, wo es immer mit Erstaunen und Ehrfurcht vergesellschaftet ist,) was größer ist, als das, womit man es in Vergleichung setzt. Denn hieraus entstände eine vollkommene Freyheit in der Schöpfung und Ausbildung des Gefühls, die wir nicht haben. Und da wir denn unsere Empfindungen immer zu einem gehörigen Verhältniß mit den Gegenständen würden abmessen können, so verlöre die Seele den vesten Gesichtspunkt, der das Erhabene vom Großen absondert, indem wir dieses begreifen und jenes nicht fassen, und niemals würde das Vermögen erlöschen, jeder Gattung des Erhabenen, aus dessen Berührungskreis wir irgend einmal Bildung und Verfeinerung gezogen hätten, ganz unempfänglich, und wieder von ihm ganz hingerissen zu werden. Das letztere widerlegt aber die Geschichte der Seele. Wir lassen den untern Stufen das Gefühl für ihre Gattung zurück, und können niemals wieder zu ihnen hinabgehn, ohne jene erhabenen, vorher besessenen Standpunkte wenigstens auf eine längere Zeit verlassen zu müssen. — Auch das ins Unermeßliche ausgedehnte Schöne, wie Mendelssohn will, ist, (schon einer vorher geäußerten Bemerkung nach) das Erhabene nicht, weil Schönheit ihre Reitze verliert, sobald sie sich zum Unermeßlichen erstreckt, und doch immer einige Geschlechtskennzeichen bey jeder Veränderung übrig bleiben müssen, um Gattungen zu bilden.

Ich habe es schon oben leise angedeutet, daß das Große sich nicht nur in Hinsicht auf die Stärke und Schwäche des Begreifungsvermögens vom Erhabenen absondern, sondern daß es auch, wie es aus den oben angeführten Sätzen näher einleuchtet, selbst

einigermaßen von ganz andrer Natur seyn dürfte. Schönheit, zum Unermeßlichen, Unbegreiflichen angewachsen, bleibt keine Schönheit mehr, und zum Erhabenen gehört daher irgend ein andrer, vielleicht allgemeiner Stoff. Aber Schönheit erhält sich immer seine Reitze innerhalb des Wirkungskreises der empfangenden Seele, fodert die Kräfte, wenn es nicht sogleich gefaßt wird, zu einer ungewöhnlichen Thätigkeit auf, und berauscht das Herz mit dem entzückendsten Genuß, wenn es begriffen ist. Alle diese Verfeinerungen desselben finden sich in dem Großen wieder, und eine Erklärung von diesem: es sey das bis zum höchsten Fassungsvermögen getriebene Schöne, wird Richtigkeit und Deutlichkeit genug besitzen, um auf alle Fälle sich geltend zu machen. Denn jede Aufmerksamkeit auf den innern Seelenzustand bey der Empfindung des Großen und Erhabenen wird es auch mit genugsamer Klarheit bemerken, daß alle Gegenstände, die wir nachher zu fassen vermögen, immer mit den leisen Wirkungen und in dem unermeßlichen Stufengang des Schönen erheben, durch sanfte Reitze und in holder Grazie sich der Seele bemächtigen, und sie in ruhiger Selbstbewegung zum Augenblick des Genusses fortleiten, indeß alle ächten Gattungen des Erhabenen nichts von Anmuth und schöner Würde, nichts von einem leisen Stufengang wissen, sondern mit heftigen Schlägen gleich anfänglich wirken, Schauder und Schrecken vorausschicken, und mit der tiefsten, starrsten Bezauberung rühren, oder wenigstens immer einen Schauder zum Vorboten haben, der, nicht gehörig bemerkt und nachlässig empfangen, etwas von der holden Rührung des Schönen sich zueignet.

Schönheit verträgt sich also niemals mit dem Erhabenen. Erhabenheit hat den Charakter des Einfachen ohne Theile, die sich nach einem gemeinschaftlichen Punkt zusammen hinrichten.

Sobald man so viel Einzelnes sieht, daß man Regelmäßigkeit in der Verfassung, richtige Anordnung dieses Einzelnen zu einem Ganzen wahrnimmt, so unterbricht die Uebersicht der Maschine die Wirkung des Ganzen, weil die Seele hier dann nicht, wie bey dem Erhabenen, ermattet zurücksinkt, sondern nur stillsteht, und vielleicht noch Kräfte hätte, weiter zu gehn. Dieß ist der Einfluß der Regelmäßigkeit und Ordnung, der Hauptbegründungen aller wesentlichen Schönheit und Grazie. Groß kann indeß immer die Schönheit bleiben, wenn gleich nur aus ihrer Asche, aus der völligen Vernichtung ihrer Existenz das Erhabene entstehen kann.

Auch will aus eben diesem Grunde die Schönheit der Sinne gesucht seyn, da ihr Erhabenes sich unerwartet und unwillkührlich aufdringt, ohne Beobachtung, ohne Versuche, ohne Erwartung. Mit einem einzigen Schlag bemächtigt es sich des Beobachters, und treibt ihn immer durch neue Schläge fort. Dieß liegt in seiner erwähnten Regellosigkeit und Dunkelheit, die dem Geist sogleich die ganze Masse vorstellt, ohne sie in die geringsten Abschnitte gesondert zu haben, da Schönheit hingegen eine thätige mühsame Entwicklung fodert, und nur aus der Uebereinstimmung zergliederter Theile entspringt. Ein neuer Grund gegen Mendelssohns Theorie! Denn das Schöne muß seine Uebereinstimmung verbergen, und folglich seine Grazie und sein ganzes Wesen ablegen, um sich den Eindruck des verwirrten Ganzen zu verschaffen.

Erhaben sind also nur unregelmäßige, verwirrte Gegenstände in der Natur. Erhaben ist also eine ausgedehnte Weite voll Gegenstände, ohne einen begreiflichen Zusammenhang; erhaben ist darum ein Wasserfall mit seinem verwirrten Geräusch, das Meer im Sturm, der ausbrechende tobende Vulkan, Dunkelheit und einsame Stille; erhaben ist jedes einsame Lauschen der Natur.

Aber aus derselben Ursach kann kein thierischer Körper, (an sich körperlich betrachtet,) Erhabenheit, sondern allenfalls nur Größe besitzen, weil Regelmäßigkeit im Bau und eine Absicht in Anlage der Mittel allenthalben hervortreten muß, welches das Erhabene niemals verträgt. Dunkelheit in den Mitteln und absichtsloser, unbegreiflicher Umfang, die Gegenstände und Aufmunterungsmittel wahrer Seelenerhebung, machen die thierischen Gegenstände unbehülflich und plump.

Wenn wir indeß Dunkelheit und Verwirrung, Heimlichkeit und Unbegreiflichkeit für den Urstoff, für den Hauptgrund alles Erhabenen ansähen, so würden wir irren. In den uns bekannten Gegenständen liegt noch etwas anders, was die Seele aufregen hilft. Und dieß ist die Kraft in der Aeußerung der Wirkung.

Die Neugierde ist des Menschen Hauptleidenschaft. So bald er etwas wahrnimmt, was ihm auffällt oder gefällt, bemüht er sich in das Innere desselben zu dringen. Dieß bewegt seine ersten Schritte in jeder Untersuchung. So bald er im Fortgang etwas bemerkt, das ihn inniger anzieht, so geht er schneller fort, so bald er Schwierigkeiten antrift, beflügelt er seine Kräfte. Hat er seinen Punkt, den er im Auge hatte, erreicht, so steht er still, den Zusammenhang des Ganzen zu sehn, und sich über seine Schönheit zu freuen. Aber in diese Freude mischt sich immer das Gefühl inneren vollendeten Vermögens, und wer die Entdeckung innig begreift, theilt mit dem Erfinder ihre Freuden. Ja man findet sich von nichts Neuem ergötzt, was man im Augenblick der Wahrnehmung nicht selbst zu erfinden vermeint. Hier findet keine Bewunderung Statt. Ein wenig Dunkelheit, etwas Verwirrung, die sich nachher in das reizende Morgenroth überstand-

Digitized by Google

ner Mühseligkeit auflöst, reicht hin, den Geist zur süßen Anstrengung zu beleben.

Ganz anders ist es bey dem Erhabenen. Hier reißt uns ein ganz verschiednes Principium hin. Von etwas Unbegreiflichem aufgeregt, gehn wir immer sich erneuernden Schwierigkeiten nach. Die Aengstlichkeit, das Erhabene zu verstehn, liegt nicht in unserm Empfindungsvermögen, sondern in dem Mangel an Kräften, um sich den Gegenständen näher zu bringen, um ihm gleichen Reichthum an die Seite zu stellen. Nicht bloß Verwirrung regt hier unsre Fassungskräfte an, sondern eine ungeheure Allgewalt, von der wir nichts Aehnliches haben, übertäubt uns in ihren unwiderstehlichen Wirkungen, und reißt uns zur Bewunderung fort. Nur nach höchster Ermattung und einem leisen Hinabsinken finden wir einen Ruhepunkt des Selbstgefühls, das nur unsre angewandten Kräfte mißt, sich in sich selbst spiegelt, aus sich selbst die freudigste Glückseligkeit schöpft.

Kraft in den Gegenständen ist nebst Dunkelheit in ihrer Darstellung das Hauptprincipium des Erhabenen; etwas, das allen Gegenständen unabläßig anhängt, die uns in Erstaunen setzen, und die Bewunderung wecken. Alle Dinge, welche uns zu einer vorzüglichen Erhebung der Seele aufmuntern, welche uns besonders mit dem Strom unsrer eignen Empfindungen, in süßen Taumel selbst gewirkter Berauschung fortziehn, sind mit diesem Stempel geprägt.

Nicht alle Gegenstände einer Erhebung kündigen sich mit Schrecken an, nicht alle machen gleich lebhafte Ansprüche auf das innere Selbstgefühl, auf die Besorgniß eigner Erhaltung. Schrecken schließt immer in dem Augenblick der Betäubung alle Empfänglichkeit der Seele für äußere Gegenstände zu. Nur nach dem wieder zurückkehrenden Gefühl von Sicherheit, tritt sie gleich-

sam wieder aus dem Zimmer heraus, wo sie nur für sich empfand, und das Meer ihrer Empfindungen wankt nun in immer leisere Wellen bis zu einer glatten Spiegelfläche hinunter. Schon ehe sie noch ganz ruhig wird, dringt der Gegenstand sich ihr immer allgewaltiger und inniger auf, sie empfängt ihn, von der Unruh noch in Bewegung gesetzt, wärmer, und er bemächtigt sich ihrer gewisser, da sie sich noch zwischen zweyen Leidenschaften befindet. Darum wirken alle Gegenstände stärker auf sie, die Schrecken im Gesicht tragen. Aber eine Menge der erhabensten Gegenstände regen nichts von dem langsamen Selbstgefühl auf; eine Menge der höhern Gefühle, die den Geist zu der Menschheit edelsten Höhe hinauftragen, und den Strom aller Empfindungen und Ideen zu des Geistes allmächtigstem Wirken schwellen, strömen dem Herzen nur mit leisem Schauer in kleinen Wellen zu. So die Gegenstände der Natur. Das glatte Weltmeer in Ruhe ist das schönste, erhabenste Bild verhaltener, gefesselter Kraft, aber es hat für den stillen friedsamen Fischer nichts Schreckliches in der Miene. Der aufgespannte Himmel mit der unbegreiflichen Harmonie seiner Welten, mit dem prachtvollen Sternenkranz, dem Sinnbild des unsterblichen Geistes, mit aller Größe seiner blauen ungestörten Einförmigkeit, beklemmt das Herz mit allen erhebenden Entzückungen, welche jede große Aeußerung des allwirkenden Geistes den schönen Bildern erhabener Schöpfung mitgibt.

So ist auch nicht Ausdehnung und weite Ausspannung weder die alleinige Quelle des Erhabenen, noch selbst nur die einzige der Größe, sondern als Symbol eines Wirkens, das sich nirgends anders hin auszubreiten und thätig zu werden vermochte, als in der ungeheuren Ausdehnung seines Körpers. So rühren alle ausgespannte Weiten und um so stärker, je weniger und unmerklicher eine Unterbrechung durch andre Gegenstände Statt findet.

Digitized by Google

Auch die Ewigkeit, als die ausgedehnteste Weite, äußert dieselben Wirkungen, und wir erstaunen bey ihrer Betrachtung, uns in einem Meer zu sehn, wovon kein Senkbley des Verstandes oder der verfeinertsten Empfindungen die wahre Tiefe kennt. In ihm wird der eigentliche Weg sichtbar, den das Erhabene nimmt, den Weg des Verstandes und durch ihn der Phantasie.

Auf ihm erhält die einzige Quelle des Erhabenen, der Ausdruck ungewöhnlicher Kraft, ihre alleinige Wirksamkeit, und oftmals eine um so verstärktere, je mehr die geschäftige Phantasie zu der Masse der empfangenen Bilder ihre aufgehobenen hinzuthut, und sie zur Verschönerung des Gegenstandes benutzt; je feiner und geneigter ihre Empfindlichkeit für den Eindruck kleiner Schattirungen, und je regsamer ihre Wirksamkeit in der Ausmahlung ist. Kraft ist das, was den Menschen am innigsten rührt, Kraft im Sturm des Ergusses und in der bangen Todtenstille erpreßter Ruhe; Allgewalt in allen ihren Nüancen, mit der ganzen Reihe ihrer Folgen, mit allen Ahndungen erhabener Ursachen. Wo wir etwas Großes wahrnehmen, ohne gleich die Ursach in den Wirkungen zu sehn, da schwebt die Phantasie bald über den Schauplatz der Wirkungen hinweg, um hinter den Coulissen den Schauspieler zu belauschen, und der Verstand, immer regsam, alle Ströme auseinander zu sondern, steigt bald zu ihrer Quelle hinan. Wer spiegelt sich in dem Weltmeer, ohne etwas anders in dem Murmeln der Wellen zu finden, als ein Gemurr über ängstliche Ketten? Wer sieht ein Gewitter, ohne Gefühl seiner Kraft, ohne eine leise Ahndung seiner Folgen? Wer ein Heer, das über halbe Länder seine Arme erstreckt, ohne zugleich die Allgewalt innig zu fühlen, die das alles bewegt, ohne über die Unbegreiflichkeit zu erstaunen, solche vereinigte Kräfte zu Einem

Mittelpunkt, auf Ein Ziel hin, zusammenzuhalten. Selbst alle die Eindrücke, welche dem Instinkt, oder, wie Schlosser glaubt, der zusammenstimmenden Melodie gleicher Empfindungen gehören, regen Bilder der Kraft auf, und selbst in den heimlichen Ergüssen belebender Allmacht, in den matten Spuren leiser Größe suchen wir immer Anregungen zur Ermunterung eignen Vermögens. Unter der Menge von Bildern, die sich hier finden lassen, nur eins.

Das Gebrüll des Löwen, sagt man, wirke auf die Seele instinktmäßig, und man hat allerdings Recht, wenn man unter diesem Instinktmäßigen eine Anregung versteht, Anstalten zu unsrer Vertheidigung zu machen. Dieß Zittern aber, das, nach Burkens Theorie, immer den Eingang des Erhabenen begleitet, ist gewiß keine Erhebung der Seele. Die Wirkungen dieses fürchterlichen Tons, sagt Sparrmann, waren auf Menschen und Pferde einander gleich. Die letztern bebten aber so heftig, wie sich der Löwe näherte; sie schienen sich verbergen zu wollen, und zitterten, sich mit jedem Athemzuge verrathen zu können. Hört man das Gebrüll eines hungrigen Löwen aber mit der Sicherheit an, welche die Ideen zu einem philosophischen Zusammenhang ordnen kann, so wird immer die Kraft in dem Tone der Phantasie eine Menge erhebender Bilder von der Gewalt gewähren, die er bey der Stillung seiner Begierden ausüben kann. Die Idee, ihm nicht widerstehn zu können, wird alle Empfindungen in einer glühenden Regsamkeit erhalten, und die Umfaßlichkeit seines Vermögens ihm eine beträchtliche Größe ertheilen.

Alle sinnliche Eindrücke gehn durch die Dekorationskammer der Einbildungskraft. Selbst die leisesten mahlt sie, von Umständen, von Nacht, Dunkelheit, Stille, Einsamkeit ꝛc. gespannt,

Digitized by Google

zu einer unbeschränkten Weitläuftigkeit der Erhabenheit, so wie der Grazie aus. Eine Menge äußerer Dinge erweichen ihre Empfänglichkeit, und in jeder neuen Empfängniß empfindet sie einen neuen Reiz, bis sie zu dem Taumel gelangt, der sie für alles andere betäubt.

Diese außer uns liegenden Beweggründe und Anregungsmittel, welche der Seele die gehörige Spannung geben, sind von gleicher Art, als die, welche die zu empfangenden Gegenstände oft selbst begleiten. Alle kommen auf dunkle Anordnung oder auf solche Fälle hinaus, wo durch den Mangel und die gänzliche Abwesenheit aller äußern Eindrücke die Seele in einige Verwirrung geräth. Beyde Umstände sind daher zum Empfängniß des Erhabenen nothwendig. Einige Dunkelheit in den wahrzunehmenden Gegenständen, oder bey der Wahrnehmung selbst, und Ausdruck gespannter, thätiger oder verhaltener Kraft.

Hat man nun aber gar kein Merkmal, das die Gegenstände zugleich als erhaben charakterisirte? Ich antworte bejahend. Es liegt in der kurzen Erklärung: Das Erhabene ist das Unermeßliche der Kraft; oder dasjenige, was wir von Kraft, nach aller Anstrengung unsers ganzen Vermögens, nicht zu fassen im Stande sind, dem wir nach aller Spannung nicht alle Kräfte gegenüber oder entgegensetzen können. In dem Unermeßlichen des Subjekts liegt leere Verwirrung und dunkle Ordnungslosigkeit. — Die Wirkung des Erhabenen ist natürlich dann die, welche Schlosser angibt, die edelsten Kräfte zu ungewöhnlicher Thätigkeit anzuregen. Jenes ist die Ursach, dieß ihre Wirkung. Doch ist es nicht nothwendig, daß die angeregten Kräfte gut sind; denn nicht alles Gute ist groß; nicht alles

Digitized by Google

Große gut, und man bezeichnet nur die ungewöhnlich starken rechtmäßig mit der Benennung der Edeln.

Alles Vorausgeschickte zusammengefaßt, wird man leicht bemerken können, wie eigentlich das Erhabene in den Gegenständen der Natur und Kunst die Erhebung der Seele bewirke.

Diese Wirkung geht ganz deutlich von der Einbildungskraft aus, deren Reinheit und Schönheit, deren Bildung und Erziehung, deren Kraft und Schwachheit das ganze Maß der Empfänglichkeit für die erhabenen Eindrücke bestimmen; da sinnliche Wahrnehmungen, in ihrem ganzen Umfang empfunden, nichts gegen eine anderwärts hingekehrte Phantasie vermögen, und auf der andern Seite die Spannung von dieser die unbedeutendsten Bilder der Sinne zum ungeheuersten Umfang, wie zum ungestaltetsten Aufzug aufputzt. Sie gibt den einzelsten Tönen ihre Bedeutung, sie charakterisirt alle einsylbigen Ausdrücke der Natur. In der Täuschung der Einbildungskraft liegt der Grund von der Verschiedenheit der Sensationen, und nicht die sinnlichen Wahrnehmungen bloß kehren hier ein; sondern auch die Ideen des Verstandes, die auf Erhabenheit Ansprüche machen, legen hier ihre Natur ab, und müssen sich in deutliche Bilder verwandeln. Denn nur Bilder wirken auf das Empfindungsvermögen, von dem das Erhabene abhängig ist. Nur schöne Gemälde tanzen die schlummernden Empfindungen wach, und läutern, in ihre dichte Reihen sanft verschlungen, das Herz zu dem vollen Genuß der Anmuth seiner Begriffe.

In der Einbildungskraft, oder, was dasselbe ist, in der eigenthümlichen Empfänglichkeit für alle Arten der Wahrnehmungen und Gefühle, werden also die Eindrücke verarbeitet, welche der Ausdruck unbegreiflicher Kraft den Sinnen oder dem Verstand machte. Findet sich die Wahrnehmung noch zu dunkel, so

Digitized by Google

bietet der Verſtand der Phantaſie freundſchaftlich die Hand, und ſetzt ſie ihr klarer auseinander. In wechſelſeitigen Wallungen ſtrömen alſo gemeinſchaftlich beyde einander ihre Begriffe zu, um das große Ganze zu ſchaffen. Die Allgewalt jener Sympathie, die uns immer mit allem, was wir wahrnehmen, zu meſſen, die uns zur Nacheiferung zwingt, fängt dann ihre Wirkſamkeit an. Alle Leidenſchaften erwachen, und der Stolz am thätigſten unter ihnen. Immer beſchäftigt, alle Gegenſtände neben ſich niederzudrücken, wird er hier zur höchſten Anſtrengung rege. Verſtand und Phantaſie ſammeln dann in ſchöner Eintracht, begeiſtert durch ihn, die Summe ihrer Früchte zuſammen, die Seele ſchließt ihre geheimſten Winkel auf, die verborgenſten Falten laſſen nun Flüchtlinge lange verſteckter Ideen heraus, alle Kräfte werden aufgeboten, ſich zu entfalten, die vorhandene Maſſe zu ſäubern, ein ſchönes Ganzes zu bilden; ſtufenweis erhebt ſie ſich, mit jedem Schritt mißt ſie, bis endlich alle Vorräthe erſchöpft ſind. In dieſem Augenblick gänzlicher Erſchöpfung, mit dieſem Gefühl oder Leere tritt dann die Bangigkeit ein, welche erhabenen Gegenſtänden immer folgt. Einen Augenblick hindurch finden wir uns in ein Nichts verſunken, den ganzen Gang aller Seelenkräfte geſpannt, alle Ströme der Empfindung gehalten. Dieß iſt der peinliche Zuſtand, der uns immer erwartet.

Nach einem Augenblick von Schmerz und Erſtarrung fangen die Quellen der Gefühle wieder an lebendig zu werden. Die Seele ſinkt wieder in leiſe Wallungen herab, die ihre ganze Anſtrengung verrathen. In ihnen tritt ſie auf den Standpunkt, wo ſie den ganzen Umfang ihres angewandten Vermögens betrachtet, wo ſie ſich ihres Lebens, ihrer Wirkſamkeit freut. Hier findet ſie dann die Empfindung vor, welche das nach anhaltender Anſtrengung begriffene Große gewährt.

Digitized by Google

Eine solche wiederhohlte Anstrengung der Kräfte bringt uns das Erhabene immer näher, schärft die Reizbarkeit für seine mannichfaltigen Seiten, die wir umspannen wollen, erweitert so allgemach unsern Gesichtskreis und mit ihm zugleich den Umfang aller unsrer Freuden, unsrer Hoffnungen, unsrer Tröstungen.

Aber kurz vor dem Punkt, da die Seele still stehn muß, erwartet sie noch die Begeisterung. Kurz vor dem Ausgang ihres Kampfs blitzen noch einmal alle ihre Kräfte zu einer hellen Flamme zusammen, die alle andere Bilder verschlingt, alles Bewußtseyn raubt, und den Gegenstand nur in sich selbst sieht und begreift. In diesem bald kürzern, bald längerm Zeitraum ist der ganze Adel aller menschlichen Kraft begränzt, der selbst nach seinem Erlöschen aller nachmaligen Empfindungen, die sich nur einigermaßen auf sein Objekt beziehn, die Schwärmerey der höchsten Liebe und des wärmsten Genusses für seinen Gegenstand mittheilt. Aus dem Enthusiasmus ging alles Schöne und Große hervor. Von der Schwärmerey himmlischem Strom aus durchbrechen weite Arme alle Schranken menschlichen Wissens und Handels.

Große.

VI.

Kurzer Kommentar

über die letzten Zeilen des Gleimischen Gedichts:

Was ist Gott?

(Deutsche Monatsschrift. Apr. S. 341.)

Als Vanini, wegen angeschuldigter Gottesleugnung, verbrannt werden sollte, hob er noch auf dem Richtplatz einen Strohhalm auf, und sagte:

„Wenn er so unglücklich wäre, alle andere Beweise vom „Daseyn Gottes entbehren zu müssen, so würd' ihm dieser „Strohhalm genug seyn.

Wenn Gleim sagt:

Denk', Atom des Erdenballes!
Denke, was Du bist!
Gott ist Gott, ist Eins und Alles,
Weil ein Punktum ist!

Digitized by Google

so ist der in diesen Zeilen zusammengedrängte Beweis vom Daseyn Gottes so viel vorzüglicher, als der Mensch vollkommner ist, denn ein Strohhalm; so viel einleuchtender, als der Mensch sich selbst besser kennt, denn den Strohhalm; so viel unzertrennlicher von uns, als der Mensch inniger mit sich selbst verbunden ist, denn mit einem Stohhalm; so viel leichter ins Andenken gebracht zu werden, als der Mensch sich selbst näher ist, denn dem Strohhalm. Dennoch haben Vanini's Worte einen hohen Sinn. Das Vorhergehende soll auch kein Tadel derselben seyn, vielmehr nur beweisen, daß das Gleimische Punktum in einer gewissen Recension mit Unrecht getadelt ist.

* * —.

Digitized by Google

Deutſche Monatsſchrift.
1790. Auguſt.

I.

An den
Friedenskongreß
zu Reichenbach.

Jamais projet plus grand, plus beau, ni plus utile n'occupa l'eſprit humain, que celui d'une Paix perpétuelle & univerſelle entre tous les peuples de l'Europe.

J. J. Rouſſeau.

Seyd mir dreymal und viermal
Mit des Patrioten herzlichſtem Gruß,
Ihr Weiſen und Edlen, gegrüßt!
Denn verſammelt hat Euch hier
Der göttlichſte Wunſch:
Frieden und Freude den Völkern zu geben!

Menſchenfreundlicher Könige Wort
Hat Euch geſandt; doch ſieh, es erfreut
Auch Euer eignes Herz

Digitized by Google

Sich des hohen Geschäfts:
Wohlthäter der leidenden Menschheit zu seyn!

Drum sehn auf Euch, Ihr Weisen und Edlen,
Verlangend die Völker umher;
Europa harrt
Eures Raths und Eurer Entscheidung.

Ob die Flamme des Kriegs,
Die sich in Osten entzündet,
Norden und Süden und Westen
Mit dem Osten verzehren soll?
Oder ob gerüstete Weisheit
Noch die Flamme zu löschen vermag?
Siehe, der großen Entscheidung
Blickt in die Zukunft, die schneller heraneilt,
Das Auge der Völker entgegen!

Zwar führt auch blutiger Krieg,
Ueber Aschenhaufen der Städte
Und die Leichen des Schlachtthals, —
Wenn nun erschöpfte Kraft
Oder der drohende Hunger
Dem Stolzen versöhnliche Worte gebeut, —

Digitized by Google

Endlich zum Tempel des goldenen Friedens:
Doch, Ihr Weisen und Edlen,
Soll Weisheit nicht sichrer den Weg
Finden, als des Hungers Gebot?

Eilt, und öffnet ihn dann,
Den Tempel des goldenen Friedens!

Doch nicht für den Augenblick nur!
Gerechtigkeit und Menschenfreundlichkeit
Stellt zur Wache des heiligen Tempels;
Und keine Frevlerhand
Schließe sein ewig offenes Thor!

Wie? Seh ich, seh ich Gegenwart?
Oder zaubert ein lieblicher Traum
Mir ferne Zukunft herbey?
Sind sie endlich, die Zeiten, gereift,
Wo ein ewiger Friede
Europa's Völkern lacht?

Soll, Ihr Weisen und Edlen,
Der größte freundlicher Königsgedanken,
Hier zur That zu werden beginnen?

Digitized by Google

Klein bist du unter den Tausenden Deutschlands:
Doch vor Tausenden herrlich
Soll dann, o Reichenbach,
In Deutschlands Stämmen dein Name seyn!

Dich aber, o Friedrich Wilhelm,
Unser Vater,
Dich nennt Europa, Dich
Vor allen seinen Scepterführern,
Den Friedensstifter! Dich! — —
Du sahst sie, rings um Dich her,
Die Fürsten, erbittert im Zwist,
Und dennoch müde des blutigen Spiels;
Schaamvoll, das blutige Spiel
Nicht lang geendet zu haben durch Weisheit,
Und dennoch, verworrenes Recht zu entscheiden,
Oder die viel verlangenden Wünsche
Zu vereinen, nicht weise genug.
Da bildete, Vater des Vaterlands,
In Deiner Seele sich der weise Plan.
Von den Orkaden bis Stambul
Zogst Du des großen Bündnisses Mauer
Zwischen die Streitenden durch.
Ein Heer, wie keins noch im Felde stand,

Digitized by Google

Auserlesen und gerüstet,
Voll inn'rer vester Kraft,
Denn in ihm lebt noch Friedrichs Geist,
Harrt, mit Weisheit vertheilt,
Vom Rhein bis zur Oder und Weichsel,
Des Einen gebietenden Worts;
Und dem Wetterstral gleich
Fliegt ihr Schwert aus der Scheide,
Und, ihre Donner im Arm,
Ziehn sie über Provinzen daher.

Heil, Leopold, Josephs Bruder, Dir!
Denn Frieden und Freude der Menschen
Liebst auch Du!
So warst Du, Toscana's Gebieter, noch jüngst
Vater unter Deinen Kindern,
Geehrt und geliebt,
Und treflich in allen Künsten des Friedens!
Deiner Tugend genieße dann
Deutschland, dem Du zurückkamst,
Und Friedrich Wilhelm, Dein Nachbar.
Ihr, Deutschlands Freude und Stolz,
Ihr, durch Gerechtigkeit und Weisheit
Zum Bunde der Freundschaft vereinigt,

Ihr nur vermögt dem harrenden Europa
Schutzgötter des seligen Friedens zu seyn!

Freudig beginnt und endet dann,
Ihr versammelten Weisen und Edlen,
Das große Werk!
Ob, eh Ihr's vollendet, auch Monden dahin gehn:
Auf desto vesterm Grund
Soll das Gebäude Jahrhunderte ruhn!
Windet, Germania's Bürger,
Den neuen schönsten Zweig
In Hertzbergs Eichenkranz.
Und neben Osnabrücks Friede
Werde von Fürsten und Völkern einst
Reichenbachs Friede genannt!

Von einem Brandenburgischen
Patrioten.

Digitized by Google

II.

Ueber

Freyheits-Revolutionen. *)

Von

Herrn Hofrath Heyne in Göttingen.

Die Französische Revolution ist bisher ein Hauptgegenstand fast aller Unterredungen gewesen. Eine Nation, die unter die ersten Völker Europa's gerechnet zu werden verdient, die sich bisher von Einem Monarchen, oder vielleicht von den Günstlingen, von welchen er abhing, ohne Widerspruch regieren ließ, steckt auf einmal das Panier der Freyheit auf. Diese Erscheinung ist allerdings würdig, Aufmerksamkeit zu erwecken.

Indeß geschieht nichts Neues unter der Sonne. Es ist daher natürlich, daß uns diese Begebenheit auf ähnliche Begebenheiten der Vorzeit zurückführt. Da Beyspiele aus der alten

*) Frey aus dem Lateinischen übersetzt. Wir hoffen uns viele, die sie im Original nicht lesen konnten oder überhaupt nicht zu Gesicht bekommen haben, durch diese treffliche Abhandlung, voll feiner historischer Bemerkungen und großer Gesinnungen, zu verpflichten. Wir liefern sie übrigens mit Vorwissen und Beystimmung des würdigen Herrn Verfassers. — Für einen Theil der Leser würde es wahrscheinlich angenehm gewesen seyn, manche berührte Thatsachen, etwa in Anmerkungen, genauer aus einander gesetzt zu sehn; vielleicht bietet sich dazu ein andermal eine bessere Gelegenheit dar. D. H.

Digitized by Google

Geschichte den Vortheil haben, daß unser Urtheil darüber desto freyer seyn kann, so ist meine gegenwärtige Absicht, einige solcher Beyspiele, wo sich Völker zur Wiederherstellung ihrer Freyheit vereinigten, aus dem Alterthum zu sammeln. Für eine kurze Abhandlung ist unterdessen die Zahl solcher Beyspiele zu groß; wir werden uns begnügen müssen, manches nur leicht zu berühren, oder flüchtig darüber hinzugehn.

Freyheit, so wie sie zu allen Zeiten und bey allen Völkern, nach den verschiednen Lieblingsneigungen und Leidenschaften der Menschen und ihren höchst verschiednen Lagen, auf unendlich mannichfaltige Weise bestimmt wird, so muß sie auch, nach der Natur der Regierungsart, über die ein Volk einig geworden ist, von verschiednen natürlich sehr verschieden verstanden werden. Auch unter Wiederherstellung der Freyheit denkt man sich daher etwas anders bey monarchischer, etwas anders bey republikanischer Regierungsform. Eine Bemerkung nur drängt sich dem Beobachter bey allen diesen noch so verschiednen Revolutionen auf, und bedarf keiner Weitläuftigkeit, um darauf aufmerksam zu machen:

„Daß die Völker selbst von diesen Freyheitsrevolutionen selten großen Vortheil hatten!"

Der Vortheil blieb gewöhnlich unter einigen Wenigen; der übrige Haufe, der unter seinem vorigen Herrn der Plackereyen und Unterdrückungen gewohnt worden war, fand bey der neuen Ordnung der Dinge selten ein besseres Schicksal.

Wir wollen den Anfang bey der Verfassung machen, die wol die erste unter dem menschlichen Geschlechte war. Denn welcher Gedanke bot sich in der Kindheit der Menschen wol

Digitized by Google

natürlicher dar, als: eben so, wie eine Familie ihren Hausvater und Herrn hatte, für ein Volk, das sich bildete, sich (es sey unter welchem Namen es wolle) einen König zu wählen?

So bald diese Herrschaft in Eines Händen war, bemerkte man bald, wenn auch Ehrgeiz oder Habsucht nicht dazu angefeuert hätten, daß man wider die Gewalt oder List Andrer, durch größre Macht, als sie besaßen, sich ein Uebergewicht über sie verschaffen müßte. Sich diese Macht zu verschaffen, wählten sie die ersten besten Hülfsmittel, suchten andre Könige mit Gewalt und Unrecht zu überwältigen; rotteten bald Völker aus, und bemächtigten sich ihres Eigenthums; bald machten sie sich dieselben unterwürfig und zu Sklaven, um so durch ihre Zahl größer und mächtiger zu werden.

Denn die Menschen lassen sich nicht leicht von einer Wahrheit, — so sehr sie auch in die Augen springt, — schwerer überzeugen, als daß der wahre Reichthum eines Volks in dem besteht, was es sich durch seine eigne Thätigkeit und Klugheit erworben hat; daß hingegen Reichthümer, die es mit Unrecht gewonnen hat, und wenn es die Schätze beyder Indien wären, weder von Dauer, noch von wahrem Vortheil zu seyn pflegen. Ueppigkeit und Geiz sind ihre gewöhnliche Begleitung; die sichersten Mittel, ein Volk zu Grunde zu richten. Es ist die beständige und allgemeine Sitte aller barbarischen Völker gewesen, und ist es noch bis auf den heutigen Tag: bey eigner Unthätigkeit, wie die Hummeln dem Honig der Bienen, den Schätzen nachzustellen, die sich andre gesammelt haben, sich mit fremdem Gut zu bereichern, und von den Früchten fremder Thätigkeit und Arbeit zu leben. Und schwerlich dürfen wir uns wol rühmen, daß die Europäischen Völker alle Barbarey abgelegt haben,

so lange aus unsrer Politik noch immer die Idee nicht verbannt ist: daß man hinlänglich für den Reichthum und die Stärke des Staats gesorgt habe, wenn man die Provinzen erschöpft und alle Schätze in der Hauptstadt anhäuft, die Einwohner von jenen aber sklavisch oder wenigstens verächtlich behandelt, und ihnen die Quellen der Thätigkeit und des Wohlstandes verschließt; — so lange man den Gedanken hegt: der Plan großer Reiche müsse seyn, ihre Nachbarn zu schwächen, und der sey nur erst ein großer und mächtiger Regent, der, nachdem erst seine Politik alles durcheinander gewirrt, und das Vermögen seiner Unterthanen zur Bestechung fremder Großen und Günstlinge verschwendet hat, der Mordbrenner von Europa geworden ist. Man muß die Quellen und Beförderungsmittel eines wahren, sichern und bleibenden Staatsreichthums aufsuchen, und diese liegen in der Verbesserung und Vervollkommnung der innern Staatsverwaltung. Noch aber zeigt uns die Geschichte kein Reich, das den Gipfel der Vollkommenheit erreicht hätte, worauf glückliches Klima, große Köpfe und gute Verfassung ihm die Aussicht zu geben schienen. Aber jene gewöhnliche Art, ihre Macht zu vergrößern, finden wir bey Königen und Völkern fast in allen Zeitaltern, daß sie fremde Länder erobern, die Einwohner ihrer Botmäßigkeit unterwerfen, und dadurch ihre Macht zu vermehren glauben. Weise Männer haben längst auf diesen Grundirrthum aufmerksam gemacht, aber noch haben sie wenig Gehör gefunden. — Aus diesen Unterjochungen fremder Völker entstand nun natürlich Unmuth, das Joch zu tragen, Sehnsucht nach der entrißnen Freyheit, und Bemühung, sie wiederherzustellen. — Nicht weniger strebten andre nach Freyheit, die zwar unter einem rechtmäßigen Könige lebten, aber von seiner Grausamkeit, Geiz und Ausschweifungen litten und

Digitized by Google

mitgenommen wurden. — Drittens sagt man auch von einem solchen Volk, es setze sich in Freyheit, das einen König, der nicht durch seine Stimmen, noch durch Gesetze und Recht gewählt ist, oder von Vorfahren abstammt, die durch Gewalt und List sich der Herrschaft bemächtigten, von der Regierung ausschließt. Hieraus sieht man, auf wie mannichfaltige Art man sagen kann, daß ein Volk sich wieder in Freyheit gesetzt habe.

Doch bey diesen Versuchen, so groß sie auch immer seyn und so unsterblichen Ruhm sie haben mögen, war der Erfolg gewöhnlich nicht so glücklich, als man hoffte, weil sich die meisten ihres Glücks nicht zu bedienen wußten. Denn richtige Grundsätze von der bürgerlichen Gesellschaft gehören zu den Wissenschaften, die sich am spätesten unter den Nationen ausbildeten. Unserm Zeitalter war es aufbehalten, diesen Theil der Philosophie, zu dem Griechenland den ersten Grund gelegt hatte, nicht nur genauer auseinander zu setzen, sondern auch auf größere Einfalt und Deutlichkeit zurückzuführen. Wer muß sich nicht wundern, daß die Rechte der Menschheit, die jedes Volk, und jeder Mensch zuerst wissen müßte, durch die Kunstgriffe des Despotismus, die Finsternisse des Aberglaubens und lange Sklaverey so verdunkelt worden sind, daß man sie kaum endlich in unserm Jahrhundert frey und öffentlich sagen darf! Daher wußten in ältern Zeiten gewöhnlich diejenigen selbst, die das Joch der Sklaverey abgeworfen hatten, nicht, wie sie ihre Freyheit gründen und bevestigen sollten. So wurde den Medern ihre Freyheit von Arbaces, wahrscheinlich einem Mann von guter Familie, wieder verschafft, und ihnen verstattet, sich selbst ihre eignen Gesetze zu machen. Aber sie, ihrer Uneinigkeiten selbst überdrüßig, erhoben lieber den Dejoces auf den Thron; und dieser, um seiner Macht die gehörige

Vestigkeit zu verschaffen, folgte, durch die Erbauung von Ekbatana, eben dem thörichten Plane, den sich andre asiatische Könige schon gemacht hatten, daß sie eine große Menge Volks in Eine bevestigte Stadt zusammendrängten, um sie desto leichter unter ihrer Herrschaft zu erhalten. *) Eben so wenig wußten manche andre Völker, was sie mit ihrer Freyheit machen sollten; daß sie, selbst wenn sie sich in Freyheit befanden, sich lieber der königlichen Gewalt unterwarfen. So die Kappadocier; so vor ihnen schon die Juden. Die letzten gaben darin noch ein ganz eignes Beyspiel, daß sie bey der Unzufriedenheit über den Despotismus ihrer Könige, sie nicht vertrieben, sondern sich in zwey Reiche theilten. Nichts begreifen auch, bis auf den heutigen Tag, barbarische Völker weniger, als eine eingeschränkte königliche Gewalt. Zuweilen räth oder befiehlt Religion oder Sitte oder Eigennutz den Großen einige Mäßigung: aber durch deutliche und bestimmte Gesetze die Rechte der Völker zu sichern, läßt sich niemand leicht einfallen. Und so wußten denn auch die, die sich von der Tyranney entweder eines Eroberers oder eines zwar rechtmäßigen, aber despotischen Oberherrn befreyt hatten, keine Einrichtungen zu treffen, um sich ihrer Freyheit auf die Folge zu versichern oder die Herrschsucht durch Grundgesetze einzuschränken. Man hatte keinen überlegten Plan; jeder Anführer der Revolution hatte andre Absichten, jeder Stand seinen besondern Vortheil, verwirrt und übereilt ging es mit den Berathschlagungen her. Daher kam gewöhnlich nichts weiter heraus, auch wenn der Hauptstreich gelang, als daß sich die Freygewordnen einem neuen Herrn unterwarfen. Dieß ist das allgemeine Schicksal, die

*) Herodot. B. 1. K. 98.

allgemeine Demüthigung faſt aller Völker geweſen. Entweder bemächtigte ſich der, der den Tyrannen auf die Seite geſchafft hatte, oder der Entſchloſſenſte von denen, die das Volk zu dieſer Abſicht gebraucht hatte, der Regierung; oder ein auswärtiger Mächtiger benutzte die Verwirrung, ſich zu ihrem Oberherrn aufzuwerfen; oder endlich das Volk wählte ſich ſelbſt einen neuen König. Nach Smerdi's Tode machten die Großen von Perſien den Verſuch, die Regierungsform des Landes zu verbeſſern, überlegten die Sache hin und her, aber konnten zu keinem Entſchluß kommen; ſie ſtimmten daher doch für die königliche Gewalt, machten ſich ſelbſt einige vortheilhafte Bedingungen, dachten aber dabey an nichts weniger, als an die Rechte des Volks. *) So richteten ſie weiter nichts aus, als daß die Perſer einen neuen Herrn bekamen, und von einem neuen Joche, das ſchwerer als das alte war, gedrückt wurden.

Nach allem dieſem kann ſich niemand wundern, daß man dergleichen Freyheit nicht anders, als durch bürgerliche Kriege, gewann; oder vielmehr, daß man auf einen Augenblick ihren Schimmer ſah, der aber ſchnell, wie ein Meteor, wieder verſchwand. Daraus entſtand die Unſicherheit der Könige, die beſtändigen Revolutionen und Veränderungen der Reiche, und die ſo oft erfolgte Uebertragung des Regiments von einer Familie auf die andere. Daher enthält die Geſchichte barbariſcher Völker gewöhnlich nichts, als Streit um die Oberherrſchaft, blutige Auftritte und Bürgerwuth; wobey ſie indeß oft laut genug von Freyheit ſprachen. Von manchen Völkern wiſſen wir ſogar nichts mehr, als die Namen der auf einander folgenden Regentenfamilien. Was iſt unſre älteſte ägyptiſche Geſchichte, als

*) Ebendaſ. B. 3. K. 80 ff.

ein Regiſter ihrer Dynaſtien? — Iſt ja der Stoff etwas reicher, ſo liefert er doch weiter nichts, als geführte Kriege; Völker, die unterjocht wurden, ſich empörten, wiederum beſiegt und endlich ausgerottet wurden; Provinzen, die das Joch mit Widerwillen trugen, und nur den bequemen Zeitpunkt abwarteten, um wider ihren bisherigen Oberherrn die Waffen zu ergreifen, öfters auch ſich in die Gebirge flüchteten, wo ſie in der Mitte von unterjochten Völkern zuweilen Freyheit und Sicherheit fanden. Das iſt die ganze alte und neue Geſchichte des Orients. So wenig begriff man, daß man dem Staat ſeine Stärke und dem Regenten und Volk ſein Glück durch gute Einrichtung zu Hauſe verſchaffen, nicht außer ſeinen Gränzen ſuchen müſſe. Daher der ewige Kreislauf von Herrſchaft und Unterjochung. Nach den Kriegen, die Aſſyrer, Meder und Babylonier untereinander geführt hatten, erhielten die Perſer die Oberherrſchaft; und dieſe verſchwendeten ihre Kräfte damit, daß ſie Völker und Provinzen unterjochten, oder in die Sklaverey, davon ſie ſich befreyt hatten, zurückſtürzten. Nachdem die Perſer einige Zeit unter Griechiſcher Oberherrſchaft geſtanden hatten, ſetzten ſich die Parther durch den Arſaces in Freyheit, riſſen ſich von den Syriſchen Königen los, unterwarfen aber ſich ſelbſt die benachbarten Völker wieder. Auch die Perſer befreyten ſich durch den Artaxerxes wieder von der Herrſchaft der Parther; und machten, ſo bald ſie ſelbſt die Herrſchaft in Händen hatten, die Parther wieder zu ihren Sklaven. Und während und ſeit dieſer Zeit, durch eine ſo lange Reihe von Jahrhunderten, wie viel Provinzen, die ſich in Freyheit ſetzten, wie viel Völker, die abfielen, unterdrückt, ausgerottet wurden! Die Jonier waren faſt die einzigen, die, nach unzähligen Leiden, durch den Beyſtand ihrer alten Landsleute und ihre Fortſchritte in Künſten

Digitized by Google

und Wissenschaften, die Freyheit behaupteten. Aber wie oft wurden von andern Völkern dergleichen Versuche gemacht, und, so bald sie mißlangen, mit dem Namen Rebellion, Empörung, Frevel und Bosheit gebrandmarkt, ihre Urheber mit den schrecklichsten Strafen belegt, das Joch der übrigen aber nur desto schwerer gemacht! — Und dennoch gibt es kein schöneres Schauspiel auf der Welt, als ein Volk, das nach seiner entrißnen Freyheit strebt, um sich von innerer Tyranney oder fremder Gewaltthätigkeit zu befreyen. Und Schauspiele dieser Art finden wir hier und da in den ganzen Jahrbüchern des menschlichen Geschlechts, davon die einen mehr, die andern minder glänzend sind. Die Aegypter selbst, die man gewöhnlich für ein schwaches und unkriegerisches Volk hält, nachdem sie von dem Kambyses, einem Ungeheuer von Despoten, unterjocht worden waren, strebten sogleich unter dem Darius, und von da bis auf die letzten Zeiten der Perser, anderthalb hundert Jahre hindurch, sich ihre Freyheit wieder zu erkämpfen; und nur, nachdem ihre Kräfte endlich durch diesen Kampf erschöpft waren, ward Aegypten ohne Mühe den Griechen, den Siegern der Perser, zur Beute.

In wie mannichfaltigem Verstande man von Völkern, die unter Königen standen, sagen kann, daß sie nach ihrer Freyheit streben, oder ihre Freyheit wieder erhalten, ist aus den angeführten Exempeln und Bemerkungen klar. Eine der vorzüglichsten Arten davon ist, wenn die Provinzen eines großen Reichs in der Rücksicht ihre Freyheit fordern, daß sie ihre Könige und Regenten durch bestimmte Gesetze einschränken; von welcher Art wir ein neueres Beyspiel an der Deutschen Freyheit haben.

Digitized by Google

Auf eine andre Art muß die Sache nothwendig verstanden werden, wenn man von freyen Völkern und Staaten, ihre Verfassung mag demokratisch oder aristokratisch seyn, sagt, daß sie sich wieder in ihre Freyheit gesetzt haben. Der Fall muß dann seyn, daß sich ihnen entweder ein fremder Herr aufdrängt, oder einer von ihren eigenen Mitbürgern, wider oder wenigstens ohne den Willen des Volks, die Oberherrschaft an sich riß. Von dieser Art sind die, in einem eignen Verstande genommenen, Tyrannen in der Griechischen Geschichte; *) die aber einen so großen Theil dieser Geschichte einnehmen, daß wenn man ihre Versuche, Kabalen, Grausamkeiten, und hinwiederum die Verschwörungen gegen sie, und ihre Ermordungen und Verjagungen aus den Jahrbüchern derselben ausstreichen wollte, so würde ein großer Theil der Geschichte so gut als vernichtet seyn. So traurig ist es für die Menschheit, daß offenbar der bey weitem größere Theil vieler Geschichten in den Verbrechen und Unthaten einiger Wenigen besteht. Doch diese traurige Betrachtung nur beyläufig. Folgende Bemerkung aber gehört näher zu unserm gegenwärtigen Zweck. Die Griechen waren das erste Volk, das über Staatsverfassung und Gesetzgebung philosophirte. Bey ihnen findet man daher auch überlegte Plane, so wohl bey, als nach dergleichen Revolutionen; ob gleich auch nicht wenige edle Unternehmungen dieser Art verunglückten. Wer bedauert zum Exempel nicht das Schicksal Agis des Dritten oder des Kleomenes bey

*) Anfangs bekanntlich bloß solche, die sich in Freystaaten der Alleinherrschaft anmaßten, ohne Rücksicht ihrer übrigens menschenfreundlichen oder menschenfeindlichen Charakter. D. H.

Digitized by Google

bey den Lacedämoniern? Was aber bey diesen Völkern und Freystaaten, die doch gewöhnlich durch Vertreibung oder Tod der Tyrannen selbst ihre Freyheit erhalten hatten, jedem edlen Mann unerträglich dünken muß, ist dieß: daß eben diese Völker, vor Alters und bis auf den heutigen Tag, immer damit umgingen, andern freyen Völkern und Staaten ihre Freyheit zu entreißen und ihnen das Joch auf den Nacken zu werfen! Mit dieser Abscheulichkeit haben Athenienser, Lacedämonier, Rhodier, Achäer, kurz alle Republiken, ihren Namen befleckt. Diese eigne Art von Ungerechtigkeit füllt einen großen Theil der Geschichten an; aus ihr entstand die treulose Benennung von Bundesgenossen; *) aus ihr die innerlichen Kriege Griechenlands; aus ihr die beständigen Meutereyen, Abfälle und Wiedereroberungen. In allem dem ist nichts, worin sich die Griechen eines Vorzugs vor den Barbaren rühmen könnten; so herrliche Beyspiele großer Tugend in Vertheidigung der Freyheit auch mitten unter jenen widrigen Auftritten vorkommen. Wer freut sich nicht, wenn er die großen Namen, die das alte Griechenland als heilige Muster aufgestellt hat, wenn er die Namen eines Thrasybulus, Pelopidas, und ähnlicher Männer hört. — Die Wiederherstellung solcher Freyheit nun wurde bald von einzelnen Männern, bald von einem Theil des Volks, bald von dem ganzen Volk ausgeführt. In Syrakus ergriffen die Bürger, die von ihren Anführern in Klassen getheilt waren, die Waffen, **)

*) Im Sinn der Griechen und Römer eroberte Völker, denen man mehr oder weniger Freyheiten nahm oder ließ, die aber ihren Eroberern zins- und kriegspflichtig blieben, und, sonderlich in der letzten Zeit der Römischen Republik, auf das unverantwortlichste von ihnen gedrückt wurden. D. H.

**) Diod. B. 11. K. 67. 68. Aristot. von der Rep. B. 5. K. 10. Plut. von den Orakeln.

verjagten den Thrasybul, *) den Bruder des Hiero, und stellten dadurch ihre Freyheit wieder her. Die Demokratie bestand an vierzig Jahr, obgleich unter mancherley Abwechselungen, wie man selbst aus den Münzen vermuthen muß, die uns in diesem Zeitraum die Königin Philistis aufstellen. Die Herrschaft der Dionysier wurde vom Dion aufgehoben, und von Timoleon, dem Korinthischen Helden, vertilgt. **) — Auch das ist merkwürdig, daß man während solcher Perioden immer viele treffliche Gesetze gemacht findet; man sah, welche neue Stützen die öffentliche Freyheit forderte. ***) Es ist beynahe unglaublich, was ich nun anführen werde, aber doch durch Beyspiele bestätigt: Daß die Freyheit zuweilen durch Tyrannen selbst wieder hergestellt wurde; in Fällen, wo diese den wilden Ausschweifungen des Pöbels Schranken setzten. Dieß geschah z. E. in Sicyon durch den Klisthenes; ****) und sehr ähnlich war der Fall in Athen mit dem Pisistratus, der seine Würde in eine Art von Alleinherrschaft verwandelte. Die Athenienser stellten indeß nachher nicht nur ihre Freyheit wieder her, sondern machten auch neue Gesetze darüber; sehr vernünftig! denn dieß war die natürlichste Art, ihre Freyheit zu gewinnen und zu behaupten. So wurde auch bey den Spartanern die Freyheit durch die Gesetze des Lykurgus

*) Wie man aus dem Beysatz sieht, ein ganz andrer, als der vorhergehende. D. H.

**) In dieser Geschichte kommt ein ähnlicher Zug mit den neuen Französischen Vorfällen vor. Die Burg der Dionysier wurde, auf Befehl des Anführers, geschleift und dem Erdboden gleich gemacht. Plutarch, im Leben Timoleons.

***) Plut. ebend. — Diod. B. 16. K. 70 und 82.

****) Arist. von der Rep. B. 5. K. 12. Plutarch, von der späten Rache der Götter.

Digitized by Google

gegründet; wobey, um sie desto mehr zu befestigen, selbst der König Theopompus das eigenthümliche neue Beyspiel gab, einen Theil seiner königlichen Gewalt den Ephoren zu übertragen.

Endlich die Römer, dieß Volk, das durch seine Freyheitsliebe so berühmt ist, wie sehr ließ es sich zuerst selbst durch den Namen der Freyheit täuschen! Und dann, mit wie viel ausgebreitetem Elend, Blutvergießen, Empörungen und Kriegen, vertheidigten sie diesen täuschenden Namen! man mag den Despotismus der Patricier oder die Ausschweifungen des Volks, ihre ganze Geschichte hindurch, in Erwägung ziehn. Freyheit, im Sinn der Römer, hieß im Grunde nichts anders, als Herrschsucht und Bedrückung aller Nicht-Römer; Genuß von Vortheilen, die nur für einige Familien reell, für den gemeinen Mann aber bloß eingebildet waren. — Eben das Volk, das für sich die Freyheit so enthusiastisch liebte, schämte sich nicht, alle andere Völker um sich her zu unterjochen. Wir haben zwar in der That auch Beyspiele, da sie andern Völkern ihre verlorne Freyheit wiederherstellten, z. E. in Griechenland, in Lycien, und andern asiatischen Staaten: aber die Art, wie sie dieß thaten, beleidigt die Menschheit nur desto mehr. Entweder fühlten sie sich nicht stark genug, sie zu unterjochen; oder sie suchten sie nur, als die schwächere Partey, auf ihre Seite zu ziehn; oder sie hetzten sie gegen ihre mächtigen Oberherrn auf, und, so bald sie sich selbst vestgesetzt hatten, ließen sie ihnen von ihrer ganzen Freyheit nichts als den leeren Namen übrig. *) Eben so listig und schlau gaben sich ehedem die Lacedä-

*) Daher auch die prächtigklingende Namen, die sie manchen Städten ihres asiatischen Bundesgenossen gaben, z. E. Eleutheria, Autonomia, [Freyheitsstadt.]

monier und Athenienser das Ansehn, als wenn sie manchen benachbarten Städten ihre Freyheit wieder geben wollten; jene, indem sie die Aristokraten, diese, indem sie das Volk in Schutz nahmen. Eben diese verderblichen Kunstgriffe brauchten die macedonischen Könige, die sich der Erbschaft des Alexanders bemächtigten. — Noch auf eine eigne Art zogen die Römer viele Völker auf, indem sie ihnen die Freyheit bald nahmen, bald gaben. Doch viel ungerechter noch waren sie gegen die Völker, wovon sie sagten, daß sie ihre Freyheit nicht zu brauchen wüßten, nachdem sie sie vorher unterjocht, und jede edlere Empfindung in ihnen unterdrückt hatten. Aber die Römer selbst, — denn wir wollen ihnen jetzt nicht vorwerfen, daß Brutus und seine Mitverschwornen ganz und gar keinen Plan hatten, was sie nun nach Cäsars Tode thun sollten, um daraus für die wirkliche Befreyung ihres Vaterlandes Vortheil zu ziehn! — selbst sie haben uns ja durch ihr eignes Beyspiel deutlich genug gelehrt, als sie selbst unter die Herrschaft ihrer Kayser kamen, wie bald mit der Freyheit, selbst auch aller Sinn für Freyheit erstirbt! Nie wußte der Senat den Zeitpunkt zu benutzen, so oft er sich auch darboth, wo er seine Freyheit hätte wieder herstellen können. Das war der Fall nach dem Tode des Kaligula, der Domitian, des Kommodus. Nie nahm man es auch nur in Ueberlegung, durch welche Gesetze man die Herrschsucht mäßigen und in Schranken halten könnte, nicht einmal, wie Tacitus von dem Senat selbst gewählt wurde; *) die Schwätzer dachten auf weiter nichts, als nur ihren neuen Kayser mit neuen Ehrenstellen oder neuen Ehrenbezeigungen zu überhäufen. **) Selbst die redseligen Rath-

*) Die andern Kaiser waren bisher gewöhnlich tumultuarisch vom Volk oder den Armeen gewählt worden. D. H.

**) Vopisc. im Leben des Kayserś Tacitus K. 2.

geber Augusts, Agrippa und Mäcen, als der Kayser selbst auf den Gedanken kam, seine Regierung niederzulegen und dem Volk seine alte Verfassung wiederzugeben, wie viel besser hätten sie ihre Zeit angewandt, anstatt bloß dafür oder dawider zu sprechen, *) wenn sie ihm den vernünftigen Rath gegeben hätten, seine Gewalt in rechtmäßige Gränzen einzuschränken und wider die Ausschweifungen der Leidenschaften und Begierden zu sichern!

Die glücklichsten Völker sind unstreitig die, die in einer — übrigens auch wie sie wolle modificirten — eingeschränkten Monarchie leben, wo die Regenten durch gute Gesetze und Einrichtungen ihre Bestimmung angewiesen finden, und gesunde Grundsätze über Staatsverfassung, gemeines Beste, Rechte der Menschheit, wenigstens unter den Großen der Nation ausgebreitet sind. Dieses unsers Glücks wollen wir uns erfreun; und für andere Völker, die die Vorsehung noch in keine so glückliche Lage gesetzt hat, wenigstens unsre guten Wünsche thun, daß sie ihre Freyheit, das ist, eine nach guten Gesetzen bestimmte Regierung, durch Weisheit, Tugend und Standhaftigkeit erhalten.

*) Dio B. 52. — Sonderbar ists noch, daß bey dieser Redeübung, die uns Dio aufbehalten hat, Agrippa, Augusts Schwiegersohn, wider, und Mäcen, der seine Ruhe und Freyheit so liebte, für die Monarchie schrieb. D. H.

IV.

Historischer Patriotismus.

Eine Anekdote aus dem Strabo.

Ephorus, ein griechischer Geschichtschreiber, schrieb die Geschichte seines Vaterlandes bis auf das zwanzigste Regierungsjahr Königs Philipp von Macedonien. Der glänzende Sieg der Athenienser bey Marathon, die Spartanische Heldenthat des Leonidas, die Niederlage der Perser bey Platäa und der sieben und zwanzigjährige Peloponnesische Krieg waren die großen Begebenheiten dieses Zeitraums.

Eine solche Geschichte mußte bey Ephorus natürlich den Wunsch erzeugen, daß neben Athen und Lacedämon auch seine Vaterstadt genannt werden möchte: aber zum Unglück war Kuma oder Cyme eine unbedeutende Stadt, die an den Schicksalen ihrer Mitschwestern nie Theil genommen hatte, und überhaupt in Griechenland für ein zweytes Abdera galt.

Das war nun gerade das Gegentheil von allem, was Ephorus so gern von ihr gesagt hätte! Indessen half ihm sein Patriotismus aus der Verlegenheit, durch eine Wendung, die seitdem von manchem Lobredner mit dem besten Erfolg benutzt worden ist. — Was that er? — Er schloß jede Erzählung jener Denkwürdigkeiten mit den Worten:

„Die Einwohner von Kuma hingegen blieben bey allen „diesen großen Begebenheiten ganz ruhig!!“ — L.

IV.

Die Völkerstämme.

An Herder.

Der Satz, von dem Herder in seiner: Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit, der Vorläuferin seiner Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, ausging: „Daß alle Untersuchungen über das Menschengeschlecht uns immer mehr auf den Ursprung desselben von Einem zurückführen;“ dieser Satz — unstreitig einer der wichtigsten zur Untersuchung für uns, die wir zu diesem Geschlecht gehören! — hat in unsern Tagen ein neues Interesse erhalten. Herr Meiners, in seinem Magazin, hat durch die historischen Sammlungen über Sitten und Charakter der Völker, die er aus seinem reichen Vorrath dem Publikum vorlegte, die Aufmerksamkeit darauf aufs neue rege gemacht. Nur scheint ihm aus seinen gesammelten Zügen und Bemerkungen das Resultat zu folgen: „Daß man wenigstens zwey ursprünglich verschiedne Menschenstämme, den kaukasischen, wozu die celtischen und slavischen, und den mongolischen, wozu die mongolischen und kalayckischen Völkerschaften gehören, annehmen müsse.“ Der Verfasser des folgenden Dialogs hat den Versuch gemacht, theils aus den täglichen Beobachtungen über die Menschen um sich her, theils aus Herrn Meiners Angaben und Urtheilen selbst, zu beweisen: „daß ihm aus jenen Voraussetzungen

dieß Resultat nicht zu folgen scheine.“ Die angeführte Recension in den Göttinger Anzeigen ward ihm die letzte Veranlassung, seine Gedanken und Empfindungen, die er bey Lesung verschiedner Aufsätze im Magazin gehabt hatte, wirklich auszuführen. Er wünscht, so glücklich gewesen zu seyn und die Sache zur Evidenz gebracht zu haben; und hofft es gewiß, wenn die Leser von der „psychologischen Abhandlung „über Gemeinsinn“ zur Lesung dieses Dialogs kommen. Für einige Sätze behält er sich vor, in einem der künftigen Stücke noch verschiedne Belege beyzubringen, ob auch in dialogischer, oder in welcher andern Form, weiß er selbst noch nicht.

Menander

(den zweyten Theil des Göttingischen historischen Magazins vor sich, und ein Blatt Göttinger Zeitungen in der Hand.)

Sonderbar ist's denn aber doch immer, daß alle — wohl zu merken, auch erst hinterherkommende Reisebeschreibungen so mit Hrn. Meiners übereinstimmen!

Kriton.

Sie haben vermuthlich eine neue?

Menander.

Wenigstens die Recension davon hier so eben in den Göttinger Anzeigen gelesen.

Kriton.

Und die von Wem? Wahrscheinlich doch von Hrn. Meiners selbst?

Menander.

Der Mann thut wohl nichts zur Sache.

Digitized by Google

Kriton.

Aber doch der Geist, mit dem der etwanige Auszug gemacht ist? Doch ich bin sehr zufrieden, daß wir uns bloß an die Sache halten. Das Uebrige können wir allenfalls der Litteraturzeitung überlassen. Also das Buch, lieber Freund, und der neue Beweis daraus?

Menander.

Es ist Thomans, ehemaligen Jesuiten und Missionars in Asien und Afrika, Reise- und Lebensbeschreibung. Augsburg 1788. — Und nun nur z. E, das einzige:

„Der ehrwürdige Vater schildert die Negern — (NB. es „ist von Mozambique, von einem mongolischen Volk die Rede) „— eben so, wie sie von uneingenommenen und von fähigen „Beobachtern von jeher geschildert wurden."

Kriton.

Sie bemerken doch: „von uneingenommenen und „fähigen Beobachtern?" Also, die etwas Gutes an einem Volk von mongolischem Stamme sehn, werden zum voraus schon für eingenommene und unfähige Beobachter erklärt.

Menander.

Keine Konsequenzen, ich bitte; wo Thatsachen reden, bedürfen wir nichts weiter.

Kriton.

Ich höre.

Menander.

„Nicht leicht, heißt es S. 106, lernt ein eigentlicher Neger „das Lesen und Schreiben, und man muß oft viele Jahre lang ver„geblich arbeiten, um den Schwarzen die Hauptstücke des Chri„stenthums begreiflich zu machen?" — Wie finden Sie das?

Kriton.

Sehr beweisend, das muß ich gestehn! — Nur Eine Vernunftbedenklichkeit stößt mir dabey auf: Wohin wir die Kinder rechnen sollen, dergleichen ich hier zu Lande viele kenne, deren Aeltern alle Zeichen des kaukasischen und sogar celtischen Ursprungs an sich tragen, und die doch sehr mongolisch sind; zumal, wie ich oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, wenn ihr Schulmeister nichts taugt?

Menander.

Sie scherzen schon wieder, mein Bester! Lassen Sie uns die Sache einmal recht ernsthaft nehmen.

Kriton.

Auch das; wie Sie wollen. Doch erst erklären Sie mir wol, was die eigentlichen Negern hier für Negern seyn sollen.

Menander.

Dieß bezieht sich aufs gleichfolgende; wir haben nicht weit genug gelesen: „Viel gelehriger sind die Mulatten."

Kriton.

Aha, noch deutlicher! Es ist also sehr einleuchtend, daß die Negern hier wieder das Beyspiel von einem ursprünglich schlechtern Menschenstamme seyn sollen, der nicht im Stande ist, die Vollkommenheit der ursprünglich edlern Stämme zu erreichen. So verstehn Sie's doch auch?

Menander.

Ich glaube, so muß es verstanden werden.

Kriton.

Und nun bitte ich Sie, um Gottes Willen, welcher Beweis! — Also ein Neger lernt nicht leicht das Schreiben und Lesen. Folglich, wie's scheint, lernen's doch manche; das erst. Und dann, wie hat man's die übrigen gelehrt? Welche

Digitized by Google

Sprache, welche Charakter? Was sollten sie damit? und wie machte man ihnen begreiflich, was sie damit sollten? Machte man die Versuche mit Erwachsenen oder mit Kindern? Was hatten sie für Vorbereitungen, um solche Kunst zu lernen? Wie waren ihnen die Sinne geöfnet, der Verstand angeregt, die Sprachorgane entwickelt, die Hand zu diesen unendlich feinen Bewegungen gebildet? Und dann vollends das Christenthum? das Christenthum eines Jesuitischen Missionairs? Ein Christenthum, das wahrscheinlich Sie so wenig als ich begreifen würden? Vielleicht Schultheologie, scholastische Spitzfindigkeiten, mißverstandne Metaphern, mit Missionarenwitz in Mosambiquische Sprache übersetzt? Hoffen Sie damit eine Idee in eine Menschenseele zu bringen? — Wissen Sie, was ich behaupten würde? Ich würde geradezu behaupten, wenn ich Freund von dreisten Behauptungen wäre, daß der größte Beweis von dem gesunden Verstande der ehrlichen Mosambiquer ist, daß sie auf Dinge, die sie weder brauchen konnten, noch davon sie einen Zweck absahn, und die keine Saite ihrer Seele berührten, weder Aufmerksamkeit hatten, noch etwas davon begreifen konnten! — Denken Sie sich an die Stelle des Capitain Wilson und seiner braven Engländer, *) ein ganzes Schiff voll solcher Missionare, mit allem Schreib- und Lesezeug, und mit der ganzen Bellarminischen Theologie bewaffnet, und sagen Sie mir, was Sie glauben, ob sie wol so viel als jene auf die guten Pelewaner gewirkt haben würden?

*) Capitain Wilson's Nachrichten von den Pelew-Inseln ꝛc. Aus dem Englischen übersetzt von Georg Forster. Unsern Lesern, welche dieß Buch noch nicht kennen, empfehlen wir es als eine sehr angenehme und nützliche Lektüre.

Digitized by Google

Menander.

Alles gut und wahr, mein Bester! Aber bemerken Sie denn nicht, daß Sie im Eifer überall den schlimmsten Fall annehmen? Hab' ich nicht eben so viel Recht, mir den besten zu denken? Was haben Sie für Grund zu glauben, daß jene Männer nicht auf Personen und Umstände Rücksicht genommen hätten? Müssen Sie nicht selbst gestehn, daß Jesuiten und Herrnhuter vielleicht unter allen Missionaren mit der meisten praktischen Klugheit zu Werke gegangen sind?

Kriton.

Mit der meisten praktischen Klugheit? Was verstehn Sie darunter? Denken Sie sich dabey, daß sie auch für die äußern Bedürfnisse der Leute mehr gesorgt, als unsre Missionare, — was ich sehr billige! — Daß sie politischer verfahren, und sie für ihren Vortheil mehr zu gewinnen, und besser zu ihren Endzwecken zu lenken gewußt: so bin ich sehr Ihrer Meinung. Aber, wenn Sie dabey an sokratische Weisheitslehrer denken, die — weit entfernt, den Leuten ihre eignen Begriffe unvorbereitet aufzudringen — die Kunst verstanden, sich in die Seele derselben hineinzudenken, und aus ihren Begriffen, aus ihrer Lage das herauszuentwickeln, was sie lehren wollten: so möchten wir schwerlich zusammenkommen, mein Lieber. Und auf diesem Weg, glauben Sie mir, werden Sie so wenig aus Celten und Slaven, als aus Mongolen und Kalmycken machen!

Menander.

Aber, warum denn immer und ewig den schlimmsten Fall?

Kriton.

Darum, weil ich ihn in Missionsberichte und Lettres édifiantes und Missionarenreisen, so weit ich sie kenne, immer klar und deutlich vor Augen sehe! — Noch einmal, denken Sie

Digitized by Google

sich anschaulich folgenden Fall. Sie erinnern sich doch, daß nur neulich erst gestritten wurde, ob die Ebräische Sprache ein Wort für Wahrheit, ein Wort für Tugend hätte? Nun denken Sie sich eine Sprache, die für diese und tausend andre abstrakte Begriffe kein Wort hat, wenn sie auch nicht einmal so gar schlimm seyn sollte, wie der ehrliche Beger die Kalifornische schildert; denken Sie sich einen Missionar, der selbst diese Sprache nur stümperhaft versteht; denken Sie sich ihn, wie er nun seine europäischen, seine Kloster- und Kathederbegriffe aus seiner Systemsprache in diese unvollkommne, unvollkommen gefaßte Sprache hinüberkauderwelscht: und machen Sie mir begreiflich, wie das an Geist und Herz ansprechen soll? Machen Sie mir begreiflich, ich bitte Sie, was daraus zum Nachtheil des armen Negers folgen soll, der das Christenthum seines Missionars in 10 oder 20 Jahren nicht begreifen kann?

Menander.

Sie überzeugen mich fast. Wenigstens könnte hier der Grund in beyden liegen. Aber warum sind denn die Mulatten gelehriger?

Kriton.

Ah, die Mulatten! Es ist gut, daß Sie auf die zurückkommen! Rechnen Sie denn die tausenderley ersten Eindrücke für nichts, die ihnen durch Europäische Aeltern und Vorältern unvermerkt aus Europa zufließen und sie für Europäische Kultur empfänglicher machen?

Menander.

Auch das kann vielleicht mitwirken.

Kriton.

Sagen Sie nicht, vielleicht; es wirkt sicher und nothwendig mit.

Digitized by Google

Menander.

Aber in dieser Allgemeinheit?

Kriton.

Erstlich, lieber Freund, ich hoffe, wir wollten die Ausnahmen wol finden, wenn wir hinkämen. Und dann, aus Allgemeinheit der Ursache folgt Allgemeinheit der Wirkung; das geb' ich Ihnen sehr gern zu. Die Frage ist nur, worin diese Ursach liegt? ob im Ursprung aus einem gewissen Völkerstamm, oder in dergleichen Lage, in der sie sich jetzt befinden?

Menander.

Treiben Sie mich nicht zu weit; ich habe noch mehr Ihnen aufzurathen zu geben, nur aus der einzigen Recension noch.

Kriton.

Je mehr, desto lieber. Lassen Sie hören.

Menander.

„Die Negern in Monomotapa fressen alles ohne Unter„schied, Meerpferde, Elephanten, stinkende Fische und Fleisch. „Ihre Kriege sind meistens unblutig, indem es ihnen mehr um „Beute, als um Vernichtung des Feindes zu thun ist. Sie „graben oder sammeln, gleich den Hottentotten, Eisenerz, schmel„zen es zuerst in Kugeln und verarbeiten es alsdann. Mit den „schlechtesten Instrumenten verfertigen sie die feinste Filigran„arbeit; eine Geschicklichkeit, die vielen Völkern gleichen Ur„sprungs eigen ist.“ — Finden Sie das alles noch nicht charakteristisch und beweisend genug?

Kriton.

Es ist da mancherley durcheinander; ich dächte wir thäten wohl, eins nach dem andern vorzunehmen.

Digitized by Google

Menander.

Das erste ist für mich fast allein schon entscheidend. Sie werden sich der Abhandlung aus dem ersten Stück des zweyten Bandes erinnern, wo Hr. Meiners die Gefräßigkeit aller Nationen Mongolischen Ursprungs und ihren Hang zu Nahrungsmitteln, die jedem edlern Volk abscheulich seyn würden, mit hundert Exempeln beweis't.

Kriton.

Finden Sie sonderbar, daß eine Nation die Produkte ihres Landes genießt? Und kann nicht ein junger Elephant oder Hippopotamus wenigstens eben so zartes Fleisch haben, als ein Hummer oder Stör, oder eine zehnjährige Kuh, die doch alle von den edlen Celtischen Nationen genossen werden? Der Mongolische Ursprung hat also bey der Wahl der Nahrungsmittel wol wenig zu thun.

Menander.

Aber doch bey ihrem Heißhunger?

Kriton.

Kennen Sie keine Deutschen Städte, die durch ihre gute Eßlust vor anderen berühmt sind? Läßt sich jemand deswegen einfallen, ihren Einwohnern einen besondern Ursprung zu geben? Ist nicht offenbar an einem Ort die Seeluft, an einem andern die einmal eingerißne herrschende Sinnlichkeit, vielleicht auch die nothwendigen weitern Wege und stärkern Bewegungen in einer großen Stadt daran Schuld? Der Zergliederer müßte uns erst beweisen, daß ein mongolischer Magen nicht die Kraft hätte, sich auszudehnen und zusammenzuziehn, wie ein kaukasischer Magen.

Menander.

Aber warum denn erst stinkend und halb verfault?

Digitized by Google

Kriton.

Sie drucken sich etwas stark aus.

Menander.

Aber doch nicht stärker, als die Sache fordert. Sehn Sie nur hier die Stelle aus der eben angeführten Abhandlung:

„Selbst alsdann, wenn die Neger Vieh schlachten, essen sie „es nicht, so lange es noch frisch ist, sondern sie lassen es zwey „Tage liegen, und erst, wenn es am dritten aufgeschwollen ist „und zu stinken anfängt, halten sie es für genießbar. Auf eben „die Art verfahren sie mit den Fischen. Sie werfen sogar den „Europäern vor, daß sie Fleisch und Fische fast lebendig äßen, „und daß die Menge von frischen Fischen oder Fleisch, die sie zu „sich nähmen, ihnen das Leben verkürzten.“

Kriton.

Wohin, lieber Freund, rechnen Sie nun die, die den Hasen vierzehn Tage hängen lassen, wenn er in acht Tagen noch keinen hohen Geschmack hat? Sind das Mongolen, die sich unter die edlern Celten mischten? Und dann, beweis't denn die Stelle, was sie beweisen soll? Beweis't sie, daß Negern alles, wie die Recension sagt, ohne Unterschied fressen? Sie wählen ja, und ziehn das eine dem andern vor! Noch mehr, sie ziehn es aus Grundsatz vor, und glauben, der Europäer verstehe sich nicht so gut, als sie, auf seine Gesundheit.

Menander.

Aber wieder, die Allgemeinheit? Wollen Sie hier Beyspiele?

Kriton.

Wozu? Eins so gut als hundert. Alle Nationen, die sich nicht aufs Aufbewahren verstehn, und von Nahrungsmitteln leben,

Digitized by Google

leben, die sie nicht beständig in ihrer Gewalt haben, — und von der Art ist Fischfang und Jacht, — lernen tapfrer hungern und tapfrer essen als wir. Der Grönländer hungert, und hat er endlich einen guten Seehundsfang gethan, so ist Fest und Schmaus, alles überißt sich und die Aeltern freuen sich, wenn die Kinder kugelrund sind und sich kaum bewegen können. Schicken Sie Kinder des allercelтischsten Ursprungs dahin, und ich wette, sie werden mithungern, und sich mit kugelrund essen lernen. Sicherlich eben so der Neger von Monomotapa; denn der Hippopotamus- und Elephantenfang muß auch gar manchmal ausfallen.

Menander.

Ich sehe wol, Sie haben die Schwachheit, alles erklären zu wollen.

Kriton.

Gott erhalte mir diese Schwachheit, so lang' ich lebe! Vermuthlich haben Sie noch etwas dabey zu erklären?

Menander.

Und das die Hauptsache, die schwer zu erklären seyn möchte! Woher die allgemeine Gleichgültigkeit gegen ekelhaften Geschmack und Geruch?

Kriton.

Gleichgültigkeit nicht; das haben wir schon gesehn; Liebe dazu, sie ziehn ihn vor.

Menander.

Desto schlimmer! und woher das also?

Kriton.

Vielleicht aus Gastfreundschaft, wie bey den alten Römern. — — —

Menander.

Warlich eine neue Nachricht!

Kriton.

Und doch haben Sie die Stelle gewiß mehr als einmal in Ihrem alten Horaz geleſen, in der zweyten Satyre, im zweyten Buch. — —

Menander.

Hier hab' ich ſie gerade mit Wielands Ueberſetzung. —

Kriton.

Erlauben Sie! — hier:

— — „Unſre Alten lobten
„Den ſtarken Wildgeruch am alten Wildpret
(Bemerken Sie: rancidum aprum!)
„Nicht, weil ſie keine Naſe hatten, ſondern bloß
„Deßwegen, denk' ich, weil ein ſpäter Gaſt
„Doch leichter ſich mit einem etwas ranzigen (*viriatum*)
„Ragout behilft, als daß der Hauspatron
„Ein ganzes Schwein auf einmal friſch verzehrt.

Menander.

Auf die Bemerkung machen Sie mich zuerſt aufmerkſam; aber dieſe Urſach möchte wol wenig allgemein ſeyn!

Kriton.

Deſto mehr, hoff' ich, andre. — Gab Jacht oder Fang ſo viel, daß noch auf die folgenden Tage übrig blieb: ſo aß man auch da lieber, was man hatte, und wie es war, als daß man's hätte verwerfen, oder, ſo lange noch etwas da war, auf neue Jacht ausgehn ſollen. Der Fall kam öfter, man gewöhnte ſich

Digitized by Google

an den Geschmack, und durch Gewohnheit ward er endlich angenehm. Man machte sich endlich gar Grundsätze, warum es so besser sey; denn auch der Barbar ist Sophist seiner Neigungen. Die meisten hat ohne Zweifel ursprünglich die Noth dahin gebracht, und was lehrt nicht die Noth? Jener Schiffbrüchige, halb verhungert an ein ödes Ufer hingeworfen, fand endlich eine alte Negerinn mit einem Stück verdorbnen Fleisches. Auf sein Bitten um Hülfe, faßte sie das eine Ende zwischen die Kniee, das andre zwischen die Zähne, sägte es mit der ersten besten Muschel, die sie da liegen fand, mitten durch; und — der Celte verzehrte die eine, die Mongolinn die andre Hälfte. Lassen Sie den Unglücklichen nichts anders finden, und er wird die Mongolische Kost vielleicht bald erträglich und zuletzt anziehend finden. — Die menschliche Natur ist bewundernswürdig in der Fähigkeit, sich an alles zu gewöhnen; und aus verschiednen Gewohnheiten sollen — verschiedne Abstammungen folgen!

Menander.

Aber doch wol aus Nationalschwäche des Geistes, Nationalunfähigkeit zu Künsten und Wissenschaften, allgemeinem Zurückbleiben aller Völker gleichen Ursprungs? — „Ihre Kriege sind „meistens unblutig, weil es ihnen mehr um Beute, als Vernich„tung des Feindes zu thun ist.“ — Niedrige schwache Seelen, die sich zu keinem Gedanken von Ehre, nicht einmal zum Zorn gegen ihren Feind erheben können, denen es an einer Hand voll armseliger Beute genügt!

Kriton.

Edle, menschenfreundliche Seelen, die, gleich erhaben über niedrigen Zorn, und täuschende Ehrsucht, nicht nach dem Blut

ihrer Brüder dürften, wie der Europäische Held; wahre Kinder der Einfalt und der Natur, die, so bald ihre kleinen Bedürfnisse befriedigt sind, jedem ihrer Brüder die Hand der Versöhnung bieten! — Lassen Sie uns doch offenherzig gestehn, daß Deklamation nichts beweis't; bald sagt sie zu viel und bald zu wenig, und fast nie, was sie sagen soll. — Doch, wenn ich nicht irre, führten Sie noch ein paar Punkte aus der Recension an.

Menander.

„Sie graben oder sammeln, gleich den Hottentotten, Eisen„erz, schmelzen es zuerst in Kugeln und verarbeiten es alsdann. „Mit den schlechtesten Instrumenten verfertigen sie die feinste „Filigranarbeit, eine Geschicklichkeit, die vielen Völkern gleichen „Ursprungs eigen ist.“

Kriton.

Wenn es nicht wider Göttingische Sitte wäre, ich würde glauben, einer seiner Collegen hätte Hrn. Meiners zum Besten haben, und ihn durch Einflickung seiner Lieblingshypothese persifliren wollen. Denn nehmen Sie einmal das: wie die Hottentotten, nehmen Sie, die vielen Völker gleichen Ursprungs weg: was bleibt Charakteristisches übrig? Was sehn Sie weiter, als allgemeine menschliche Natur, in ihren allgemeinen Schritten zur Vollkommenheit? Langsamer oder schneller, thut hier nichts zur Sache; sonst möchte der edle celtische Völkerstamm sehr mit ins Gedränge kommen! — Hottentotten und Monomotapaner haben eine schlechte Schmelzkunst und zum Unglück eine ähnliche, weil sie sie entweder von einander lernten oder aus einer gemeinschaftlichen Quelle bekamen. Sie blieben auf einer Stufe der Kunst stehn, die ihren übrigen Begriffen

Digitized by Google

angemessen war und für ihr Bedürfniß hinreichte: aber eine Nation, die die Schmelzkunst überhaupt begreifen kann, wird sicherlich einst Borns Amalgamationsmethode begreifen lernen.

Menander.

Auch sie erfinden?

Kriton.

Warum nicht? Wie viel Deutsche würden die Amalgamationsmethode, wie viel das Pulver erfunden haben? zu geschweigen, wenn Sie mir erlauben wollen mit Claudius zu reden, — daß wirklich das Pulver mehr Schwarzen, als Barthold Schwarz das Pulver gefunden hat.

Bey Entdeckungen und Erfindungen kammts immer auf einzelne gute und große Köpfe an, und auf ihre glückliche Lage in dem Zeitpunkt, wo alles gerade dazu reif ist. Eben so mit Einführung jeder neuen Kunst und jeder neuen Einrichtung. Nur hier rücken die Perioden der Entwicklung des menschlichen Geistes schneller, dort langsamer fort. Ob deßwegen, weil ein Völkerstamm ursprünglich edler, und der andre unedler ist, mögen Sie selbst entscheiden! Ich will Ihnen sagen, wie ich mir die Sache erkläre. Je mehr Schwierigkeiten, desto mehr Bedürfnisse. Sind sie zu groß und die Natur umher zu arm, wie in den Polargegenden: so wird der Geist unterdrückt. Ist, bey vielen Bedürfnissen, die Natur zugleich reich: so wird er zur Thätigkeit erweckt, die Kräfte reiben sich und alle Fortschritte gehn schneller, das ist der Fall in unserm gemäßigten Himmelsstrich. Bey wenigen Bedürfnissen und einer reichen, das ganze Jahr hindurch von selbst gebenden Natur, — der Fall im heißen Erdgürtel! — läßt sich der Mensch nicht einfallen, mühsam zu suchen, was er ohne Mühe haben kann. Setzen Sie da Kaukasier oder Kalmycken

hin, sie werden schlummern, und nur durch überwiegenden innern Trieb des Geistes, der durch besondre Anlässe rege geworden ist, oder durch fremde Mittheilung aus ihrem Schlummer erweckt werden können. Aber glauben Sie mir, eine Nation, die mit den schlechtesten Instrumenten die feinste Filigranarbeit machen kann, ist fähig, mit bessern Werkzeugen Brüsseler Kanten und Lyoner Desseins, musivische Gemälde und Goldarbeit in vier, und wenn Sie wollen, in zehn Farben auszuführen, ist aller Wissenschaften und Künste fähig!

Menander.

Und bleiben doch in ewiger Kindheit! Nein, gestehn Sie nur offenherzig, finden Sie hier nicht offenbar Seelen, die keines Triebs zur Vollkommenheit fähig, für keine Mittheilung empfänglich sind? geist- und herzlose Geschöpfe, die kein Stoff rege zu machen vermag?

Kriton.

Heiliger Abba-Thulle, bitte für uns! du, keines Triebs zur Vollkommenheit fähig! Raa-Kuk, und Arra-Kuker und Li-Bu! ihr für keine Mittheilung empfänglich! Der König der Suluh-Inseln, den uns Sonnerat kennen lehrte, ein geist- und herzloser Mensch! — Kien-Long, der Dichter und Weise, ein geist- und herzloser Mensch! — Freund, wir wollen uns nicht an der Menschheit versündigen! Ich hoffe, es wird nicht an jemand fehlen, der uns solche Beyspiele zusammenstellt. — —

Menander.

Die doch, leider! nur immer seltne Ausnahmen sind!

Kriton.

Bey den Pelewanern gewiß nicht! die dazu noch so gut als keine Europäer gesehn hatten.

Digitized by Google

Menander.

Desto schlimmer für die, die genug Europäer sahn, ohne einen Schritt weiter zu kommen! denen sich das Licht der Europäischen Aufklärung seit Jahrhunderten anbot, ohne auf ihre Augen Eindruck zu machen!

Kriton.

Das Licht der Europäischen Aufklärung? das weiß Gott, wie hell ihnen das schien! Was sind denn die Europäer zu Mexico und Brasilien, zu Goa und Surate, auf dem Kap und zu Batavia, auf den Molukkischen und Philippinischen Inseln? Was sind denn die meisten Europäer, die wir ihnen zugeschickt haben? — Missionare, die nicht wußten, daß der Mensch auch einen Leib, und Kaufleute, die nicht wußten, daß er auch eine Seele hätte; Naturforscher selbst, die aus bloßer Neugierde reis'ten; Gouverneurs, die sich so wenig um Religion, als um Gerechtigkeit; und Glücksritter, die sich weder um Verstand, noch um Menschlichkeit bekümmerten; Soldaten, die nach Beute hungerten, und Matrosen, die, das Fluchen ausgenommen, eben so viel von den Monomotapanern hätten lernen können, als die Monomotapaner von ihnen, und, um alles Abscheuliche in einem Wort zusammenzufassen, Sklavenhändler sogar, Sklavenhändler haben Europäer unter sie geschickt!

Menander.

Vielleicht kommen wir einander näher, wenn wir gegenseitig etwas nachlassen, Sie von Ihrem Unwillen gegen die Europäer —

Kriton.

Sie mißverstehn mich, lieber Freund! Ich weiß von keinem Unwillen gegen die Europäer; und bin sogar stolz darauf, ein

Europäer und ein Deutscher zu seyn! Ich wollte Ihnen nur beweisen, wie natürlich es zugeht, daß die Europäer so wenig auf die entfernten Völker gewirkt, daß sie, statt ihnen zu helfen, sie in den Fortschritten zur Vollkommenheit sogar zurückgehalten haben! Wir haben in der Regel ihnen das Schlechteste zugeschickt, was wir hatten, und legen nun noch bey den Antipoden Diebs- und Räuberkolonien an, um Europa seinen vollkommnen Glanz zu verschaffen. Ich glaube, die Vorzüge und das Uebergewicht der Europäer über die übrigen Theile der Erde zu kennen, und die Gründe davon einzusehn; ich kenne edle und würdige Männer, die mit unermüdetem Eifer, mit der uneigennützigsten Aufopferung, Wohlthäter und Lehrer entfernter Nationen geworden sind. Wollen Sie dieß Geständniß, in welchem ich meine eignen Stammverwandte nach der Wahrheit geehrt glaube, für eine Annäherung zu Ihrer Meynung annehmen: Wohl: Und was geben Sie mir dagegen?

Menander.

Sie haben mich fast zu der Ueberzeugung gebracht, daß vielleicht mit der Zeit — —

Kriton.

Nun gut! So sind wir, wo wir wollen. Sie fangen also an zu glauben, daß auch die Völker, die jetzt so weit gegen uns zurück sind, und die die Natur zu ewigem Unwerth verdammt haben soll, mit der Zeit eben so gut, wie wir, erhoben, vervollkommnet, veredelt werden können?

Menander.

Fast scheint mir's so.

Digitized by Google

Kriton.

O lassen Sie doch das traurige Scheinen weg, lieber Freund! Es thut mir im Herzen weh. Sagen Sie lieber, was Sie getrost sagen können, daß es nicht anders möglich ist.

Menander.

Also glauben Sie gar keine ursprüngliche Verschiedenheit der verschiednen Völkerstämme, die doch so allgemein und so in die Augen fallend ist?

Kriton.

Verschiedenheit der Völkerstämme, die jetzt die Erde bewohnen, glaub' ich nicht, ich sehe sie in meinen und andrer Beobachtungen vor Augen. Sie läßt sich so wenig leugnen, als Familien- und Geschlechtsähnlichkeiten. Aber ursprünglich? Da liegt der Knoten. Das ist doch nicht Thatsache, sondern Schluß! Ich mache mich anheischig, in jeder nur mittelmäßigen Stadt celtische und slavische, mongolische und kalmyckische Seelen und Leiber zu finden. — —

Menander.

Ein Gedanke, gegen den sich Hr. Meiners ausdrücklich verwahrt. Ich hoffe, ihn sogleich wieder zu finden.

Hier! in der Abhandlung über Gelindigkeit und Schärfe der Strafen. — — „Allein ein Theil dieses Unwillens — (über die Härte der Strafen) — verliert sich, sobald man aus dem Munde „der treusten Lehrerinn, der Geschichte, hört, daß die verschiednen „Nationen der Erde ursprünglich weit mehr von einander verschieden seyen, als es verschiedne gesunde Menschen unter uns sind u. s. w.

Digitized by Google

Kriton.

Und wie hängt das mit der Schärfe der Strafen zusammen?

Menander.

„Und daß dieſe urſprüngliche Verſchiedenheit des Werths oder „Unwerths von Völkern eine nicht minder große Verſchiedenheit „des peinlichen Rechts oder der Strafen nothwendig mache."

Kriton.

Ah ſo! dadurch brauchen wir uns von unſrer Hauptſache nicht abbringen zu laſſen. — Angenommen alſo einmal, nicht zugegeben, daß die verſchiednen Völker, die Hr. Meiners immer einander entgegen ſetzt, von einander verſchiedner ſind, als verſchiedne Individuen im geſunden Zuſtand unter uns: was würde daraus folgen? Aller meiner Ueberzeugung nach weiter nichts, als daß es natürlicher iſt, daß zwey Brandenburger und zwey Monomotapaner einander ähnlich werden, als ein Brandenburger und ein Monomotapaner. Gleiche Lage macht ähnlich, verſchiedne unähnlich; und in der Regel müſſen zwey Brandenburger gewiß in ähnlicherer Lage mit einander ſeyn, als mit einem Neger von Monomotapa. Aber ſo gut wie ſich zwiſchen der Brandenburgiſchen und Sineſiſchen Geſchichte der beyden letzten Jahrhunderte Aehnlichkeiten finden: eben ſo gut kann, wenigſtens in gewiſſen Rückſichten, irgend einer bey unſern Antipoden in ſehr ähnlicher Lage mit jemand in Deutſchland ſeyn, und beyde dadurch ähnliche Bildung oder Unbildung erhalten.

Aber eben daher, was ſoll nun die urſprüngliche Verſchiedenheit? Wozu iſt die nöthig? Und, wie kann ich ſagen, daß uns die Geſchichte die kennen lehrt? Ich erinn're mich einer Abhandlung im Magazin über den Stand der Natur, wo Herr

Digitized by Google

Meiners selbst zugibt, daß die unedlern Völker nicht mehr im Stande der Natur sind, und die Geschichte der edlern Völker nicht bis zu ihm hinanreicht: wie kann ich denn nun, ich bitte Sie um Gottes Willen, aus dem Munde der treusten Lehrerinn, der Geschichte, hören, daß die Nationen der Erde ursprünglich so von einander verschieden sind!

Menander.

Hier ist die Abhandlung.

Kriton.

Erlauben Sie mir. — Ich erinnere mich besonders, daß mir der Schluß dieser Abhandlung äußerst auffallend war.

„Ungeachtet nun alle diese Völker vom Menschen nur kaum „die Gestalt, und sonst weder menschliche Wohnungen noch Klei„dung, weder Nahrung noch Werkzeuge, weder Geselligkeit noch „menschliches Gefühl haben, und ungeachtet also sie sich fast den „unvernünftigen Thieren so sehr nähern, als der Hobbesische „Naturmensch, so kann man doch von den angeführten Wilden „nicht das Bild des ursprünglichen Zustandes der Menschen ab„ziehn. Denn erstlich sind alle genannte Wilden Mongolischen „Ursprungs, oder von dem schwächern, geistlosern und übel gear„teterm Menschenstamme, und man kann daher nicht annehmen, „daß Völker edlerer Art jemals in einem ähnlichen Zustand ge„wesen seyen. Wenigstens zeigt die Geschichte kein einziges Sla„visches, und noch weniger Celtisches Volk, das den angeführten „Wilden ähnlich gewesen wäre, woraus man mit Recht schließt, „daß die Celten und Slaven niemals so tief gefallen seyen.“

Wie kann mich nun nach diesen Voraussetzungen die Geschichte von der ursprünglichen Verschiedenheit der Menschen belehren? Doch hören Sie; das Beste kommt noch.

Digitized by Google

„Zweytens sind die genannten Völker unleugbar nicht in „einem natürlichen Zustand, sondern vielmehr in einem Zu„stand der höchsten Ausartung und Verwilderung, „in welchen sie durch das Fliehen vor mächtigen „Nachbarn und unversöhnlichen Feinden, durch den „langen Aufenthalt in den unfruchtbarsten Einöden, „und durch den beständigen Kampf mit einem stets „nagenden Hunger oder mit unaufhörlichen Ge„fahren versunken sind. Weil nun schwache und geistlose „Wilde durch einen Zusammenfluß der ungünstig„sten Umstände in den feindseligsten Klima's oder „in den traurigsten Wüsten den Thieren fast gleich ge„worden sind: so kann man deßwegen nicht behaupten, daß „edlere Menschen, die in den glücklichsten Himmelsstrichen und „in den fruchtbarsten Gegenden aus den Händen der Natur „hervorgingen, den ausgeartetsten Söhnen derselben ähnlich „gewesen seyn. Vielmehr darf man von einem jeden richtig „denkenden Mann verlangen, daß er den ursprünglichen Zustand „der Menschen von dem Zustande der höchsten Verschlim„merung der nichtswürdigsten Wilden unterscheide."

Spricht der Mann nicht, wie manche Theologen, die ganz anders reden, wenn sie sich ihres Systems bewußt sind, und ganz anders, wenn sie nicht dran denken?

Menander.

Bis auf diese Stelle war ich in meiner Lesung noch nicht gekommen. — Ich muß gestehn, Herr Meiners fängt mir dadurch an, sich selbst stärker zu widerlegen, als irgend jemand vermochte. — Wenn diese Völker durch einen Zusammenfluß der ungünstigsten Umstände das geworden sind: wozu denn die ursprüngliche Verschiedenheit?

Digitized by Google

Ich muß Ihnen gestehn, daß mir diese Stelle auf einige andre Licht wirft, die mir schon bedenklich waren, und die ich mir bemerkt habe, z. E. aus der Abhandlung über die Ursachen des Despotismus.

„Auch ihre Missionen (der evangelischen Brüder) beweisen, „wie die der Jesuiten in Paraguay, daß edlere Menschen über „unedlere eine unumschränkte Gewalt zum Glück der letztern „ausüben können."

Hier liegt doch offenbar der Grund in keiner ursprünglichen Beschaffenheit, sondern in den größern Einsichten.

Ferner: — „und endlich, daß unter den edlern Nationen „kein Despotismus Statt finde, als bis sie durch physische „und moralische Ursachen verdorben, und ihren wenigen edlern Brüdern verähnlicht worden sind."

Eben so: „Fast scheint es, als wenn die Griechen in ihrer „innersten Natur in einem solchen Grade verdorben oder verunedelt worden seyn, daß sie sich vielleicht niemals zu der Größe und zu dem Ruhm „ihrer Vorfahren wieder werden empor schwingen „können."

Noch eine Stelle am Ende der Abhandlung, über die Schönheit der menschlichen Bildung: — „Dieß ist nicht die „einzige Unart, welche die nach Amerika verpflanzten, und den „ursprünglichen Bewohnern dieses Erdtheils allmählich verähnlichten Weißen angenommen haben."

Auch erinner' ich mich aus der allgemeinen Litteraturzeitung seiner Behauptung: „daß Westindien die edelsten Nationen unvermeidlich verderbe und herabwürdige."

Sie schienen mir, wie der Recensent in der Allgemeinen Litteraturzeitung, zu sehr gegen Hrn. Meiners eingenommen zu seyn; ich wünschte selbst erst alles von ihm zu lesen, und bin erst beym zweyten Bande. Aber Sie, und noch mehr Hr. Meiners selbst, bringen mich von einer Hypothese wieder zurück, die mir Wahrscheinlichkeit zu haben schien. — Denn allerdings seh' ich sehr klar und deutlich ein, wenn eine edle Nation in ihrer innersten Natur verunedelt werden kann, so verunedelt, daß sie sich niemals wieder empor zu schwingen vermag: so bedarf's wol keiner ursprünglichen Verschiedenheit, um eine Nation schlechter, als die andre, zu machen.

Kriton.

Und lassen Sie uns endlich, um der Sache ganz auf den Grund zu kommen, einmal fragen, was denn das Lieblingswort, das an allen Ecken figuriren muß, eigentlich bedeuten soll? Was soll ursprüngliche Verschiedenheit der Völker heißen? — Soll es Verschiedenheit der Nationen seyn, in dem Zeitpunkt, da sie sich zu eignen Völkern bildeten? so sagt es zu wenig, und ist eine triviale Idee, zu deren Erfindung und Beweise sehr wenig Aufwand von Geisteskräften gehört. Jede Nation, nicht nur bey ihrer ersten Bildung, sondern auch bey jeder ihrer Umbildungen und Revolutionen, war in ihrer eignen individuellen Lage, und mußte dadurch von jeder andern verschieden werden. Wenn jetzt z. E. auch Spanien, Pohlen, Schweden, Frankreichs Beyspiel folgen sollten: so wird doch aus jeder Nation etwas anders herauskommen, so ähnlich auch Europäische Kultur und Sitten überhaupt einander seyn mögen. — Soll es heißen: verschiedne Stammväter der verschiednen Völkerstämme? so sagt es nicht mehr, denn

auch das versteht sich von selbst. Man nehme drey, vier Brüder, oder wie viel man will, und versetze sie in die verschiedensten Lagen, die die Erde möglich macht, aber ohne alle Hülfsmittel unsrer Wissenschaften und Künste, die dazu dienen können, sie einander ähnlich zu erhalten, und die kein Völkerstamm in seiner ersten Bildung hatte, was wird in drey oder vier tausend Jahren anders herauskommen, als die größtmögliche Verschiedenheit, die unter Menschen Statt finden kann? Wir können den Versuch zwar nicht machen: aber, wir können ihn mit seinen Folgen uns denken. — Soll es endlich heißen: Verschiedne Schöpfungen? Verschiedne unmittelbar vom Schöpfer hergebrachte Menschenpaare? so sagt es zu viel, und heißt den Knoten nicht auflösen, sondern zerhauen. Daß die Verschiedenheit der Farbe, vielleicht auch der Zähne, der Haare, der Nationalphysiognomien, vor den neuesten Untersuchungen über diese Gegenstände, einen Forscher der Natur auf diesen Gedanken bringen konnte, ist begreiflich. Aber, daß ein Philosoph, in Deutschland, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, aus Geschmack, Sitten, Gewohnheiten, aus Meinungen der Völker sogar, eine verschiedne Schöpfung der verschiednen Völkerstämme sollte beweisen wollen: das würde mir in der That unter allen Unbegreiflichkeiten in der philosophischen Welt, eine der unbegreiflichsten seyn! Denn alles Angeführte beruht auf den Begriffen der Völker und ihrer Vorfahren, die, durch ihre jedesmalige Lage, stufenweise in ihnen entwickelt worden sind. Die Albino's, — keine kranke, sondern nur eine schwächere und unvollkommnere Menschenart, — sind von einem vollkommnen Celten verschiedner, als die Einwohner der Philippinen und Neuen Hebriden, und entstehn — von gewöhnlichen Menschen. Fände sich zum Unglück eine abgesonderte Nation

davon: wer würde nicht glauben, eine neue Schöpfung gefunden zu haben? Aber warlich, die Natur hätte das überflüßigste Werk gethan, auch nur zwey verschiedne Schöpfungen zu machen, die in allem Wesentlichen so vollkommen übereinstimmten; in Bildung, Größe, Anordnung der Theile, Empfindungen und Neigungen, Denk- und Sprachform, und worin sie wollen, wenn es wesentlich ist, das Subjekt zum menschlichen Geschöpfe zu machen. Sollte der Mensch das vollkommne Geschöpf seyn, das er ist, so mußte er, bey der vollkommensten Uebereinstimmung im Wesentlichen, zugleich unendlicher Modificationen und Abstufungen fähig seyn. Diese werden durch Abstammung und Lage gebildet; ähnliche geben Aehnlichkeit, verschiedne Verschiedenheit, wie ich schon gesagt habe. Daher Familiengeist, Familienähnlichkeit; daher Völkergeist, und Völkerähnlichkeit; daher Völkerstämme, die endlich alle unter Einer Menschheit zusammenbegriffen werden, die, wenigstens für uns und auf der Erde, zugleich das höchste Muster von Einheit und von Mannichfaltigkeit ist. Denn alle diese Abänderungen und Stufen denk' ich mir noch weit lieber unter der Idee von Mannichfaltigkeit, als von Verschiedenheit.

Wie manche aus dieser Verschiedenheit so viel Aufhebens machen, und sie sogar zu etwas Wesentlichem erheben können, erklär' ich mir so. Manche Menschen — ohne deßwegen von verschiednem Völkerstamm oder verschiedner Schöpfung zu seyn — scheinen mir — ausschließlich gemacht, Aehnlichkeiten; andre mehr, Unähnlichkeiten zu bemerken. Jene verstehn nicht zu sondern, was zu sondern ist; diese nicht zusammen zu bringen, was zusammen gehört. Die ersten ziehn gern, wie man im Sprichwort sagt, alles über Einen Kamm, machen Systeme, darnach sich alles modeln soll, stiften Religionsvereinigungen, und

bauen

bauen Brücken von einem Stern zum andern. Die andern sammeln gern, mit Zweck und ohne Zweck, wie es kommt, finden überall Sonderbarkeiten, und erheben jede Varietät gern zu einer eignen Gattung oder neuem Geschlecht. Von der ersten Art scheinen mir viele Theologen zu seyn, die aus der Verschiedenheit der Menschen nichts Arges haben; von der letzten die Philosophen, die diese Verschiedenheit sich nicht anders zu erklären wissen, als daß sie ihnen verschieden geschaffne Stammväter geben.

Menander.

Ich glaube endlich zu sehn, wohin diese Hypothese führt. Halten Sie sie nicht sogar für schädlich? Und wünschten Sie nicht, daß diese guten Männer lieber die ganze Hypothese unterdrückt hätten?

Kriton.

Ich das? Kennen Sie mich so wenig? Ich sollte das wünschen, der ich alle Wahrheit von allen Seiten untersucht zu sehn so herzlich wünsche? der ich so innig überzeugt bin, daß sie auf diese Art allemal und nothwendig am Ende gewinnen muß, und auf keine andre Art gewinnen kann? — Selbst durch die vorliegende Materie, wenn Hr. Meiners auch wirklich die Hypothese von verschiednen Schöpfungen des Menschengeschlechts haben sollte, glaub' ich Ihnen dieß beweisen zu können. Die Einheit des Menschengeschlechts ist für den denkenden Mann, der den Plan Gottes in der Bildung unsers Geschlechts zu verfolgen wünscht, ein großer Gedanke. Wir gelangen aber nicht anders, als stufenweise, zur Wahrheit. Und ich getraue mich zu behaupten, daß diese Hypothese, die ich für nichts weniger als Wahrheit halte, dennoch gerade zur Wahrheit führt. Denn, wenn wir erst so weit sind, daß wir durch bemerkte Aehnlich-

keiten unter den Völkern bis auf zwey Stammväter, wenn auch von verschieden geglaubter Schöpfung, zurückgekommen sind: so hat der philosophische Geschichtforscher nur noch einen Schritt übrig, durch neue bemerkte Uebereinstimmungen der Kaukasier und Mongolen, z. E. diese beyden Stammväter zu Brüdern zu machen, und ihnen einen gemeinschaftlichen Vater zu geben; oder — wenn Sie wollen — die vier oder zwey Völkerstämme zu Einem Menschengeschlecht von Einem gemeinschaftlichen Ursprunge zu vereinigen.

Menander.

Unsre heutige Unterredung wird mich doppelt aufmerksam machen, diese Materie nicht in fremden Auszügen, sondern, wenn ich kann, in den Quellen selbst, zu studiren, und Thoman soll einer der nächsten seyn, den ich mit unsrer Recension vergleiche; — vor allen aber haben Sie mir durch Ihre letzten Gedanken viel frohere Aussichten gegeben, und die Empfindungen in mir aufs neue belebt, die ich so oft bey Geßners herrlichem Morgengesange hatte.

„Einst, ich sehe die heilige Zukunft! einst wird der Mensch „über die ganze Erde fortgepflanzt. Dann, o dann, werden auf „jedem Hügel deine heiligen Altäre stehn, aus jedem Schatten, „von jeder Flur wird dann Lob und Dank zu dir empor tönen; „von der Erde empor, wenn die Sonne die Nationen weckt, von „da, wo sie aufgeht bis da, wo sie niedergeht, zerstreut.“ — —

Digitized by Google

V.

An den
König Leopold,
bey
Seiner Ankunft in Wien,
im März 1790.

Wirf Schild und Lanze weg, und Schwert und Feldpanier,
O Leopold, und nimm dafür
Die Sichel und des Pflugs geschliff'nes scharfes Eisen,
Und o! mit diesem schaffe Dir,
Auf Deinem Königsthron, den Namen eines Weisen,
Der zehnmal schöner ist, und eine beßre Zier,
Als jener eines Kriegeshelden,
Der an den Saven und den Schelden
Mit Menschenblutgeström, zu schwer erworben wird!
Sey Deiner Heerden guter Hirt!
Und laß dereinst von Dir die Weltgeschichte melden:
Er hatte keinen Durst nach Ländern und nach Gold!
Hieß der zufriedne Leopold!

Auf seines Ungarlands urbare Wüsteneyen
Ließ er die besten Samen streuen,
Zu wecken ihre Fruchtbarkeit!
Erwarb zu seinen dreyen Kronen
Dadurch noch dreye, zog dadurch auf sich den Neid
Der kleinen Nachbarnationen,
Und war ihr Schrecken nicht! Er schlief in Sicherheit,
Ohn' eine Wache! schlief, ohn' einen Traum von Schlachten,
Von Stiergefechten oder Jachten,
Schlief, wie sein Bauer, süß; war seiner Lebenszeit,
Bis an ihr Ende, froh! Er wußte von den Bissen
Der Herzensschlangen nichts, that keinem Herzen Leid,
Und ging mit ruhigem Gewissen
Zu Joseph in die Ewigkeit!

Gleim.

VI.

Kurze Geschichte der Schule zu Kloster Bergen.

Die Klosterbergische Schule hat sich in neuern Zeiten durch ihren ausgebreiteten Ruf, und durch die große Menge würdiger und verdienstvoller Männer, welche besonders seit sechzig bis siebzig Jahren in derselben ihre frühere Bildung und Erziehung empfangen haben, so merkwürdig gemacht, und in Deutschland so viel Aufmerksamkeit erregt, daß eine kurze Nachricht von ihren Schicksalen und Veränderungen in einer Deutschen Monatsschrift wol nicht am unrechten Orte steht. *)

Die Schule zu Kloster Bergen ist aber nicht etwa erst in neuern Zeiten oder in diesem Jahrhundert entstanden, sondern sie ist gewissermaßen so alt, als das Kloster selbst, das im Nördlichen

*) Die hier vorkommenden Nachrichten von den ältern Zeiten sind aus Henrici Meibomii Chronico Bergensi, und aus eines Anonymi Chronico Magdeburgensi — welche man in Meibom. script. rerum german. — und zwar die erste Tom. 3. S. 188 ff. Die zweyte Tom. 2. S. 269 ff. findet; — desgl. aus Lenzens diplomatischer Stifts- und Landeshistorie von Magdeburg, u. a. genommen. Die neuern Nachrichten sind entweder von Augenzeugen, oder aus glaubwürdigen, größtentheils ungedruckten, Aufsätzen.

Digitized by Google

Deutschland eins der ältesten ist. Es war ein Benediktiner Kloster; und die Benediktiner mußten nach ihren Ordensregeln sich besonders auch mit Erziehung und Unterricht der Jugend beschäftigen. Kaiser Otto der Große legte es seiner ersten Gemahlin Editha aus England zu Gefallen im Jahr 937 anfänglich in Magdeburg auf der Stelle an, wo jetzt die Domkirche steht. Er widmete es besonders dem heil. Moritz, und bestimmte es unter andern auch zur Beförderung der Ausbreitung des Christenthums unter den Wenden.

Zum ersten Abt desselben bestellte er einen durch seine Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit gleich ehrwürdigen und berühmten Benediktiner, Namens Anno, aus dem Kloster Maximin zu Trier, welcher noch zwölf andre geschickte Männer aus diesem Kloster mitnehmen und mit ihnen eine Schule in dem neu erbauten Kloster zu Magdeburg anfangen mußte. Es wurden ihm sogleich viele Kinder von den vornehmsten Familien, und selbst von Kaiserl. Geblüt anvertraut, deren Zahl sich in Kurzem ansehnlich vermehrte. Anno ward im Jahr 950 Bischof zu Worms.

Sein eben so gelehrter Nachfolger Othwin war vorher Scholastikus oder Rektor im Kloster Reichenau gewesen. Er war Abt bis 959, und ward dann Bischof zu Hildesheim.

Der dritte Abt Richarius, würde seiner Gelehrsamkeit und Verdienste wegen erster Erzbischof des 968 gestifteten Erzbisthums Magdeburg geworden seyn, wenn man nicht dem Kaiser einen ihn tadelnden Brief des Abts in die Hände gespielt, und ihn dadurch gegen den Abt eingenommen hätte.

Othwin und Richarius setzten die Schulanstalten mit gutem Erfolg fort, die Anno angefangen hatte, indem in dieser Zeit verschiedne Gelehrte und nachher berühmt gewordne Männer in der

Klosterschule erzogen wurden und lebten; z. B. Othrikus, der die Stiftsschule am Dom anlegte, auch erster Scholastikus oder Rektor derselben ward, und darin den Erzbischof Adelbert zu Prag und eine Menge andrer geschickter Leute erzog, ja endlich seiner Geschicklichkeit wegen zum zweyten Erzbischof von Magdeburg erwählt, aber vom Kaiser nicht bestätigt ward. — Ferner Ekkehard, der zweyte Rektor am Dom, dessen Gelehrsamkeit und Schulwissenschaften gleichfalls gerühmt werden. — Desgleichen auch der Bischof Dittmar in Prag, wahrscheinlich auch der zweyte Erzbischof von Magdeburg, Giseler, so wie der geschickte Domdechant Hepo und andre, die ihrer Gelehrsamkeit wegen in der Folge aus dem Kloster an den Dom versetzt wurden.

Ungefähr im Jahr 965 mußten die Benediktiner zu ihrem großen Leidwesen dem neuen Erzstifte, welches Kaiser Otto in Magdeburg anlegen wollte, Platz machen, und ihr Kloster in Magdeburg mit einem auf dem Riddags- oder Johannisberge vor der Stadt neu erbauten, und dem heil. Johannes dem Täufer gewidmeten Kloster vertauschen, welches eigentlich das noch jetzt so genannte Kloster Bergen ist.

Aber auch hier wurden, so wie vorher in Magdeburg, angesehene und vornehme Jünglinge von den Benediktinern unterrichtet und erzogen. So ward z. E. dem fünften Abt Riddagus, von 991–994, der nachherige Bischof Dittmar von Merseburg, ein geborner Graf von Wallbeck, der sich durch eine für jene Zeiten nicht schlechte lateinische Chronik oder Geschichte der Sächsischen Kaiser berühmt gemacht hat, zum Unterricht anvertraut; desgleichen sein Bruder Siegfried, welcher in der Folge selbst noch Abt ward. Auch war nach Dittmars Zeugniß

Digitized by Google

Bruno, ein edler Herr von Querfurt, der nachher Missionar und Märtyrer in Preußen ward, sein Mitschüler.

Unter gedachtem Siegfried, dem siebenten Abt, der seiner vorzüglichen Gelehrsamkeit wegen diese Würde erhielt, von 1009 bis 1030, blühten die Wissenschaften und die Schule zu Kloster Bergen vorzüglich. Daher auch Kaiser Heinrich der Zweyte, nach dem Muster der Bergischen Schule, in dem neugestifteten Benediktinerkloster Mönchsberg zu Bamberg, mit Hülfe des Abts Siegfried eine Schule anlegen ließ, worin nachher eine Menge vornehmer Jünglinge erzogen und zu den ersten geistlichen Aemtern vorbereitet wurden.

Auch des Abts Siegfrieds Bruder Bruno, der neunte Abt, wird als ein Mann gerühmt, der es nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Wissenschaften weit gebracht hatte.

In den unruhigen Zeiten unter Kaiser Heinrich dem Vierten nahm Ordnung und Fleiß, wie in den andern Klöstern, so auch in Kloster Bergen, sehr ab, und damit kam auch die Schule daselbst sehr in Abnahme. Dazu kam noch die schlechte Administration des Klosters unter dem zwölften Abt Bernhard dem Zweyten, in den Jahren 1076–1096, die man nicht arg genug zu beschreiben weiß.

Allein der dreyzehnte Abt Hildebold, ein gelehrter Mann aus dem Kloster Hirschau, brachte mit der in diesem Kloster nach den Statuten von Clugny eingeführten strengen Lebensart auch den Fleiß in den Wissenschaften von neuen nach Bergen.

Beydes erhielt sich auch unter dem funfzehnten Abt Arnold I, der zu seiner Zeit bey dem Domkapitel und einigen Erzbischöfen in großem Ansehn stand, selbst dem Erzbischof Wichmann zu dieser Würde verhalf, und über 40 Jahr lang Abt war.

Digitized by Google

Der Ruhm des Klosters Bergen und seiner Schule, den es bisher, und noch unter einigen folgenden Aebten, bis nach 1250 behauptete, war auch die Ursach, daß verschiedene Bergische Aebte und Mönche zu ansehnlichen Bisthümern erwählt wurden, und bey einigen Kaisern in großem Ansehn standen. Auch wurden viele Mönche und Zöglinge daraus Aebte in andern Klöstern, so wie verschiedne entweder neugebaute oder verbesserte Klöster aus dem Convent zu Bergen besetzt wurden. Als z. B. Bischof Bruno in Minden bey dieser Stadt im Jahr 1042 ein Kloster anlegte, verlangte er die Mönche dazu von dem zehnten Abt Sidagus aus Kloster Bergen — Abt Hildebold verwandelte das Kloster Hillersleben aus einer Probstey in eine Abtey, und setzte den ersten Abt Albericus aus seinem Convent dahin. Unter dem Abt Arnold I. wurden die Klöster zu Ballenstedt und Ammensleben, die bisher die Canonici Regulares oder sogenannte Chorherren inne gehabt, aber nicht gut administrirt hatten, mit Benediktinern aus dem Convent zu Bergen besetzt. — Das vom Kaiser Lothar erweiterte und verschönerte Kloster Königslutter ward ebenfalls einem Abt und sechs Mönchen aus dem Bergischen Convent übergeben, und verschiedne Bergische Aebte hatten auch das Kloster Nienburg oder Mönchs-Nienburg im Köthenschen zu administriren.

Freylich war die Schule zu Kloster Bergen in dieser Zeit nichts anders als eine Klosterschule, worin vornemlich Mönche und Geistliche gebildet wurden. Allein die weltlichen Stände machten sich damals wenig oder gar nichts aus Unterricht und Erziehung, überließen die Gelehrsamkeit und die Wissenschaften den Geistlichen und den Klöstern, und beschäftigten sich bloß mit den Waffen, der Jacht und den ritterlichen Uebungen. Daher um diese Zeit die Regenten alle wichtige Stellen, wozu

wozu irgend Kenntnisse und Gelehrsamkeit erfordert wurden, selbst die angesehensten Hofbedienungen, z. E. die Kanzlerstelle, mit Bischöfen und andern Geistlichen besetzen mußten. Es waren auch damals keine andre Gelegenheiten zum Unterricht der Jugend vorhanden, als die Kloster- und Stiftsschulen. Denn Universitäten und andre Schulanstalten waren damals noch nicht gestiftet.

Man trieb aber nicht bloß Theologika in den Kloster- und Stiftsschulen, sondern auch andere Wissenschaften. — Nach einer Erzählung aus dem Leben des Bischofs Meinwerk zu Paderborn, legte man sich in den Klöstern damals auf Musik, Dialektik oder Logik, Rhetorik, Grammatik oder Philologie, man las den Horaz, Virgil, Sallust und andre Klassiker: man machte zum Vergnügen lateinische Verse und Gesänge; man hatte sogar Mathematiker, Astronomen, Physiker und Geometer — freylich so gut sie es damals seyn konnten — in den Klöstern.

Bis ins dreyzehnte Jahrhundert dauerte diese Beschäftigung mit den Wissenschaften, und der damit verbundne Unterricht der Jugend, in den Benediktiner-Klöstern, folglich auch im Kloster Bergen fort, und zwar so gut, als man es von jenen finstern Zeiten erwarten kann. In der letzten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunders aber fing man in Bergen, wie in andern Klöstern der Benedikter an, die Wissenschaften ganz zu vernachläßigen, sie den neu entstandnen Bettelmönchen zu überlassen, und sich dagegen ganz einer unwürdigen Faulheit und ausschweifenden Lebensart zu ergeben, wozu die nach und nach erlangten großen Schenkungen und Reichthümer nicht wenig beytrugen, womit man die Benediktinerklöster, nicht bloß aus frommen Aberglauben, sondern auch ihrer Verdienste wegen, bisher überhäuft hatte.

Digitized by Google

Daher findet man von dieſer Zeit an bis gegen die Zeiten der Reformation keine Spur in der Geſchichte, von der Fortſetzung der Schule, oder von Gelehrſamkeit und Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften im Kloſter Bergen; wohl aber findet man die bitterſten Klagen über ſchlechte Wirthſchaft der Aebte, über Ungebundenheit und Ausſchweifungen der Mönche, wodurch das Kloſter bald in tiefe Schulden gerieth. Um die drückendſten Schulden zu bezahlen, mußte der fünf und zwanzigſte Abt Johannes eine goldne Tafel verkaufen, und der ſieben und zwanzigſte Abt Heidolf eine Glocke den Juden überlaſſen. Endlich konnte das Kloſter ſeinen chriſtlichen und jüdiſchen Schuldnern nicht einmal mehr die ſchweren Zinſen bezahlen, und kaum reichten verſchiedne noch zur rechten Zeit erhaltene Schenkungen hin, es von ſeinem gänzlichen Untergang zu retten.

Der zwey und vierzigſte Abt Herrmann aber, welchen Erzbiſchof Friedrich mit ſechs Mönchen aus dem Kloſter Burſfelde an der Weſer im Jahr 1449 kommen ließ, führte endlich die verbeſſerten Statuten oder die ſo genannte Reformation des genannten Kloſters, und mit demſelben eine ſtrengere Lebensart, Wirthſchaft, Fleiß und Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften auch in Bergen wieder ein. Da er die Kloſterbibliothek, zu deren Erhaltung und Vermehrung doch auch ſogar in jenen traurigen Zeiten ein kleiner Fond ausgeſetzt geweſen war, in den elendeſten Umſtänden, und faſt alle Bücher zerriſſen oder von Motten zerfreſſen fand, ſo legte er eine neue an, wobey ihm nicht nur der Fleiß ſeiner Mönche im Bücherabſchreiben, ſondern auch Schenkungen und die damals erfundene Buchdruckerey ſehr zu Statten kamen. Von nun an ward Bergen wieder das Seminarium von Aebten für eine Menge benachbarter Klöſter. Unter andern ward von Bergen aus das Kloſter Ammensleben abermals

Digitized by Google

wieder in Ordnung gebracht und mit einem Abt versehn. Man fing auch nun wieder an, sich ernstlich auf die Wissenschaften zu legen, und das gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts, wahrscheinlich von einem Bergischen Mönch ziemlich gut geschriebne Chronicon Magdeburgense Anonymi, ist ein guter Beweis von dem damaligen Fleiß und der Gelehrsamkeit Bergischer Mönche. Von einer zu der Zeit in Bergen vorhandnen Schule aber schweigt die damalige Geschichte ganz; ob sich gleich ihr Daseyn aus dem Inhalt, und aus der vom Abt Herrmann in Bergen wieder hergestellten genauen Befolgung der Benediktinerordensregeln wol vermuthen läßt.

Zur Zeit der Reformation ward das Kloster in dem Bauernkrieg 1525 rein ausgeplündert, und 1549, kurz vor der Belagerung Magdeburgs durch Kurfürst Moritz, von den Magdeburgern ganz niedergerissen und der Erde gleich gemacht.

Der neun und vierzigste Abt Peter Ulner nahm 1565 mit seinem Convent die protestantische Religion an, baute das Kloster, so gut er konnte, wieder auf, nahm dann aus freyem Entschluß zwölf Magdeburgische Landeskinder als Alumnen ins Kloster auf, gab ihnen freyen Tisch, Wohnung und Unterricht, und legte auf die Art eine ordentliche Schule an, zu deren erstem Rektor er den Martin Gallus bestellte. Diesem gab er einen für damalige Zeiten und Preise nicht ganz geringen Gehalt, ob er gleich jährlich nur in zwanzig Thalern, zwey Hemden und einem Paar Schuhe, nebst freyer Station bestand. In der Folge vertraute er die Aufsicht über die Schule dem Heinrich Homelius an, der zugleich Pastor war, und besonders Theologie, mit dem Titel eines Professors derselben, lehren mußte. Er war ein für seine Zeit sehr gelehrter und beredter Mann, hat auch manches geschrieben, was den Beyfall der Kenner erhielt.

Digitized by Google

Zum Besten der Schule legte der Abt auch wieder eine ansehnliche Bibliothek an, die seine nächsten Nachfolger möglichst vermehrten. Sie ist aber im dreyßigjährigen Kriege gänzlich zu Grunde gerichtet und zerstreut worden. Ob die Schule unter Ulnern bloß aus den 12 Alumnen bestand, oder ob auch andre Jünglinge dieselbe schon besucht haben, davon findet sich keine gewisse Nachricht.

Ulners Nachfolger Clemens Strathausen ließ sich von 1595–1621 die Erhaltung und Fortsetzung der angefangnen Schulanstalten ernstlich angelegen seyn. In einem noch vorhandnen Verzeichniß der damaligen Conventualen werden auch die eigentlichen Lehrer der Schule von Ulnern an namentlich aufgeführt. Von 1615–1622 machte sich unter andern Samuel Crusius, der in der Folge Abt ward, um die Bergische Schule als Lehrer sehr verdient.

Als aber unter dem Abt Johann Heyden von 1621–1626, wegen der damaligen Kriegsunruhen und beständigen Streifereyen und Plünderungen, alles aus dem Kloster nach Magdeburg flüchtete, und die Pest sich noch dazu in dieser Gegend verbreitete, nahmen endlich die Aeltern ihre Kinder 1625 sämmtlich von der Schule weg, und sie hörte also nun eine Zeit lang auf.

Den folgenden Abt Samuel Crusius vertrieben im Jahr 1628 die Katholiken mit Hülfe Kaiserlicher Truppen völlig vom Kloster, und bemühten sich, dasselbe wieder mit Benediktinermönchen und einem katholischen Abt zu besetzen. Der Administrator Christian Wilhelm ließ aber 1630 die mehrsten Klostergebäude abdecken, damit die zur Belagerung Magdeburgs anrückenden Kaiserlichen Truppen keine Zuflucht darin fänden. Der Kaiserliche General Tilly bemächtigte sich nun des Klosters.

Digitized by Google

Seine Truppen zerstörten unter andern auch die Kirche, und es blieb von allen Klostergebäuden fast nichts als die bloßen Mauern stehn. Dem Abt Crusius und seinem Convent ward zwar, vermöge des Prager Friedens 1636, das Kloster wieder eingeräumt, allein in den traurigsten Umständen. Kaum konnte er einige höchst nöthige Wirthschaftsgebäude kümmerlich wieder aufführen. Selbst noch nach dem Westphälischen Frieden konnte das Kloster sich lange nicht wieder erholen, und man konnte daher auch noch nicht die nöthigen Wohngebäude wieder aufführen lassen. Aus der Ursach war auch der Abt Crusius bey seinem Leben bis 1658 nicht im Stande, dem ihm 1653 ertheilten Befehl, wieder einige Alumnen anzunehmen und die Schule wieder herzustellen, Folge zu leisten.

Erst zehn Jahr nachher, 1663, nahm der Abt Sebastian Grebel, auf mehrmaliges ernstliches Verlangen der Landstände, wieder sechs Magdeburgische Landeskinder als Alumnen an, denen er freyen Tisch und Wohnung gab, und sie von den Conventualen unentgeldlich unterrichten ließ. Außer diesen Alumnen, worunter verschiedne von Adel waren, scheinen unter ihm weiter keine Jünglinge in der Klosterschule erzogen zu seyn, indem von 1663-1685 nur 27 Jünglinge Unterricht und Erziehung im Kloster genossen haben.

Der Abt Wolfhard aber fing mit dem Jahr 1686 aus freyem Entschluß an, die Klösterlichen Schulanstalten ansehnlich zu erweitern. Er vermehrte die Anzahl der Alumnen oder Beneficiaten, obgleich in der 1688 publicirten Magdeburgischen Policey-Ordnung den protestantischen Klöstern nur anbefohlen war, nicht unter sechs Alumnen zu halten. Er nahm auch außer den Conventualen noch verschiedne Lehrer für die Schule an, unter welchen sich der bekannte Lexicograph, Benjamin

Digitized by Google

Hederich, und Werner Jacob Clauſius auch als Schriftſteller hervorgethan haben. Er ließ in allen damals gebräuchlichen Schulwiſſenſchaften Unterricht geben, ließ auch ſchon Rede- und Diſputirübungen anſtellen, und die Schule ward ſo frequent unter ihm, daß bey ſeinem Leben von 1686-1709 ſchon 95 Jünglinge, und darunter 35 vom Adel, in die Schule des Kloſters aufgenommen wurden, die zum Theil vier bis fünf Jahr und länger daſelbſt ſtudirten. Sie hatten nur zum Theil Freyſtellen. Die übrigen lebten entweder ganz oder doch eine Zeitlang auf ihre Koſten. Es fanden ſich auch ſchon verſchiedne Ausländer darunter, z. B. im Jahr 1689 ein Baron von Görz aus Franken, der nachher als Liebling und erſter Miniſter des Königs Karls des Zwölften von Schweden, ſich ſo berühmt machte, und nach dem Tode ſeines Herrn in Stockholm enthauptet ward.

Kloſter Bergen war alſo ſchon früher, als andre Anſtalten, die in der Folge mit ihm wetteiferten, eine Schul- und Erziehungsanſtalt für den jungen Adel und für den angeſehenen Mittelſtand. Das Halliſche Pädagogium ward z. E. erſt 1713 von Auguſt Herrmann Franke, und wahrſcheinlich nach dem Vorgange und Muſter von Kloſter Bergen, angelegt.

Unter dem Abt Breithaupt, von 1709-1732, nahm die Bergiſche Schule noch mehr zu. In dieſer Zeit wurden nach einem noch davon vorhandnen Verzeichniß 181 Jünglinge aufgenommen, worunter man nicht wenige von ſehr angeſehenen in- und ausländiſchen adeligen Familien, ſo wie auch viele findet, die ſich nachher in wichtigen Poſten verdient gemacht haben, z. E. den nachherigen verdienſtvollen General von Stille. Die Zahl der Lehrer mußte nun auch von Zeit zu Zeit vermehrt werden, unter welchen auch einige, z. E. Hahn und Venzky, Schriftſteller waren.

Digitized by Google

Nach Breithaupts Tode ward 1732 der damalige Superintendant Steinmetz in Neustadt an der Aisch in Franken zum Abt berufen, welcher die Schule gedachter Stadt als Ephorus vortreflich eingerichtet, dabey besonders auf die Erziehung junger Leute von höhern Ständen Rücksicht genommen, und ihr dadurch eine große Frequenz und einen sehr vortheilhaften Ruf verschafft hatte. Er fand also nicht nur seiner Pietät und Gelehrsamkeit wegen, sondern auch als vorzüglicher Erzieher damals schon in großem Ansehn. Er ist es, der sich um die Klosterbergische Schule unsterbliche Verdienste erworben hat, und ihr den ausgebreitetsten Beyfall, den ausgezeichnetsten Ruf, die glänzendste Frequenz, und dabey auch einen vorzüglichen innern Werth zu verschaffen wußte.

Die Anzahl der zu Bergen studirenden Jünglinge nahm unter ihm bald so sehr zu, daß die damaligen Klostergebäude sie nicht mehr fassen konnten. Er entschloß sich also, ein großes und ansehnliches Schulgebäude neu aufzuführen. Aber auch dieß konnte die von allen Seiten herbeyströmenden Jünglinge bald nicht mehr fassen, und es konnten nicht alle aufgenommen werden, die es wünschten und suchten. Manche mußten mehrere Jahre lang darauf warten. Besonders nahm die Schule von 1738 an außerordentlich zu, so, daß jährlich 40 bis 50 und mehrere neue Schüler angenommen wurden, und daß gewöhnlich mehr als 150 junge Leute von Adel und von angesehenen bürgerlichen Aeltern zu gleicher Zeit darauf studirten. Von 1732 bis zu Steinmetzens Tode 1762 sind in allem 930 Jünglinge in die Klosterbergische Schule aufgenommen worden, worunter man nicht nur Kinder von den mehrsten angesehenen adeligen Familien in allen Preußischen Staaten, besonders im Magdeburgischen, sondern auch sehr viele vornehme Ausländer verzeichnet

zeichnet findet, z. E. Reichsgrafen von Erbach, von Solms, von Leiningen, von Stollberg, von Wittgenstein, von Zinzendorf, u. a. m.

Diese Jünglinge wurden unter dem sel. Steinmetz nicht nur für den gelehrten Stand erzogen, sondern fast für alle höhere Stände, für die verschiednen Arten des Civilstandes so wohl, als für den Militärstand unterrichtet und gebildet. Daher auch die Klosterbergische Schule die würdigsten und verdienstvollsten Männer in den wichtigsten Posten und Bedienungen aller Art, und verschiedne berühmte Gelehrten, so wohl in den Preußischen Staaten als im Auslande, unter ihre ehemaligen Zöglinge zählt. Ich nenne unter diesen nur den ehemaligen Preußischen Minister von Hagen, den jetzigen verdienstvollen, allgemein verehrten Preußischen Minister Grafen von Schulenburg-Kehnert, Hrn. Hofrath Wieland, Hrn. Conf. Rath Steinbart, Hrn. Hofrath und Bibliothekar Adelung in Dresden, Hrn. Ober-Conf. Rath Silberschlag, Hrn. Conf. Rath Hermes in Quedlinburg. — Bey der Preußischen Armee gibt es noch eine Menge würdiger verdienstvoller Officier, die ehedem in Bergen unter Steinmetz erzogen sind, wovon ich unter andern nur den verdienstvollen General von Kleist in Prenzlow anführen will. Ja es ist fast kein angesehener Stand und Geschäft, besonders in den Preußischen Staaten, und vornehmlich im Magdeburgischen, worin es nicht allgemein geschätzte und verdiente Männer gäbe, die vormals zu Kloster Bergen ihre jugendliche Bildung und Erziehung empfingen, und die noch jetzt in ihrem männlichen und höhern Alter mit innigem Vergnügen ihrer daselbst so nützlich zugebrachten Jugendjahre sich erinnern. Diese angenehme Rückerinnerung ist unstreitig eine wichtige Ursach, daß viele von diesen würdigen

Männern in der Folge ihre Kinder dem Kloster wieder zum Unterricht und zur Erziehung anvertraut haben, welches auch bis jetzt noch nicht aufgehört hat, und daß die Klosterbergische Schule einen so ausgebreiteten, auch jetzt noch fortdauernden guten Ruf sich erworben hat.

Dieser blühende Zustand gedachter Schule ward zwar durch die damaligen Zeitumstände begünstigt und befördert; indem es zu der Zeit außer Kloster Bergen und dem Hallischen Pädagogium wenige oder keine Schulanstalten in Deutschland gab, wo für Bildung und Erziehung der höhern Stände und für den dazu erforderlichen Unterricht zweckmäßig gesorgt worden wäre: allein er war doch kein bloßer Glückszufall, sondern größtentheils Folge und Wirkung der großen Einsichten des sel. Steinmetz in der praktischen Erziehungskunst, und seiner weisen Anstalten, so wie seiner unermüdeten Sorgen und Arbeiten für die Aufnahme der Schule. Wie gut er die Erziehungskunst verstand, davon will ich nur das unverwerfliche Zeugniß des Hrn. Conf. Raths Steinbart in seiner Vorrede zu seinem System der Glückseligkeitslehre des Christenthums S. V. VII. der ersten Ausgabe, anführen. Ebendaselbst S. IV. wird auch bezeugt, wie gut und zweckmäßig für jene Zeiten der Unterricht in den mehresten Wissenschaften, die Theologie ausgenommen, unter dem sel. Steinmetz gewesen sey; welches auch eine Menge andrer ehemaliger Zöglinge der Bergischen Schule, die gewiß jetzt competente Richter sind, bezeugen. Durch seine eigne unermüdete Aufmerksamkeit auf alles, was die Schule anging, und durch seine häufigen Klassenbesuche erhielt er auch Lehrer und Schüler in steter Aufmerksamkeit und Thätigkeit. Er gab nicht viele Schulgesetze, aber er hielt desto ernstlicher und anhaltender über die Beobachtung der einmal vorhandnen wohl überdachten und anwendbaren

Gesetze. Wenn sie auch nicht gerade niedergeschrieben oder gedruckt waren: so wußte er sie doch aufs beste im gehörigen Andenken zu erhalten, und ihnen das nöthige Ansehn zu verschaffen.

In der eigentlichen praktischen Erziehungskunst und deren Verbesserung hat es ihm außer dem unvergeßlichen August Herrmann Franken noch keiner in diesem Jahrhundert zuvorgethan, ob er gleich nur wenig darüber geschrieben hat. Dafür gab er aber ein desto besseres Muster darin. —

Er sparte keine Kosten, wenn sie zur Aufnahme der Schule gereichten. Da er über die ansehnlichen Güter des Klosters ohne Einschränkung disponiren konnte, sie auch mit ewig rühmlicher Uneigennützigkeit, Redlichkeit und Klugheit verwaltete, und wenig für sich selbst gebrauchte, ja für sich fast gar keinen Aufwand machte; so konnte er desto mehr für die Schule verwenden. Er konnte also nicht nur kostbare Bauten für die Schule ausführen; sondern auch die bisherigen zwölf Freystellen vermehren, und stets eine ansehnliche Anzahl von so genannten Beneficiaten oder Alumnen unterhalten. Er erließ auch manchen angesehenen aber unbegüterten Aeltern in der Stille und ohne Aufsehen vieles von den gewöhnlichen Pensionskosten, zumal wenn sie mehr als Ein Kind zugleich auf der Schule zu unterhalten hatten. Ja er unterhielt selbst auf seine Kosten von seinem damals nur mäßigen Gehalt von 700 Thalern und einigen andern abteylichen Einkünften im Stillen mehrere hoffnungsvolle junge Leute auf der Schule. Da er nun noch außerdem unermüdet in andern Werken der Wohlthätigkeit war, wie er denn z. B. den von den Russen geplünderten Predigern der Neumark zu einer Bücherkollekte seinen rückständigen Gehalt, 1063 Thaler, bey seinem Tode vermachte, dem Kloster aber seine ansehnliche Bibliothek schenkte, so hinterließ er seinen Erben sehr wenig, und starb fast arm. Sein

Aufwand für die Schule, aber noch mehr der siebenjährige Krieg hatten dem Kloster zwar einige Schulden verursacht, die es aber gar wol tragen konnte.

Er wählte die Lehrer seiner Schule mit vieler Vorsicht, Klugheit und Gewissenhaftigkeit. Entweder waren sie unter seinen Augen erzogen, so daß er sie von Jugend auf beobachtet und von ihrem Charakter und Geschick die genaueste Kenntniß erlangt hatte, folglich wußte, was sie leisten konnten; oder er suchte sie vorher recht kennen zu lernen, ehe er sie annahm. Zu dem Ende zog er die sorgfältigsten Erkundigungen von ihnen ein, that zu diesem Zweck selbst verschiedne Reisen, besonders nach Halle, um daselbst unter den Studirenden, und vorzüglich unter den Lehrern des dortigen Waisenhauses geschickte Männer zu Lehrern für seine Schule auszusuchen, wobey er sich am meisten des Raths und der Beyhülfe des sel. D. Siegmund Jakob Baumgarten bediente, der stets mehrere geschickte junge Leute um sich hatte. Er sprach sie gewöhnlich vorher mehrmalen, wählte gern solche, die schon Beweise ihrer Lehrgeschicklichkeit gegeben hatten, hörte sie auch, wo möglich, vorher selbst informiren. Er sah bey ihnen nicht bloß darauf, ob sie fromm wären, sondern auch, ob sie vorzügliche Kenntnisse, besonders in dem Fache hätten, worin er sie gebrauchen wollte. Unter den geschickten Bergischen Lehrern und Conventualen seiner Zeit, die zum Theil noch jetzt in ansehnlichen Aemtern leben und wirken, haben sich mehrere auch als Schriftsteller in der gelehrten Welt bekannt gemacht, z. E. Joh. Simon Buchka, Hr. Prof. Reichard in Magdeburg, der nachherige Abt Hähn, Hr. Ober-Conf. Silberschlag, Hr. Gen. Superintendent Silberschlag in Stendal, Hr. Conf. Rath Struensee in Halberstadt u. a. m.

Digitized by Google

Der Pietismus herrschte zwar unter dem sel. Steinmetz zu Bergen, und die Grundsätze, natürlichen Folgen und zufälligen Wirkungen desselben, z. E. eine gewisse Aengstlichkeit und Strenge; die vielen Andachtsübungen, Kopfhängerey und Heucheley mochten wol auf den Unterricht besonders in der Religion, und auf die Bildung, oder Religiosität und Moralität der Jugend, manchen nachtheiligen Einfluß haben. Allein der Pietismus war gewisser Maßen zu des sel. Steinmetz Zeiten Genius seculi, oder herrschender Ton in sehr vielen Gegenden des protestantischen Deutschlands; er hatte auch sein Gutes und trug zu dem Flore der Bergischen Schule und zu dem allgemeinen Vertrauen gegen dieselbe gewiß das Seinige bey. Zu Steinmetzens Zeiten war es z. B. in Magdeburg nicht bloß Neigung zur Pietät, sondern es gehörte gewisser Maßen zum bon ton, die sonntäglichen Erbauungsstunden im Kloster Bergen zu besuchen, die denn freylich auch durch die Steinmetzischen Vorträge für Geist und Herz ihrer Besucher gewiß ihren Nutzen hatten, und die Achtung und das Zutrauen fürs Kloster, besonders in der Nähe, gewiß befördern halfen. — Der sel. Steinmetz gehörte übrigens unstreitig zu den aufgeklärtesten, verständigsten und rechtschaffensten Anhängern des Pietismus. Das Uebertriebene desselben würde unter ihm zu Bergen weit weniger geherrscht haben, wenn nicht manche Lehrer, besonders Hähn, der unter ihm lange Lehrer, Conventual, Inspektor der Schule und Pastor war, und der um Unterricht und Disciplin en detail sich wirkliche Verdienste erwarb, es nicht so sehr geliebt und befördert hätte. Es gab doch aber auch manche unter den damaligen Lehrern, die entweder sehr verständige und tolerante, oder gar keine Freunde des herrschenden Pietismus waren, demselben auch zum Theil entgegen arbeiteten,

und dadurch seinen nachtheiligen Einfluß auf die Jugend nicht wenig milderten.

Hier schrieb Joh. Simon Buchka als Lehrer jene Satyre auf den Pietismus, betitelt: Muffel, oder der neue Heilige, welches zu seiner Zeit sehr wirkte, und gewiß mehr, als sein Gedicht: die Bußthränen, wodurch er gewisser Maßen jene erstere Schrift widerrief. Auch der ehemalige Rector Jonä, der erst Schüler, dann Lehrer, dann Conventual und endlich Rektor der Schule ward, und der vor acht Jahren als Propst in Krossen verstorben ist, gehörte nie zu den Freunden des Pietismus, sondern arbeitete ihm, besonders in seinen besten Jahren, mit Kraft und Nachdruck entgegen, wobey ihn das große Ansehn und die Liebe, die er sich als Lehrer und Rektor zu erwerben gewußt hatte, sehr unterstützten.

Die großen und unsterblichen Verdienste, die sich der sel. Steinmetz um die Bergische Schule erwarb, so wie seine Klugheit, Frömmigkeit und Rechtschaffenheit, verschafften ihm eine unglaubliche Hochachtung bey seinen Zeitgenossen. Selbst Friedrich der Einzige, dem er gewöhnlich mit seinem Neujahrsglückwunsch die jährlichen Listen der Schüler zu Kloster Bergen zusandte, beehrte ihn jedesmal mit den huldvollsten Antworten und schätzte ihn in einem hohen Grade. — Auch noch jetzt, lange nach seinem Tode, lebt das hochachtungsvolle Andenken an diesen würdigen Mann in den Herzen aller derer, die unter seiner väterlichen Aufsicht und Leitung den Grund dazu legten, das zu werden, was sie jetzt in wichtigen Aemtern und Verbindungen sind. Seine Verdienste werden auch hoffentlich sobald nicht in Vergessenheit gerathen. —

In seinen letzten Lebensjahren von 1756–1762 verminderten die Unruhen des siebenjährigen Krieges, und die Gefahr, worein

Digitized by Google

Magdeburg durch die mehrmalige Annäherung der Feinde Preußens kam, zwar die Anzahl der im Kloſter ſtudirenden jungen Leute; allein er hinterließ ſeinem Nachfolger, dem Abt Hähn, doch noch eine Anzahl von 90 Zöglingen. Dieſer aber beleidigte bald durch ſeinen Eigenſinn, durch ſeine Herrſchſucht und pietiſtiſche Strenge, und durch ſeinen Hang zu Kleinigkeiten nicht nur die beſten Lehrer, ſo daß ſie einer nach dem andern das Kloſter verließen: ſondern er erregte auch dadurch den Unwillen und die Unzufriedenheit der Zöglinge; ſo wie er ſich eben dadurch auch um die Achtung und das Zutrauen des Publikums brachte. Beſonders mißfiel dem größten Theil des Publikums die ſtrenge Pietiſterey des Abts, die nun freylich immer mehr aus der Mode kam, und immer mehr von ihrem Anſehn und von ihrem Terrain verlor. Aus unzeitiger Sparſamkeit zog er alle die Freyſtellen wieder ein, die Steinmetz über die beſtimmte Zahl von zwölf gehalten hatte, ſo wie er überhaupt bey aller Gelegenheit die Ausgaben für die Schule zu verringern ſuchte. Dadurch ſo wohl, als durch ſtrenge Oekonomie und ſeltne Uneigennützigkeit, die er überall bewies, brachte er es zwar in den acht Jahren ſeiner Adminiſtration von 1762 bis 1770 dahin, daß er die von Steinmetz hinterlaßnen Schulden des Kloſters bezahlen, und noch über 6000 Thaler Kapital ſammeln und beylegen konnte. Dagegen aber ſank in dieſer Zeit die Schule endlich bis auf 20 Jünglinge herunter, die mehrentheils Alumnen oder Beneficiaten waren.

Dieß ſchnelle Herabſinken einer Schule, welche noch vor Kurzem ſo anſehnlich und blühend geweſen war, machte natürlich Aufſehn, und erregte auch die ganze Aufmerkſamkeit Friedrichs des Zweyten, welchen der General Lentulus davon unterrichtet hatte. Der König ſchrieb das auffallende Herunterkommen einer ſonſt ſo zahlreichen und ihm ſo werthen Schule, der Pietiſterey

des Abts zu, die es aber doch nicht allein bewirkte. Um der Schule kräftig wieder aufzuhelfen, hielt es der König für nöthig, den Abt Hähn vom Kloster zu entfernen. Er ward nun Generalsuperintendent in Ostfriesland, wo er erst im vorigen Jahr gestorben ist.

Darauf ward der damalige Direktor des Koburger Gymnasiums Frommann 1771 an Hähns Stelle zum Abt berufen. Zugleich ward der ehmalige Rektor Jonä, der seit 1764 Pastor in Aschersleben gewesen war, von neuen wieder zum Rektor bestellt. Außer ihm und dem Pastor des Klosters, wurden noch zwey andre Haupt- oder Oberlehrer, nemlich der jetzige Geh. Oberbergrath Mönnich in Berlin, und der nachher in Frankfurt verstorbne Prof. Zobel, folglich in allen vier, mit ansehnlichen Gehalten angesetzt, und vom geistlichen Departement in Berlin confirmirt. Außerdem wurden noch viele andre wichtige Veränderungen und Verbesserungen der Schule durch die weise Vorsorge und unermüdete Thätigkeit des verdienstvollen Ministers von Zedlitz zu Stande gebracht. Der Ruf und die großen Erwartungen von diesen Veränderungen, die thätige Theilnahme des Königs und seines Ministeriums an der Aufnahme der Bergischen Schule, und der Ruhm des sel. Frommanns, machten sie in Kurzem wieder so frequent und blühend, daß sie bald gegen die 130/140 Zöglinge zählte, wie denn überhaupt unter dem sel. Frommann, von 1771/1774, in der kurzen Zeit von drey Jahren, 164 Scholaren in dieselbe aufgenommen sind. — Man vermehrte nun das schon vom sel. Steinmetz aufgeführte sehr ansehnliche Schulgebäude noch mit einem neuen, das wenigstens an die 20/30 Zöglinge mit ihren Inspicienten aufnehmen kann. Die gegenwärtigen Schulgebäude des Klosters könnten also allenfalls noch eine größere Anzahl von Zöglingen fassen, als

Digitized by Google

unter dem sel. Steinmetz schon wirklich zu gleicher Zeit darin gewohnt haben, deren Anzahl, wie oben gedacht ist, an die 150 stieg. — Auch ward noch vom sel. Frommann zum Besten der Schule ein sehr geräumiger und bequemer Reitstall aufgeführt, und eine Reitbahn angelegt. Die Hälfte von den festgesetzten zwölf ganzen Freystellen wurde in halbe verwandelt, daß also nunmehr achtzehn Jünglinge daran Theil nehmen konnten.

Allein die Schule ward, ungeachtet dieser Verbesserungen, das doch noch nicht ganz wieder, was sie unter Steinmetz gewesen war. Der Anwachs der Zöglinge kam zu schnell, zu unvorbereitet. Die mehrsten Lehrer waren neu, und wurden in der Eil zusammenberufen; man konnte daher nicht erst lange aussuchen, prüfen und wählen. Wenige von ihnen waren mit dem Lokalen der Schule bekannt, worin sie arbeiten sollten, und verschiedne hatten auch im Unterricht und Erziehung der Jugend noch gar keine Uebung gehabt. Statt der vorigen Strenge riß nun eine zu laxe Disciplin ein, die zu mancherley Unordnungen leitete. Der sel. Abt Frommann bewies zwar in seinem neuen Posten den redlichsten Eifer und die rühmlichste Thätigkeit; allein er bekam mit einem Mahl zu viel, nicht nur mit der Schule, sondern auch mit den ökonomischen Geschäften des Klosters zu thun, war anfänglich zu unbekannt mit seiner neuen Lage, war zu gütig und nachgebend, lebte zu kurz, und war in seinen letzten Jahren zu wenig gesund, als daß er das aus der Schule hätte machen können, was man erwartete, und was er bey einem längern Leben und bey dauerhafter Gesundheit daraus zu machen wol im Stande gewesen wäre.

Als nach dem Tode des sel. Frommanns der jetzige Abt Resewitz, welcher durch sein Buch von der Erziehung des Bürgers, und andre pädagogische Schriften seine vorzüglichen

Einsichten vom Erziehungswesen der Welt vor Augen gelegt hat, darauf zum Abt erwählt ward, fand er zwar bey dem Antritt dieser Stelle 1775 noch an die 120 Zöglinge in der Schule vor. Allein verschiedne Ursachen, die dem Publikum nicht unbekannt sind, und wovon ich hier nur die große Menge der seit 1775 überall verbesserten oder neu angelegten Schulen, Erziehungsanstalten und Philantropine anführen will, verminderten nach und nach die Anzahl der Zöglinge der Bergischen Schule, so daß sie nun schon seit acht Jahren zwar nicht viel über vierzig mehr gestiegen, aber auch nicht weit darunter gefallen ist. Diese Anzahl erhält sich auch noch bis jetzt. Ueberhaupt sind unter Resewitz von 1775 an bis jetzt beynahe drittehalb hundert Zöglinge in die Schule aufgenommen worden.

Da jeder Kenner des Schul- und Erziehungswesens zugeben wird, daß der innere Werth und der Flor einer Schule nicht bloß nach der größern oder geringern Anzahl ihrer Schüler oder bloß nach ihrer Frequenz beurtheilt werden müsse: so kann man auch aus der verminderten Frequenz der Bergischen Schule wol nicht mit Grund auf einen geringern Werth oder auf eine Verschlimmerung derselben in den neuesten Zeiten gegen die vorigen, schließen. Die innern zweckmäßigen Einrichtungen einer Schule, die gute Lehrart und der gute Unterricht, die auf derselben herrschende ächte Erziehungsgrundsätze, und ihre guten Wirkungen auf die zweckmäßige Bildung ihrer Zöglinge, entscheiden wol mehr ihren wahren Werth, ihre Vorzüge und ihre Nützlichkeit, als die große Zahl ihrer Schüler, die von so vielen zufälligen Umständen abhängt, und die gar zu leicht für die eigentlichen Zwecke der Schulen, für den Unterricht und für die Bildung der Jugend, mehr hinderlich und nachtheilig werden, als sie befördern kann.

Digitized by Google

In wie weit aber die gegenwärtige Verfassung und innere Einrichtung der Schule zu Kloster Bergen, und die Grundsätze und Vorschriften, wornach beym Unterricht, bey der Erziehung und bey der Disciplin verfahren werden soll, an sich gut, zweckmäßig und besser als ehemals sind, wird jeder unbefangne Kenner der Sache leicht aus der vom Abt Resewitz 1783 herausgekommnen zweyten Nachricht vom Pädagogio zu Kloster Bergen ersehn können. — Freylich kommt bey dergleichen an sich auch noch so zweckmäßigen Einrichtungen und Vorschriften alles darauf an, wie darüber gehalten wird, wie sie befolgt und ausgeführt werden, und ob sie en detail ausführbar sind. — Darüber kann aber nur der richtig urtheilen, der mit gehöriger Kenntniß und Erfahrung im Schul- und Erziehungswesen überhäuft, die innigste und anschauendste Localkenntniß von der gegenwärtigen innern Beschaffenheit der Bergischen Schule zu verbinden im Stande ist. —

Uebrigens ist es nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht unwahrscheinlich, daß die Schule zu Kloster Bergen, wenn manche zufällige Ursachen ihrer jetzigen geringern Frequenz wegfallen sollten, auch in Hinsicht auf die Zahl ihrer Zöglinge schneller wieder steigen könne, als sie nach und nach gesunken ist. Es hat wol nicht leicht eine Schule alles so beysammen, was sie frequent und blühend, und für ihren Zweck recht brauchbar machen könnte, als diese Schule es in sich vereinigt.

Das Kloster hat eine Lage, wie man sie sich für eine Schule nur wünschen kann, und wie sie gewiß nur wenige Schulen in ganz Deutschland haben. Es liegt in einer sehr reizenden, gesunden und stillen Gegend auf dem Lande; und doch nicht weit entfernt von einer angesehenen Handelsstadt und Hauptstadt einer blühenden Preußischen Provinz. Ersteres schafft der Schule alle

Digitized by Google

die Vortheile, die das stille, ruhige, einfache und gesunde Landleben für die Wissenschaften, und deren Studium, und selbst für die Moralität und Gesundheit bey der Jugend haben kann. Hier ist also der Zwang und das sorgsame Einschließen und Bewachen junger Leute nicht nöthig, die man bey der Lage einer Schule mitten in einer volkreichen Stadt, oder gar in der Nähe einer zahlreichen Universität, nicht wol unterlassen darf. Hier, im Kloster Bergen, kann man den jungen Leuten den Genuß der freyen Luft und der schönen Natur nicht nur auf dem geräumigen, erhabenen und daher fast von allen Seiten freyen, Spielplatz, — nicht nur selbst von ihren Zimmern, die fast alle die herrlichsten Aussichten haben, — nicht nur in dem großen und angenehmen Klostergarten, — sondern auch in den das Kloster umgebenden reizenden Gegenden und Fluren ohne Schwierigkeit und ohne weite Wege verschaffen; — ja man kann diesen Genuß hier den ältern und zuverläßigen Jünglingen ohne specielle Aufsicht gestatten. Bey alle dem aber erleichtert die Nähe der Stadt Magdeburg den Zöglingen im Kloster Bergen den für ihre Bildung und äußern Sitten so nöthigen Zutritt zu angesehenen Familien, so wie den Umgang und die Bekanntschaft mit gebildeten Menschen aller Art. —

Die sehr geräumig und zweckmäßig angelegten ansehnlichen Schulgebäude fassen nicht nur eine zahlreiche Menge von Zöglingen mit ihren Lehrern; sondern schaffen ihnen so viel Raum und Bequemlichkeit, als es wol nur bey sehr wenigen andern Schulanstalten möglich ist.

Der erst vor 20 Jahren angelegte Reitstall, die mit guten, zum Theil sehr kostbaren Instrumenten versehene Maschinenkammer, das reichlich versehene und jetzt sehr instructiv und zweckmäßig angeordnete Naturalienkabinett, und die

Digitized by Google

ansehnliche Bibliothek, geben der Bergischen Schule ebenfalls keine geringen und unbedeutenden Vorzüge.

Der ausgebreitete Ruf und das Zutrauen, welche diese Schule seit Steinmetzens Zeiten beym Publikum gehabt und noch immer nicht ganz verloren hat, lassen auch hoffen, daß mehrere Aeltern, wenn ihnen reelle Verbesserungen dieser Schule bekannt werden, derselben gern ihre Kinder wieder anvertrauen werden, zumal wenn ihnen der Unterhalt ihrer Kinder, durch Herabsetzung der Pension und Anlegung mehrerer Freystellen, erleichtert werden könnte. —

Der ansehnliche Fond des Klosters, der wol nicht leicht wohlthätiger für den Staat, und besonders für die Provinz, in deren Centro es liegt, und auch nicht zweckmäßiger verwandt werden könnte, als auf eine Schule, die schon so viele Vortheile für den Staat und für die Nachbarschaft gestiftet hat und noch mehrere stiften kann, bietet die schönste Gelegenheit dar, zur Hebung und Verbesserung der Schule noch mehr zu thun, als bisher geschehn. — Dieses Fonds wegen, der schon vor so vielen Jahrhunderten ad pios usus bestimmt und bisher unter so manchen Schicksalen so glücklich dafür erhalten ward, und der durch das Steigen des Werths der ansehnlichen liegenden Gründe des Klosters eher zunimmt als abnimmt, braucht auch die Bergische Schule keine Geldhülfe, sondern nur Schutz, nur Begünstigung, nur weise Aufsicht und Vorsorge, nur Beförderung guter Einrichtungen vom Staat, nur das Zutrauen des Publikums, nur zweckmäßige, weise, haushälterische und uneigennützige Administration des klösterlichen Fonds, wovon sie unterhalten wird, wenn sie blühen und dem Staate und dem gemeinen Besten noch größere Dienste leisten soll, als sie bisher schon geleistet hat.

* * *

VII.

Anekdote.

Die Fragen, Urtheile und Geständnisse des schlichten Menschenverstandes sind für den, der ihren Inhalt zu würdigen weiß, oft so lehrreich, daß man einen ganzen Theil seiner Schulweisheit unbesehens dafür hingeben möchte.

Der Pastor — in Hamburg hatte auf Veranlassung sehr nachdrücklich davon gepredigt, „daß es bey dem Christenthum hauptsächlich aufs Thun, nicht aufs Wissen und Glauben ankomme.“ Nach der Predigt kommt ein alter braver Bürger zu ihm: „Gedacht hebb' ik et immer wol, dat et so were; aber ik hebbe nich de Corrage hatt 't to glöben, wil 't de ohle Goeze anders sede.“

Wer hierüber eines Commentars bedarf, von dem hat wenigstens das Land der praktischen Psychologie keine eroberungssüchtigen Absichten zu befürchten.

F.

Register

des zweyten Bandes.

May.

Hundertjähriges Gedächtniß Friedrich Wilhelms, des Großen.

Seite.

I. Andenken an große Deutsche Männer, ein Mittel zur Erweckung des Patriotismus. Von Herrn Doktor Kramer. 5

II. Lobrede auf den großen Kurfürsten. Von Herrn Rektor Fischer. 13

III. Friedrich Wilhelms Herzensgüte. Von Herrn Consistorialrath Streithorst. 45

IV. Friedrich Wilhelms Heldenruhm; ein Hymnus von Herrn von Kleist. 57

V. Ueber die ihm zu Ehren geschlagnen Münzen. Von Herrn Kammerdirektor Eichholz. 69

VI. Vergleichung Friedrich Wilhelms mit den gleichzeitigen Regenten. Von Herrn Regierungssekretär Stubenrauch. 73

VII. Seine Verdienste um Halberstadt. Von Herrn Assistenzrath Lucanus. 95

VIII. Friedrich Wilhelms thatenvolles Leben; besungen von Herrn Regierungsreferendarius Schwarz. 103

IX. Friedrich Wilhelms Unsterblichkeit; ein Hymnus, von Herrn Canonicus Gleim. 107

X. Tedeum. Von Herrn Rektor Fischer. 111

Juni.

Seite.

I. Elegie an Sophiens Grabe. Von Herrn Regierungsreferendarius Schwarz. 113

II. Ueber eine Beschuldigung, die man Friedrich dem Einzigen gemacht hat. Von Herrn v. M. 119

III. Hauptstellen aus Sarpi. Von F. 126

IV. Ueber die Verurtheilung des Sokrates. Von Herrn Prorektor Nachtigal. 127

Digitized by Google

Seite.

V. Ein Brief von Kaiser Heinrich dem Vierten an Papst Gregor den Siebenten. Von L. 147
VI. Der Falkenflug, eine Belohnung des geretteten Vaterlandes. Von L. 151
VII. Ueber die Gewalt der Leidenschaften in den Jünglingsjahren. Von Villaume. 153
VIII. Warum sinkt der Geschmack an Werken der Dichtkunst? Von Herrn Regierungsreferendarius Schwarz. 176
IX. Natalia. Von Ebendemselben. 181
X. Beytrag zur Beantwortung der Frage: Sind unsre Eide zweckmäßig? 189
XI. Prüfet alles, und das Gute behaltet. Von Z. 191

Juli.

Seite.

I. Concino-Concini, oder Empörung eines Königs gegen seinen Diener; vom Hrn. Rath Schulz. 193
II. An Herrn Johannes Abel, von dem Hrn. Kriegs-Secretair Schmid. 234
III. Friedrichs Religionssystem. Fortsetzung; von dem Herrn Rektor Fischer. 235
IV. Die Villeggiatura, und eine Seligsprechung auf dem Kapitol. Vom Herrn Prof. Moritz. 267
V. Ueber Größe und Erhabenheit. Vom Herrn Hofrath Große 275
VI. Kurzer Kommentar über die letzten Zeilen des Gleimschen Gedichts: Was ist Gott? 303

August.

Seite.

I. An den Friedenskongreß zu Reichenbach; von einem Brandenburgischen Patrioten. 305
II. Ueber Freyheits-Revolutionen. Vom Herrn Hofrath Heyne. 311
III. Historischer Patriotismus. 326
IV. Die Völkerstämme. 327
V. An den König Leopold, bey Seiner Ankunft in Wien, im März 1790. Von Herrn Canonicus Gleim. 355
VI. Kurze Geschichte der Schule zu Kloster Bergen. 357
VII. Anekdote. 382

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF

FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM

CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23 1891 APRIL 11, 1918

CoLibri
COVER SYSTEM ®
Made in Italy

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23 1891 APRIL 11 1918

CoLibri
COVER SYSTEM ®
Made in Italy

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23 1890 APRIL 11, 1918

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23, 1901 APRIL 11, 1918

Digitized by Google